Ludwig Giesebrecht

als Dichter, Gelehrter und Schulmann

dargestellt von

Franz Kern.

Als Anhang:

Ferdinand Calos Leben

erzählt von

Ludwig Giesebrecht.

Stettin, 1875.
Verlag von Th. von der Nahmer.

Vorrede.

Die Biographie beruht auf den von Ludwig Giesebrechts Vater angefangenen, von dessen Söhnen Adolf (gestorben 1855 als Provinzialschulrath in Königsberg) und Friedrich (Ludwigs Zwillingsbruder, Konsistorialrath in Mirow) bis zum Jahre 1829 fortgesetzten Familiennachrichten, auf mündlichen und schriftlichen Mittheilungen seiner nächsten Angehörigen, auf dem von der Familie zu diesem Zweck dem Verfasser übergebenen handschriftlichen Nachlaß, darunter Briefe an seine Frau und Kinder. Von besonderem Werth für seine Charakteristik ist seine langjährige Correspondenz mit seinen beiden Neffen, dem Geheimrath Wilhelm von Giesebrecht in München und dem Professor Eduard Böhmer in Straßburg. Und nicht nur diese Correspondenz haben beide Gelehrte mit gütigster Bereitwilligkeit dem Verfasser zur Benutzung anvertraut, sondern auch in mündlichem oder schriftlichem Verkehr fördernde Theilnahme für die Biographie während der Entstehung derselben gezeigt. Für die Darstellung von Giesebrechts theologischen und philosophischen Ueberzeugungen ist mir seine Correspondenz aus dem Jahre 1870 mit dem Superintendenten Hasper in Stettin sehr willkommen gewesen. Die Inhaltsangabe seiner historischen Arbeiten (Seite 61 bis 64) und das auf Seite 69 und 70 über ihn als Historiker ausgesprochene allgemeine Urtheil verdanke ich den Mittheilungen meines Collegen, des Dr. Georg Haag in Stettin. Die Schilderung seiner didaktischen und pädagogischen Bedeutung gründet sich auf

eigene Anschauung des Verfassers, eines von pietätsvoller Dankbarkeit erfüllten Schülers von Giesebrecht während der Jahre 1840 bis 1848.

Von Druckschriften, abgesehen von den in der Darstellung erwähnten, ist benutzt „Das Pfarrhaus zu Mirow und seine Bewohner“ von Julie Adler (verstorbenen Frau des Gymnasialdirektors Adler in Halle), Tochter von Professor Karl Giesebrecht, Ludwigs ältestem Bruder. Eine überaus lautere Quelle für die Zeichnung seiner Persönlichkeit sind Giesebrechts eigene Werke, seine Gedichte mit den Anmerkungen, wie seine prosaischen Schriften, besonders die Aufsätze in der Damaris. Denn auch seine wissenschaftlichen Arbeiten sind durchzogen von seinen Lebensansichten, und diese hat er sein langes Leben hindurch mündlich und schriftlich ausgesprochen mit nie etwas verschweigender, nichts bemäntelnder Wahrhaftigkeit.

Stettin, im November 1874.

Franz Kern.

Inhalt.

Anhang.

Wer als Dichter seine Lieder aus tiefster Brust hat tönen lassen, unbekümmert darum, ob sie dem Geschmack der großen Menge zusagen, wer in seinen religiös-philosophischen Abhandlungen an seiner Ueberzeugung festgehalten hat, ohne sich dadurch stören zu lassen, daß er nach rechts hin als Freigeist verschrieen, nach links für einen unklaren Mystiker ausgegeben wird, bietet durch seine Schriften dem, welcher seine Persönlichkeit darstellen will, eine klare, reichlich fließende Quelle. Solch ein Dichter, solch ein Schriftsteller war Ludwig Giesebrecht. In ihm war die literarische Thätigkeit nicht abgelöst von der menschlichen Persönlichkeit, er hat nie einen erborgten Schmuck erhabener Gedanken oder tiefer Gefühle umgehängt, um damit auf dem Markt der Welt zu gelten und eine täuschende Rolle zu spielen. Was er dichtend und denkend geschrieben, das hat er gelebt; all der Blüthenreichthum von Gedanken und Liedern ist in seinem eigenen Lebensgarten still empor gekeimt, er hat ihn mit keinem exotischen, schnell verdorrenden Gewächs trügerisch geschmückt.

So tritt aus den Schriften dieses Mannes von seltener Wahrhaftigkeit jedem Leser, auch dem, welcher den Autor nie gesehen, ein klares, nirgend mit sich im Widerspruch stehendes Bild seiner edlen Persönlichkeit entgegen. Aber anschaulicher und farbenreicher wird das Bild, wenn man ihn auch aus seinen Briefen und aus seiner amtlichen Thätigkeit kennen lernt. Denn er hat durch seine Persönlichkeit als Lehrer gewirkt reinigend und begeisternd, nachhaltig und tief erregend wie wenige, seine Schüler erziehend zur Freiheit nicht minder als zur Besonnenheit, ein unversöhnlicher Feind alles flachen phrasenhaften Geredes, jeder nebelhaften Unklar-

heit. Und aus seinen Briefen lernen wir ihn kennen als einen Mann, der das allerinnerlichste Gemüths- und Geistesleben verband mit dem lebendigsten Interesse für den Gang der Weltgeschichte, für die Geschicke des heißgeliebten Vaterlandes, lernen ihn kennen als den unbestechlichen Vertreter des Rechtes, als den unbeugsamen Vertheidiger der Wahrheit und dabei lebhaft empfänglich für alles Schöne in der Kunst, in der Natur und Menschenwelt bis zum spätesten Greisenalter.

Diesem Manne, so gut ich vermag, ein biographisches Denkmal zu setzen, treibt mich dankbare Pietät, nicht minder aber die feste Ueberzeugung, daß Ludwig Giesebrecht eine literarische Persönlichkeit von solcher Bedeutung ist, daß eine einfache Darlegung seines schlichten Lebensganges und seiner Gedankenwelt die Erfüllung einer Pflicht ist, welche ihm gegenüber die Gerechtigkeit erfordert.

Wir haben in unsern Tagen
Der Alten vor uns gedacht;
Wer aber wird nach uns fragen,
Wenn über uns ruhet die Nacht?

Wird sich meine Seel' erheben
Hinauf in das ew'ge Licht,
Doch nieden auch möcht' ich leben
Im Herzen, das von mir spricht.

Wer mag dahinein sich versenken,
Der sage und klinge mit an:
Daß nach uns ein Angedenken
Still wahre, was wir gethan!

So lautet einer seiner Trinksprüche für die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, welcher er lange Zeit als hervorragendes Mitglied angehört hat. Und mit Recht durfte er sich dessen getrösten, daß in Bezug auf ihn erfüllt werden würde, was er in diesen wehmüthigen Worten als eine ihn still beseligende Hoffnung ausgesprochen. Sein Name gehört für alle Zeit der deutschen Literatur aus mehr als einem Grunde an.

Daß er in der Geschichte als gewissenhafter, anregender, zum Theil bahnbrechender Forscher Bedeutendes geleistet, erkennen die Fachgenossen willig und dankbar an, aber auch als Dichter ist er viel größer, als er nach der geringen Verbreitung seiner Poesien erscheint. Manche viel gelesene Dichter, deren Name in aller Munde ist, stehen sehr tief unter ihm an Begabung und Bedeutung, und doch haben seine Poesien von ihrem ersten Hervortreten an bis auf den heutigen Tag nur ein kleines Publikum gehabt. Dafür wird aber noch in später Zeit manches Gedicht von ihm leben und wirken, wenn jene Tagespoeten mit all ihren Versen längst verklungen und vergessen sind. Das Höchste freilich, was Schiller in seinem bekannten Epigramm von dem Werk des Künstlers fordert, allen zu gefallen, wird seinen Poesien nach ihrer eigenthümlichen Art nie zu Theil werden; weil er aber der urtheilslosen Menge, den Vielen, denen gerade das Werthlose, das nur für den Augenblick Geltende so unsäglich gefällt, nie hat gefallen wollen, so ist zu hoffen, daß seine tief aus dem Herzen geschöpfte, gedankenschwere, formvollendete Lyrik, mit der er es dem kleinen Kreise, den Wenigen recht gemacht hat, ein werthvolles Eigenthum der deutschen Nation bleiben und viel länger leben wird als die hohen Bäume, die jetzt das stille Dichtergrab auf dem Kirchhofe seines geliebten Jasenitz umrauschen. Und vielleicht wird der Kreis von denen größer, die den Schatz erkennen und würdigen, auf welchen schon vor Jahren Männer wie Vilmar und Gödeke mit warm anerkennenden und mahnenden Worten hingewiesen.

Und ähnlich ist es mit seinen Aufsätzen in der Damaris. Sie werden ihre Leser noch in ferner Zukunft haben; denn sie sind nicht bloß Ergebnisse sorgfältiger Detailstudien, sondern voll von originalen Gedanken über Religion und Kunst, anregend und erfrischend auch da, wo sie den Widerspruch manches Lesers herausfordern, und dabei dargestellt in makellos schöner und edler Sprache.

Und nimmt man nun hinzu, daß dieser Dichter und Denker als frischer, begeisterter Jüngling Mitkämpfer gewesen ist in dem Befreiungskriege, als bejahrter Mann Kaiserwähler in Frankfurt

und nach den bittern von ihm sehr tief empfundenen Jahren der Enttäuschung noch den gewaltigen Krieg mit Frankreich, in welchem seine Enkel mitkämpften, die glorreiche Aufrichtung des neuen deutschen Reiches erlebt hat, und erwägt dabei, daß dieses bedeutende Stück deutscher Geschichte in seinen Dichtungen und Briefen sich wiederspiegelt, so hat auch von diesem Gesichtspunkt aus Ludwig Giesebrechts Leben Anspruch auf Darstellung.

Freilich sein einsames, still umfriedetes Gelehrtenleben, wie es ruhig dahin geflossen ohne ungewöhnliche, von außen erschütternde Ereignisse, bietet dem nach romanhafter Spannung verlangenden Leser nichts, es läßt uns aber hineinschauen in ein reiches Gewoge, in ein mächtiges Fluthen von Gedanken und Gefühlen, in eine durch Reinheit und sittliche Hoheit imponierende Persönlichkeit.

Ludwig Giesebrecht's Vaterhaus ist das Pfarrhaus in Mirow, einem Marktflecken in Meklenburg-Strelitz, der früher eine Johannitercomthurei war, die, in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gegründet, bis zum Westfälischen Frieden im Besitz des Ordens blieb, dann säcularisiert und dem Meklenburgischen Fürstenhause überwiesen wurde. Von seinem Geburtsort gab Ludwig, als er in Greifswald studierte, in einem Briefe an seinen Bruder Friedrich folgende poetische Schilderung: [1])

Blaudunkle Wasser fließen klar und helle
In grüner Ufer wohlgezierten Mitten,
Und Wälder, Auen, Wiesen, Heerden, Hütten,
Ein Städtlein auch sehn in die schöne Welle.

Und dort auf eines Eilands enger Stelle
Da blickt es weiß, als wie mit Mädchensitten
Aus Nebelschleier, scheint verschämt zu bitten:
Zieh' nicht vorüber, freundlicher Geselle.

Ein Kirchlein hebt sich über Christengräber,
Und gegenüber lächelt weiß und traulich
Ein Fürstenschloß auf seine Wasser nieder.

Dort rief der Herr, der ewge Freudengeber
Mich an das Licht, gab Leben mir und Lieder,
Und dieser Ort bleibt ewig mir erbaulich.

Die verwittwete Herzogin Elisabeth Albertine, die in Mirow von 1751 bis zu ihrem Tode (1761) ihre Hofhaltung hatte, berief 1753 einen jungen Theologen aus Unna in Westfalen, Leithäuser, zum Pfarrer des Marktfleckens und der dazu gehörigen Parochie. Leithäuser war ein Theolog aus Baumgartens Schule, von inniger Religiosität, zugleich eine dichterisch gestimmte Natur, die dem gläubigen Gefühl wie dem Scherz und der heiteren Neckerei den Ausdruck zu finden wußte. Und als der junge Pfarrer sich verheirathet und einen eigenen Hausstand gegründet hatte, wurde das Pfarrhaus, welches dem Schlosse gegenüber, wenige Schritte von ihm entfernt lag, oft von den fürstlichen Kindern besucht.

Als im Pfarrhause das erste Kind erwartet wurde, war das auch für das fürstliche Schloß ein Ereigniß. Die Herzogin schenkte der jungen Mutter die Wiege aus Pflaumenbaumholz, darin ihren eigenen Kindern — unter ihnen der Prinzessin Charlotte, der nachmaligen Königin von England, Georgs III. Gemahlin — früher war gebettet worden; und als Leithäuser sein neugeborenes Töchterchen taufte, war als Zeugin der heiligen Handlung außer andern Mitgliedern der herzoglichen Familie die Herzogin selbst gegenwärtig, nach welcher die Getaufte den Namen Elisabeth erhielt. Diese Elisabeth Leithäuser, im Jahre 1772 mit dem Pfarrer Benjamin Giesebrecht, dem Nachfolger ihres Vaters, vermählt, war Ludwig Giesebrechts Mutter. Wie sie und ihre Geschwister in der großherzoglichen Wiege geruht hatten, so wiegte sie nun in derselben ihre Kinder. Darauf beziehen sich unseres Dichters Verse:

Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich, was ich bin.

Ludwig Giesebrechts Vater stammte aus Rostock. Dort war gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts der Kammmacher Ben=

jamin Giesebrecht aus der Fremde, wahrscheinlich aus der Danziger Niederung eingewandert; dessen Sohn Johann Heinrich erlernte das Handwerk des Vaters. Als es diesem aber nicht nach Wunsch ging und er in Folge des stockenden Erwerbes immer mehr zurückkam, faßte er den Entschluß, nach Indien zu gehen, um dort schnell Schätze zu erwerben und dann zurückzukehren. Mit tiefem Schmerz trennte er sich von Frau und Kindern und trat die Wanderung nach den Niederlanden an; aber er erreichte die See nicht, sondern erkrankte in Rotterdam und starb dort im Hospital. Die Wittwe zog nun mit ihren beiden Söhnen Benjamin und August von Rostock, wo sie Blüchers Spielkameraden gewesen waren, nach Anklam zu ihrer dort ansässigen Mutter. Benjamin, der sich für das Studium der Theologie entschied, besuchte die Anklamer lateinische Schule, August kam zu einem Barbier in die Lehre. Beide wuchsen zu schönen, kräftigen Jünglingen heran. Es war die Zeit des siebenjährigen Krieges und die preußische Militärbehörde wollte sie, ungeachtet sie sich als Meklenburger kundgaben, als Rekruten einstellen. Diesem Schicksal entzogen sie sich durch rasche Flucht. Den jüngeren, August, führte nach manchem Umherirren sein Geschick nach Holstein. Er erlangte die Mittel, in Kopenhagen Medicin zu studieren, heirathete und wurde ein geschickter und geachteter Arzt. Zuletzt lebte er in Heiligenhafen; hier raffte ihn ein ansteckendes Fieber hin (1789), desselben Tages, derselben Stunde, da seine Mutter in Mirow, in seines Bruders Benjamin Pfarrhause starb. O, sieh da, meine gute Mutter! rief er kurz vor seinem Tode aus, indem er sich im Bette aufrichtete, und sank erschöpft zurück. Der ältere Bruder Benjamin ging nach seiner Flucht aus Anklam auf die Hallische Universität. Als nach dem Abschluß des Hubertsburger Friedens kein Militärzwang mehr zu besorgen war, kam er wieder nach Pommern, lebte hier und in Meklenburg einige Jahre als Hauslehrer und wurde, als Leithäuser in Mirow starb, dessen Nachfolger im Amt (1769). In seiner Antrittsrede sprach er die Worte: „So nimm mich, geliebtes Mirow, in Deinen Schooß auf, sei Du der Hafen, wo ich nach so vielen Stürmen und Un-

gewittern eine stärkende Ruhe genießen kann.“ Drei Jahre später verheirathete er sich mit seines Vorgängers ältester Tochter, der sechzehnjährigen Elisabeth.

In dieser Ehe wurden elf Kinder geboren, das neunte und zehnte Zwillinge, Ludwig und Friedrich. Zwei von den Kindern, das älteste, ein Knabe und eine im elften Jahre der Ehe geborene Tochter, starben in der frühesten Kindheit, die übrigen wuchsen zur Freude ihrer Eltern heran und erreichten zum Theil ein hohes Alter. Zwei von ihnen leben noch gegenwärtig in ihrem Geburtsort Mirow, Friedrich, der Zwillingsbruder Ludwigs, Nachfolger seines Vaters im Pfarramt und seit 1865 als Consistorialrath emeritiert, bei ihm seine Schwester Friederike, jetzt in dem † 3. Mai 1875. hohen Alter von 87 Jahren. Der älteste von den Söhnen war Karl, geb. 1782, gestorben als Professor in Berlin 1832, der Vater des berühmten Geschichtsforschers Wilhelm von Giesebrecht † 18. Octbr. 1889. in München. Zwei Jahre älter als die Zwillinge war Adolf, der als Provinzialschulrath in Königsberg im Jahre 1855 starb. Von den Töchtern waren Luise und Auguste in Meklenburg mit den Pfarrern Dulitz und Probsthan verheirathet, Henriette wurde die Pflegerin der früh verwaisten Kinder Karls, des ältesten Bruders, Friederike hat zu längeren Zeiten in Ludwigs Hause in Stettin gelebt und ging zu Friedrich, als dieser Wittwer wurde. Das jüngste Kind, Ernestine, verheirathete sich mit dem Professor Böhmer in Stettin, dem Amtsgenossen Ludwigs am Stettiner Gymnasium; ihr Sohn ist Eduard Böhmer, Professor der romanischen Sprachen in Straßburg, der mit seinem Onkel Ludwig zusammen die beiden letzten Jahrgänge der Damaris herausgegeben hat.

Der Pfarrer Giesebrecht war eine schlichte, ehrwürdige Persönlichkeit, voll festen Gottvertrauens, gewissenhaft und hingebend in seinen amtlichen Pflichten, dabei nicht ohne gutmüthige Schalkhaftigkeit im Verkehr mit den Seinigen. Daß er in seinen theologischen Ueberzeugungen unabhängig war und in literarischen Arbeiten, in welchen er diesen Ausdruck gab, nicht nach dem Beifall der Vorgesetzten strebte, geht daraus hervor, daß ihn die Regierung mit

disciplinarischen Maßregeln bedrohte, falls er die in den „nützlichen Beiträgen zu den Strelitzischen Anzeigen“ veröffentlichte Abhandlung über die ersten Capitel der Genesis fortsetzen werde. Seine Frömmigkeit zeigte sich nicht in besonderen äußeren Einrichtungen wie regelmäßigen Hausandachten, sie durchdrang aber sein ganzes Thun und Treiben und wirkte gerade, wo sie in schweigendem, tiefinnerlichen Gebete sich zeigte, mächtig und nachhaltig auf das Gemüth der Kinder. Solche Erinnerung aus seinen Knabenjahren lebte in Ludwig Giesebrecht noch in seinem siebzigsten Jahre. Er erzählt, wie er einmal in früher Morgenstunde in den Garten geeilt und dort den Vater auf einer Bank einsam sitzend getroffen. Dieser habe seinen Morgengruß freundlich erwidert, sei aber still nachdenkend geblieben. Auf die Frage, ob er krank sei, ein lächelndes Nein; und auf die weitere Frage, ob er denn traurig, habe er die Augen aufgeschlagen, die der Sohn voll Thränen gesehen, und geantwortet: „Nein, mein Sohn, mir ist sehr wohl, mir ist sehr wohl, mir ist selig zu Muthe; ich habe gebetet.“

Außer solchen und ähnlichen Erinnerungen wirkte nach Ludwigs eigenem Zeugniß auf ihn die Art, wie sein Vater bei einem ärgerlichen Vorfall in seiner Gemeinde sich der damals noch bestehenden Kirchenbuße gegenüber verhielt, und wie derselbe sich freute, als die geistliche Disciplinargewalt landesherrlich aufgehoben wurde. Die Erinnerung an einen andern Vorfall und das Verhalten seines Vaters dabei hat den Sohn, als im Jahre 1845 die Frage, ob der Geistliche befugt sei, das Abendmahl zu verweigern, auf dem Provinziallandtage und im Publikum zur Sprache kam, zuerst bestimmt, ohne Bedenken auf die Seite der Verneinenden zu treten. Ein wesentlicher Charakterzug Ludwigs, entschiedene, unverhohlene Abneigung gegen jede geistliche Willkür, ist also vom Vater auf den Sohn übergegangen. Noch weiter auf seinen Lebensgang einwirkend war die Neigung des Vaters zum Schulamt. Als Pfarrer empfand dieser es schmerzlich, da er in einer Zeitung die Worte las, in Meklenburg scheine die Erziehung noch wenig bearbeitet zu sein, und äußerte in Folge dessen freimüthig, die Klage über die Vernachlässigung des Erziehungswesens sei sehr gerecht. So

hat er sich denn auch bis in sein hohes Alter hinein die Aufsicht über die Schulen seiner Parochie höchst angelegen sein lassen, er war Pädagog aus Pflicht, wie aus natürlichem Trieb. Die Mirower Schule hat sich unter seiner Leitung so gehoben, daß sie etwa dreißig Jahre lang Zöglinge gebildet hat, die vierzehn Jahre alt für die Secunda des Joachimsthalschen Gymnasiums und des grauen Klosters in Berlin geeignet befunden wurden. In den „moralischen Gedanken vom gesellschaftlichen Leben", die er als Programmabhandlung der Schule im Jahre 1775 schrieb, zeigt er sich als einsichtsvollen besonnenen Pädagogen, und an der Arbeit in der Schule hat er selbstthätig mitgeholfen. Mit Meierotto stand Benjamin Giesebrecht in persönlicher und brieflicher Verbindung; dessen Bild, ein Gegenstand besonderer Theilnahme, hing in dem Wohnzimmer der Familie, selbst da der Gefeierte längst gestorben war. Auch poetische Begabung, die in allen Söhnen des Hauses, am mächtigsten allerdings in Ludwig sich gezeigt hat, war in dem Vater vorhanden, der sich in deutschen wie in lateinischen Versen versuchte; sie ist aber auch ein Erbtheil von mütterlicher Seite, wenn auch nicht von der Mutter unmittelbar; denn das Mirower Kirchenbuch enthält von dem Pfarrer Leithäuser manche innig empfundenen Neujahrsreime, und den Tod seiner gütigen Herzogin hat er in einer längeren Elegie besungen.

Die Mutter selbst ist durch ihr mildes, gottergebenes Wesen von dem allergrößten Einfluß, wie auf alle ihre Kinder, so auf Ludwig gewesen. Noch in seinem zweiundsiebzigsten Jahre bezeichnet er ihren Geburtstag als einen hohen Festtag für sich.

Und dieselbe Empfindung durchweht das schöne Gedicht, das er als bejahrter Mann in Jasenitz an seine Tochter Anna gerichtet, bei welcher er oft seine Ferien verlebt und die letzten Lebensjahre gewohnt hat:

Versenkt in mein Empfinden, meine Träume,
Geh ich in deinem Garten froh allein,
Herbstsonne wärmt mich mit mildklarem Schein,
Umspielt mit Gelb und Roth das Grün der Bäume;

Und daß ich ja kein froh Gefühl versäume,
Trittst du in meine Kreise zu mir ein,
Und Vater, Tochter, Enkel im Verein
Durchwandeln wir die heimlich heitern Räume.

Lieb schmiegt die junge Frau sich an den Alten,
Sie fühlt als Kind und Mutter sich zugleich,
Sich in des Liebeslebensstromes Mitten.
Und über mir — wär' er da abgeschnitten?
Nein. Meinen Augen nur bist du verhalten:
Ich fühle dich, Mutter, dich im Geisterreich.

Diese Mutter hat reiches Glück in ihrer stillen Häuslichkeit erlebt, aber auch so schweres Weh, wie selten ein Menschenherz. Das erstgeborene Kind starb nach ganz kurzer Krankheit noch vor Vollendung des ersten Jahres. Der Schmerz über diesen Verlust war groß, und die Mutter hat später oft gesagt, wie sie sich an Gott versündigt in ihrem Gram, da sie sich gar nicht habe darein ergeben können, daß er ihr das Kind so schnell genommen. Sie habe gemeint, wenn eine lange Krankheit ein Kind vom Mutterherzen nähme, so könne man sich eher in diesen Gedanken finden und ergebungsvoll sein; aber ein so plötzliches Entreißen sei zu hart. Sechs Jahre später starb wieder ein Kind, nachdem es vorher Monate lang an schmerzlicher Krankheit gelitten hatte. Da lernte die Mutter, wie thöricht ein Menschenherz ist, wenn es Gott zu meistern gedenkt. Die unsäglichen Leiden des geliebten Kindes zerrissen ihr Herz noch mehr, als der plötzliche Verlust, und endlich, als der Tod des Kindes Schmerzen endete, war das Weh der Trennung dasselbe. Sehr schweres Leid brach über sie und die ganze Familie herein bald nach der Geburt Adolfs, des achten Kindes, in Folge einer hitzigen Krankheit.

Nach einem Aderlaß nämlich wurde die Kranke ohnmächtig; wieder zum Bewußtsein gebracht, ruft sie nach Licht, da es so finster um sie sei. Es wird Licht gebracht, aber das Auge sieht den Strahl nicht — sie war erblindet. Alle ärztliche Hülfe, die im Lande und außerhalb in Anspruch genommen wurde, war

umsonst; die Blindheit wurde für unheilbar erklärt. Eine Zeit lang hatte sie wohl noch zuweilen helle Blicke. So sah sie einmal die Tasse auf dem Schrank stehen. Da rief sie schnell ein Kind, es solle sein Köpfchen auf die Stelle legen. Aber gleich wurde wieder alles um sie dunkel, sie hat das Antlitz keines Kindes wieder gesehen. Auch die letzte Hoffnung, die sie hegte, als sie eines Tages ein aufgeschlagenes Buch sah und ihr das Wort „endlich" daraus entgegenleuchtete, erwies sich als eine trügerische. Die Blinde hat, nachdem das erste Weh überwunden war, ihr Leid drei und dreißig Jahre bis an ihren Tod mit gottergebener Heiterkeit getragen. Sie lebte wie ein stiller, freundlicher Engel im Hause, störte nie das fröhliche Treiben der jungen Mädchen und ging gern auf die Scherze des Vaters ein. Wenn zuweilen eine komische Scene ein allgemeines Lachen erregte, das die Mutter hörte, ohne die Veranlassung sehen zu können, so bat sie nur freundlich: „Kinder, gebt mir von Eurem Vergnügen etwas ab und erzählt mir, was ihr vorhabt." Und ihre Milde ging so weit, daß sie herzlich mit lachte, wenn ihre Blindheit komische Vorfälle herbeigeführt hatte. Am goldenen Hochzeitstage war sie ganz besonders heiter, obwohl auch das Gehör ihr mehr und mehr verging. Voll heiliger Milde und inniger Ergebenheit in Gottes Willen hatte sie nur den einen Wunsch, früher von der Erde zu scheiden als der geliebte Mann. Während ihres letzten Lebensjahres verlor sie das Gehör gänzlich, und eine Unterhaltung mit ihr konnte nur durch eiserne von Ludwig in Stettin besorgte Buchstaben geführt werden, die sie mit den Fingern fühlend entzifferte, dabei oft scherzend, daß sie in ihren alten Tagen noch einmal buchstabieren müsse. Sie zeigte dabei eine bewunderungswürdige Gabe schnell und richtig aufzufassen und fragte sich aus einzelnen Hauptwörtern ganze Geschichten heraus. Im Jahre 1823 starb sie, drei Jahre darauf ihr Mann im Alter von 85 Jahren.

In wehmüthiger, pietätsvoller Erinnerung an seine Eltern, an die glücklichen Kinderjahre im Elternhause und an den Herzog Karl von Meklenburg-Strelitz, den Vater der Königin

Luise dichtete Ludwig, als er schon in Stettin einen eigenen Hausstand gegründet hatte, folgende Verse:

Im Vaterhause war ich o wie reich!
Denk' ich daran, so werd' ich ernst und weich.
Drei Brüder hatt' ich thätig, frei und sinnig,
Fünf Schwestern hatt' ich hülfreich, herzig, innig,
Der Vater ein Prophetenangesicht,
Die Mutter blind und sanft wie Mondenlicht,
Und einen Herzog, wie in deutschem Land
Mein suchend Auge keinen zweiten fand.
Nun bin ich älter worden, bin ein Mann
Am eignen Heerd, und Freude wohnt daran;
Doch meinen Herzog hab' ich nun nicht mehr.
Gleich vollen Halmen, die des Segens schwer,
Hat sich, das huldreich und erquickend stand,
Sein edles Haupt hinab, hinab gewandt.
Und weß sind dort die grün bewachsnen Hügel?
Vater und Mutter tragen Engelflügel.
Und all die andern blutverwandten Lieben
Auch sie sind hin, sie sind mir nicht geblieben,
Sie wandeln dort, ich hier den eignen Gang,
Ein jeglicher, als ihm sein Ruf erklang.
Gar ohne Bruder in dem großen Schwarm,
Das ist doch allzu einsam, allzu arm.
Doch in mir meine Lieder sind noch da,
Und Mirow ist, mein Vaterhaus, mir nah.

Ludwig und sein Zwillingsbruder Friedrich wurden zwei Jahre nach der Erblindung der Mutter geboren, am 5. Juli 1792.

Von seinen Kindes- und Knabenjahren ist wenig zu berichten; sie flossen in harmlosen Spielen, in übermüthigen Scherzen, in großen Freuden und kleinen Leiden hin, wie das Leben jedes frischen Knaben, der in glücklicher Häuslichkeit lebt. Noch im hohen Alter, wenn er seine Geschwister in Mirow besuchte, machte es ihm Freude alle Plätze der Jugendstreiche aufzusuchen, alle Erinnerungen der Kindheit und der Flegeljahre wieder örtlich durchzumachen. Doch war das schwierig genug; denn an vielen Stellen,

wo in seiner Knabenzeit Wald und Gebüsch war, sah er später Ackerfeld. So fand er auch den Teich nicht mehr, der, von Birken, Gebüsch und Schilf eingefaßt, nach seiner und der Spielkameraden Meinung ein grauliches, gespenstisches Wesen, de Waatermöm (die Wassermutter) beherbergen sollte, den Teich, zu dem am Tage die Wasserblumen, die Käfer, besonders das Geheimniß sie mächtig hinzog, an dem aber, wenn die Abenddämmerung herein brach, der Einzelne still und scheu vorüberging. Der Vater hatte seine Freude an dem frischen Treiben der Söhne und war auch nicht ungehalten, wenn sie bei ihren wilden Spielen im Pfarrgarten die sorgsam gepflegten Pflanzungen beschädigten. Er pflegte wohl, wenn die ältere Schwester Henriette darüber ihm klagte, begütigend zu sagen: „Laß sie, es sind Jungen, und besser, sie zertreten unsere Kohlpflanzen als andere; es wird noch immer so viel übrig bleiben, daß wir zu essen haben.“ Und milder noch war die Erziehungsweise der Mutter, war die Art, wie sie Ungezogenheiten der Knaben zurückdrängte und überwand. Sie tadelte nicht, wenn sie sich vergangen hatten, sie strafte nicht, sie schwieg; und wie zerbrach der unbändigste Knabenwille an diesem heiligen Schweigen, das doch nur wie ein leicht durchsichtiger Nebel die Mutterliebe verhüllte. Die wilde Knabenlust mußte aber oft genug stillem Sinnen und Träumen, lebendigem Nachempfinden poetischer Schöpfungen weichen. Ludwig erzählt selbst davon:

„Die Jungfrau von Orleans ist von den Tragödien Schillers die erste gewesen, die in dem stillen, abgelegnen Marktflecken, wo ich aufgewachsen bin, zu mir drang. Ich war damals zehn bis zwölf Jahre alt, als ich das Gedicht zum ersten male las mit knabenhaftem, aber tiefem Entzücken; ich las es wieder und wieder, es schwebte vor meiner Phantasie, wie ein wunderschönes Märchen.

Da brach der Krieg des Jahres 1806 aus. Er führte in meine friedliche Heimath zuerst die weichenden Heerhaufen Blüchers und des Fürsten von Hohenlohe, dann nachdrängende französische Schaaren, eine nach der andern, bis das Getümmel des Krieges sich allmählich weiter in die Ferne zog. So trat mir, ich war nun vierzehn Jahre alt, das goldene Märchen wenigstens theil-

weise in die nächste Wirklichkeit herein; ich verstand nun aus eigener Erfahrung die Worte Thibauts:

> Rings brennen Städte, Dörfer. Näher stets
> Und näher wälzt sich der Verheerung Rauch
> An diese Thäler, die noch friedlich ruhn."

Seinen Unterricht erhielt Ludwig, wie die anderen Brüder, in der Mirower Schule, welcher damals sein Schwager Dulitz als (theologisch gebildeter) Cantor vorstand und an dem einen Tische Abcschützen und an einem andern Knaben mit Tertianerkenntnissen zu Schülern hatte. In dieser Schule wurde Ludwig so weit gefördert, daß er in Großtertia des Gymnasiums zum grauen Kloster in Berlin aufgenommen wurde. Er reiste aus dem Vaterhause am 23. April 1808, während sein Zwillingsbruder Friedrich schon ein halbes Jahr vorher eben dahin abgegangen war. Der Vater fügte der Aufzeichnung von Ludwigs Abreise in den Familiennachrichten die Worte hinzu: „Gott leite auch ihn auf dem besten Wege zur Glückseligkeit!"

Um diese Zeit war der älteste Bruder Karl bereits Professor in Bremen, und der zweite Adolf hatte in Berlin den Gymnasialcursus absolviert und stand im Begriff, auf die Universität Frankfurt zu gehen.

Ludwig verlebte in Berlin als Gymnasiast und als Student die inhaltschweren Jahre bis zum Frühling 1813.

In dieser schwülen und doch so patriotisch erregten hoffnungsreichen Zeit nahm auch der zum Jüngling heranreifende Knabe schon Theil an dem, was die Herzen in der preußischen Hauptstadt so mächtig durchwogte. Hören wir ihn selber von dieser Zeit erzählen:

„Der Friede von Tilsit war geschlossen, aber die königliche Familie mußte noch in Königsberg verweilen, denn Berlin war von französischen Truppen besetzt. Erst im December 1808 verließen sie es, und die ersten Preußen, Schill an ihrer Spitze, zogen ein. Am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise. Kurz vor ihrem Tode schrieb die hochgesinnte Frau von Königsberg aus an ihren Vater,

den Herzog von Meklenburg-Strelitz: „Hat es nicht wie in Spanien auch in Tyrol schon gezündet! — — Gott, wenn die Zeit der Jungfrau wieder käme, und wenn der Feind, der böse Feind doch endlich überwunden würde, überwunden durch die nämliche Gewalt, durch die einst die Franken, das Mädchen von Orleans an der Spitze, ihren Erbfeind aus dem Lande schlugen! — Auch meinen Schiller habe ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden, wie der Geschichtsschreiber der Eidgenossen? Nein! Nein! Lesen Sie nur die Stelle: Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles setzt an ihre Ehre! — Und ich kann noch fragen, warum er sterben mußte. Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich.“

Von diesem Briefe der Königin wußte, als er geschrieben wurde, begreiflich in Berlin niemand etwas; aber Thatsache ist es, daß zu derselben Zeit die poetische Hoffnung auf die Wiederkehr des Mädchens von Orleans auch in der Hauptstadt auf das deutlichste sich kund gab. Woche für Woche wurde, so viel mir erinnerlich, im Theater mehrmals Schillers Jungfrau gegeben, immer vor gefülltem Hause, und waren Franzosen in der Stadt, so fehlte es in den Logen auch nicht an hohen Offizieren des kaiserlichen Heeres.

Ging nun der Vorhang in die Höhe, so wurden die ersten Scenen schweigend angehört, bis Bertrand, den Helm in der Hand, auf der Bühne erschien. Mit reger Theilnahme folgten dann die Zuschauer allen Bewegungen, allen kurzen einleitenden Fragen der Jungfrau bis zu dem begeisterten Hervorbrechen:

> Nichts von Verträgen, nichts von Uebergabe!
> Der Retter naht, er rüstet sich zum Kampf.

Lauter Beifall begleitete, unterbrach die Rede. Dann ward es einen Augenblick still bei der zweifelnden Klage:

> Ach! Es geschehen keine Wunder mehr!

Und von neuem begann der Beifall, wenn Johanna die Antwort gab:

Es geschehn noch Wunder. — Eine weiße Taube
Wird fliegen und mit Adlerskühnheit diese Geier
Anfallen, die das Vaterland zerreißen. — —
Der Herr wird mit ihr sein, der Schlachten Gott.

Die weitere begeisterte Rede der Jungfrau erhielt dann die Stimmung der Hörer noch gehoben, wenn auch ohne lauten Ausbruch. Thibauts Schlußworte und der wehmüthige Anfang des darauf folgenden Monologs beruhigten sogar, aber noch einmal erhob sich der Enthusiasmus, stieg zu seiner Höhe auf und äußerte sich in Händeklatschen und frohlockendem Bravorufen, sobald die Strophe gesprochen wurde:

Wenn im Kampf die Muthigsten verzagen,
Wenn Frankreichs letztes Schicksal nun sich naht,
Dann wirst du meine Oriflamme tragen
Und, wie die rasche Schnitterin die Saat,
Den stolzen Ueberwinder niederschlagen,
Umwälzen wirst du seines Glückes Rad,
Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrein und deinen König krönen.

In gleicher Weise wurden die ganze Darstellung hindurch die Stellen mit Beifall begrüßt, welche das allen vorschwebende Ziel und die Gesinnung aller andeuteten. Vor allem Dunois letzter gewaltiger Kriegsruf:

Zu den Waffen: Auf! Schlagt Lärmen! Rührt die Trommeln!
Führt alle Völker ins Gefecht! Ganz Frankreich
Bewaffne sich! Die Ehre ist verpfändet,
Die Krone, das Palladium entwendet!
Setzt alles Blut, setzt euer Leben ein!
Frei muß sie sein, noch eh' der Tag sich endet.

Wenn aber dann die Gefangene in der Angst um ihren König sich betend auf die Kniee warf:

Höre mich Gott, in meiner höchsten Noth!
Hinauf zu dir, in heißem Flehenswunsch,
In deine Himmel send' ich meine Seele —

da war kein Beifallklatschen mehr, da füllten sich die Augen mit Thränen der Andacht, der heiligen Freude, wenn dem Gebet die Erhörung folgte, der schmerzlichen Siegeslust, wenn die Siegerin verwundet da lag, der Erhebung, wenn sie einer Verklärten gleich mit ihrer Fahne sich aufrichtete und sterbend niedersank.

So fühlte Berlin in den Tagen unsrer Erniedrigung, und Berlin war damals mehr als die Hauptstadt des Landes, sie war das schlagende Herz der Nation: was hier gefühlt wurde, wurde weithin im nördlichen Deutschland mitgefühlt."

Aus dieser Zeit — Ludwig war noch Gymnasiast — stammt ein Gedicht von ihm an seinen Bruder Adolf, in welchem sich das heiße Verlangen nach der Befreiung des Vaterlandes von der Fremdherrschaft durch männlich kühnes Wagen deutlich kund gibt. Es schließt mit den Worten:

Bruder, auch in unsern Tagen
Ist es noch des Lebens werth;
Aber weißt du, was uns fehlet?
Nur ein Herz in Muth gestählet
Und ein gutes, scharfes Schwert.

Neben der patriotischen Erregung, die mächtig in ihm lebte, arbeitete er aber mit regem, unermüdlichem Fleiß an seiner wissenschaftlichen Bildung. Außer den Gegenständen, die im Gymnasium gelehrt wurden — auch das Italienische gehörte dazu — lernte er für sich spanisch und dänisch, und auf der Schule schon zeigte sich, worauf sich später die wissenschaftliche Arbeit des Mannes richten sollte. In den Zeugnissen, die er erhielt, werden seine Leistungen in der Geschichte und im Deutschen mit großer Anerkennung hervorgehoben, in dem letzteren Gegenstande einmal in der Fassung „sehr merklich im deutschen Stil und in der Ausbildung seines Verstandes", und schon dem Kleinsekundaner wird bezeugt, daß einige Religionsaufsätze ihn besonders

empfohlen hätten. Auch für die griechische Literatur zeigte er das lebendigste Interesse. Am wenigsten zog ihn die Mathematik an, doch trieb ihn sein Pflichtgefühl, es auch hierin zu den erforderlichen Leistungen zu bringen. Dagegen scheint es fast, als ob die patriotische Erregung ihn in der letzten Zeit seines Schülerlebens gehindert hat, sich mit demselben Fleiß wie früher mit dem Französischen zu beschäftigen. Der Schule und ihren Lehrern, zu denen zuletzt auch sein Bruder Karl gehörte, der von Bremen nach Berlin berufen war, bewahrte er stets pietätsvolle Gesinnung und nannte die Schule die geistvolle und gütige Pflegerin seiner allgemeinen Bildung. Im Einzelnen gedachte er noch in hohem Alter dankbar des Geschichtsunterrichts, den er als Sekundaner von Delbrück erhalten, und wie eine Aeußerung desselben nachhaltig auf ihn gewirkt habe. „Delbrück, so erzählt Giesebrecht in seinem drei und siebzigsten Jahre, sprach von Phocäa, der ionischen Stadt, deren Mauern die Perser wohl zerstört, aber die Bewohner seien entwichen und die Träger Griechischer Cultur im fernen Barbarenlande geworden, indem sie Massilia gründeten. So, fügte der Meister hinzu, können Menschen wohl dem göttlichen Willen widerstreben, aber aufheben können sie ihn nicht, sondern müssen ihn, selbst wider ihren Willen, ausführen helfen. Der Gedanke traf mich, er ist mir später aus dem Sinn gekommen und ist immer wieder in mir erwacht und hat andre Gedanken geweckt: noch jetzt, sobald die Namen Phocäa, Massilia, Delbrück mir begegnen, sei es von außen her oder durch mein Gedächtniß herbei geführt, steht er wieder in mir da, das einfache Samenkorn, aus dem allmählich im Laufe meines Lebens bis heute sich alles entwickelt hat, was von philosophischer Betrachtung der Geschichte in mir aufgegangen ist.“

Noch in seine Schulzeit fallen auch seine ersten dichterischen Versuche. Karl Giesebrecht, der schon früher manche poetischen Arbeiten veröffentlicht hatte, unter andern ein Trauerspiel Sertorius, stand mit Fouqué, Franz Horn und andern, welche der romantischen Schule angehörten, in näherer oder fernerer Verbindung. In dieser Atmosphäre wurde Ludwigs Lust am Dichten geweckt und

genährt. Poesien aus dieser Zeit stehen in dem von Fouqué herausgegebenen Frauentaschenbuch und in dem Jahrbüchlein deutscher Gedichte auf 1815. Einige davon hat später der Mann, als er im Alter von vierundvierzig Jahren zum ersten Male seine Gedichte sammelte, für werth gehalten, sie der Sammlung einzuverleiben, und als der vierundsiebzigjährige Greis sie um einen Band vermehrt zum zweiten Male herausgab, darin stehen lassen. Mit Recht. Denn es ist in der That erstaunlich, mit welcher Meisterschaft er schon in so jugendlichem Alter die Form beherrschte. Ihr Inhalt ist mannigfach. Die Zeitverhältnisse (wie in dem oben erwähnten), die deutsche Kaisergeschichte wie die Geschichte seiner eigenen Familie finden darin Ausdruck. [2]) Auch ein allegorisches Gedicht „die Brautfahrt", vortrefflich in der poetischen Diction, aber nicht deutlich in der Beziehung, ursprünglich als Hochzeitsgabe für seinen Bruder Karl bestimmt, gehört zu diesen frühesten Poesieen. [3]) Das beste von allen ist wohl der „Sarg auf der Maasinsel", ein Gedicht voll inniger Empfindung und in edler, kräftiger, maßvoller Sprache. Ich theile es hier mit, weil es in der That von großem Interesse ist zu sehen, wie früh unser Dichter eine hohe Vollendung in der Form erreicht hat:

Ein Schifflein steuert die Maas hinab,
Ein Stiller im lustigen Kreise.
Nun, Pilger, kommst du von Christi Grab,
Erzähl' uns Geschichten der Reise.

„Was ich mit Augen des Leibes sah,
Ist schnell dem Gedächtniß entschwunden,
Und was mir ewig und innig nah,
Liegt stumm im Herzen gebunden."

Ein Eiland steigt aus dem Wasser der Maas,
Das hält nur wenige Schritte,
Drauf wuchert Epheu und thauiges Gras,
Und Birken umhangen die Mitte.

Da legen sie an um die Mitternacht,
Bis Frühroth stiege zum Rande,
Und Einer hält bei dem Schiffe die Wacht,
Die Andern gehen zu Lande.

Sie treten hin, wo die Birken stehn,
Zu ruhen, zu schlafen, zu träumen;
Da steht, wie die Zweig' aus einander wehn,
Ein Sarg in den schattigen Räumen.

„In dem Sarge da", hebt der Pilger an,
„In dem Sarge, liebe Gesellen,
Liegt Kaiser Heinrich, der mächtige Mann,
Einsam, umrauscht von den Wellen.

Vom Papste gebannt, vom Sohne entthront,
Ohne Grab, ohne Trauer und Ehre!
Keine Kerze für ihn, als der dämmernde Mond,
Nur des Thaues fließt ihm die Zähre."

Und alle knien auf dem grünen Plan
Um den Sarg in herzlicher Trauer,
Und es hebt sich Gesang, sich ein Requiem an,
Durchleuchtend die nächtlichen Schauer.

Drauf, als sie gesungen und ausgeklagt,
Die Andern gehen zum Strande,
Und als der Morgen, der knospende, tagt,
Das Schifflein steuert vom Lande.

Der Pilger bleibt auf der Insel allein
Bei dem Sarg in ärmlicher Klause,
Und nächtlich singt er bei Sternenschein
In der Woge leises Gebrause.

Als er im Herbst 1812 mit seinem Bruder Friedrich zugleich vom grauen Kloster abging, gab das Programm von ihm folgende Charakteristik, von der mir sein Bruder Friedrich mitgetheilt hat, daß sie der Wahrheit gemäß war: „Ernst, hoher Sinn für Rechtlichkeit und Ehre, Festigkeit, welche zuweilen an Unbeugsamkeit grenzen mag, sind die Grundzüge seines Charakters, welcher seinen Lehrern durch Pflichtmäßigkeit und Regelmäßigkeit in

allen seinen Verhältnissen werth geworden ist. — — Er widmet sich dem Lehrfache, zu welchem er sich durch philologische und philosophische Studien ausbilden wird. Möge er in ihnen eine glühende Phantasie kühlen, welche, unbefriedigt die äußere Welt zurückstoßend, nur in Idealen der Wissenschaft ihre Heimat finden wird."

Sein Mannesleben hat gezeigt, daß seine Lehrer den Kern seines Wesens erkannt haben, und auch die am Schlusse ausgesprochene Prophezeiung ist in Erfüllung gegangen.

Nach rühmlich bestandenem Examen reiste er in seine Heimat, bei allem Ernst der Gesinnung, der früh in seine Brust eingezogen, doch ein frischer, froher Jüngling, der sich kindlich darauf freute, wieder wie früher die interessanten Kletterpartieen auf die Bäume in dem Pfarrgarten zu unternehmen, wenn die Bäume es nur lohnen. Doch der Aufenthalt bei den Eltern und Geschwistern dauerte nicht lange. Schon am 13. October 1812 reisten die beiden Zwillinge nach Berlin, um dort ihre Universitätsstudien zu beginnen.

In die erste Zeit seines akademischen Lebens, vielleicht schon früher, fällt das Aufkeimen und Emporblühen einer Jugendliebe, die sein Herz Jahre lang mächtig bewegte und, als das schmerzlich süße Hoffen sich nicht erfüllte, ein tiefes Weh, ein leidvolles Angedenken in ihm zurückließ.

Da sang er in der ersten Zeit des bangen Sehnens nach der „Wonnereichen, der seiner Lieder innigste gebühren":

Unnennbar Leben müßte mir beginnen,
Könnt' ich nur, wie ich sehne, fort von hinnen,
Zu dir, zu dir, wo deine Augen scheinen.

Wie wird mir licht auf deinen stillen Auen,
Und fühlt' ich deine Huld zu mir sich neigen,
Entquöllen Lieder, Thränen mir unzählig.
Nun, du Geliebte, weh zugleich und selig
Muß ich dein Bild beständig in mir schauen,
Du sehnst vielleicht nach mir, und ich muß schweigen.

Da kommt er sich, nun er ihr nah und doch so fern ist, nun er schweigend und fest gebannt vor ihr steht, wie ein durstiger Pilger an dem Rand der Quelle vor, wenn er still in ihrer Augen Sterne schaut. Was hilft es seiner leidenschaftlichen Sehnsucht, wenn ihm ferne Hoffnung winkt, daß doch noch einmal „die Maientochter mit ihres Leibes zarter Blüthe, die huldvolle, von seligem Frieden umflossene", sein eigen werden soll. Die Hoffnung ist ihm ein schwacher Stab, darauf der Pilger lehnet:

Vor mir der holden Liebe reines Licht,
Und ich hinweg gewandt zu Nacht und Schweigen.

Und wie innig klingt die schmerzliche Klage um das entschwundene Liebesglück, die Sorge um das Fortblühen desselben:

Und ich hielt dich ja umschlungen,
Selig Kuß um Kuß.
Bist du wieder mir entrungen,
Daß ich weinen muß?

Und wie glühten deine Wangen,
Ach, so magdlich rein,
Und das Aug' in zartem Bangen
Schloß den Himmel ein.

Daß du in geheimes Schweigen
Damals dich verhüllt!
Willst du nimmer mir dich zeigen
Offen, lieberfüllt!

Nicht geschieden, nicht vereinet
Muß ich einsam gehn,
Und die Seele sinnt und weinet:
Ach du warst so schön.

Das Verhältniß löste sich ohne Schuld des Dichters, ohne Schuld der Geliebten. Die Gefeierte war so wenig treulos als kalt, sie war durch Verwickelungen gebunden, die sie nicht zerreißen konnte und die sich schließlich als göttliche Fügung erwie-

sen haben. Damals aber wußte das der Dichter nicht, und er goß seinen Schmerz in die leidenschaftlichen Strophen:

Mir lächle nicht, du Himmelsbläue,
Du Blau der Wasser tief und klar,
Ihr quälet mich, ihr mahnt auf's neue,
Wie das geliebte Auge war.

Und schwerer wird mir, bänger, trüber,
So war es, blau und klar und kalt!
Ihr dunklen Wolken zieht hinüber,
Deckt mir des Himmels Lichtgestalt!

Nein, du in Gluthen sprühndem Walten
Erscheine, herbstlich Abendroth!
Wie schmerzlich, schmerzlich zu erkalten,
Wie schön der lichte Flammentod!

Aus der schmerzlichen Zerrissenheit ging eine Resignation hervor, die schon damals mit dem Lebensglück abgeschlossen zu haben glaubte:

Ja, man rafft sich wohl einmal
Wieder auf zum Leben,
Kann sich von der dunklen Qual
Männlich stark erheben.
Aber Farbe, Glanz und Licht,
Frühlings Blüthentriebe
Suche nur auf Erden nicht
Nach der ersten Liebe.

Zuletzt verklang der Schmerz in linde Wehmuth, welche von der Natur Heilung für die Wunden hofft, die in der Menschenwelt dem Herzen geschlagen sind:

O breite Segelschwingen,
Der Blüthen König Mai,
Du, du wirst mich verjüngen,
Wie alt ich sei.

Mich wird durchwehn, durchschauern,
Dein Hauch, dein sonniger Schein
Ich werde weinen, trauern
Und stille sein.

Das Universitätsstudium wurde schon nach Ablauf des ersten Semesters durch Giesebrechts Theilnahme an dem Befreiungskriege gestört. Der große Frühling, nach dem sein Herz sich so gesehnt, war angebrochen. Er sang davon zu seiner jüngsten Schwester Ernestine:

Schwesterherz, warum nun zagen?
Freue dich und harre aus.
Nach des Winters trüben Tagen
Frühling knospend drängt heraus.

Seinem Hauch ist aufgegangen
Blatt an Blatt in weitem Raum;
Ach, und schon in Blüthe prangen
Sieh der Freiheit grünen Baum.

Muthig, freudig sollst du hoffen,
Zweifel, Angst entweiche dir:
Neuer Himmel steht uns offen,
Deutschem Volk und dir und mir.

Die beiden Brüder Ludwig und Friedrich eilten sofort von Berlin nach Mirow und baten ihre Eltern um Erlaubniß, mit zu ziehen in den heiligen Kampf für Deutschlands Ehre und Freiheit. Mit schwerem Herzen und doch voll Freude über den „deutschen Sinn" seiner Söhne gab der Vater seine Einwilligung. Auch die Mutter, so bange sie der Zukunft entgegen sah, freute sich unter Schmerzensthränen, drei Streiter für diesen Krieg geboren zu haben. Sie sagte: „Ich war anfangs so oft unzufrieden, daß ich unter sechs Kindern nur einen Sohn hatte, aber Gott zeigt mir nun, warum er die Knaben mir später gegeben. Sie sollten noch jung, rüstig und frei sein, wenn er sie gebrauchen wollte in diesem Kriege."
Der Segen, welchen sie Ludwig mit auf den Weg gab, war die

Hinweisung auf Gottes schrankenlose Allmacht und Güte, eine Erinnerung, die der Dichter später zu folgenden Strophen gestaltete:

„Muß mich Schwertes unterwinden,
Ziehen mit der Kriegerschaar!"
Also sprach ich zu der blinden,
Heilgen Frau, die mich gebar.
Thränen in dem Angesichte
Sprach sie: Lies mir die Geschichte
Vom erweckten Lazarus.

Und ich las. Das war der Segen,
Den sie auf den Weg mir gab,
Sei es noch auf allen Wegen
Bis hinunter in mein Grab,
Da ich ruhen und verwesen
Und erwachen und genesen
Und verkläret werden soll.

Noch ist Arbeit zu bestehen,
Noch muß mancher bittre Schmerz
Mit des Nordes eis'gem Wehen
Stürmen durch das wunde Herz;
Aber dich, in allen Tagen,
Will ich tief im Herzen tragen
Muttersegen, Lazarus.

Als nämlich Ludwig um diese Zeit einmal mit der Mutter allein war, verlangte sie, er solle ihr aus der Bibel vorlesen. Auf die Frage, was er lesen solle, erhielt er, wie gewöhnlich die Antwort: Aus dem Evangelium Johannis. Ihm fiel das elfte Kapitel in die Hand, er las es, und sie war davon sehr bewegt. Als er aus dem Kriege heimkehrte, forderte sie ihn wieder auf, ihr vorzulesen, diesmal aber wollte sie bestimmt die Geschichte von der Auferweckung des Lazarus hören. Wie er nun an die Worte Jesu kam: habe ich dir nicht gesagt, so du glauben würdest, du solltest die Herrlichkeit Gottes sehen, strömten die Thränen der Mutter. Ludwig hielt inne. Weißt du noch, fragte sie ihn, was du mir vorgelesen hast, bevor du weggingst? Ihm war die Stelle

nicht mehr gegenwärtig. Es war dieselbe Erzählung vom Lazarus, fuhr sie fort; wie oft habe ich mir seitdem wiederholt: so du glauben würdest, solltest du die Herrlichkeit Gottes sehen! Ich habe geglaubt und habe gesehen', ich habe keinen meiner Söhne verloren.

Zunächst reiste Ludwig nach Berlin, einer Aufforderung Adolfs folgend, um mit diesem nach Breslau zu gehen und „sein Leben zum Opfer für die deutsche Freiheit bei der schwarzen Schaar anzubieten." Friedrich blieb damals zurück, nicht aus freiem Willen, sondern von seinen drei Brüdern dringend ermahnt und von den Eltern herzlich gebeten, um dem Vater künftig bei zunehmender Schwäche Beistand zu leisten. Als aber der Herzog Karl die Jugend seines Landes zum Kampfe aufrief, traten die drei Brüder (auch Friedrich) bei dem neugebildeten Meklenburg-Strelitzischen Husarenregiment ein. Die junge Mannschaft mußte durch preußische Offiziere erst zum Kriegsdienst angeleitet werden. Darüber vergingen die Monate bis Ende Juni. Diese Zeit verlebten die Brüder in Altstrelitz. Ludwig war auch in diesen unruhigen Tagen dichterisch thätig. Patriotische Stimmungen beherrschten natürlich die Seele des jungen Dichters, dafür ein Zeugniß das oben mitgetheilte Gedicht auf den großen Völkerfrühling. In dem begleitenden Briefe sprach er sich über den damaligen Zustand seines Gemüthslebens seiner Schwester Ernestine gegenüber dahin aus, daß er schmerzliche Stimmungen reichlich erfahren habe; doch Gott solle ihn bewahren, daß er diese für das Schlechteste in seinem Leben halte. „Aber freilich," fügt er hinzu, „sie dürfen nichts Feststehendes in der Seele werden; sonst geht durch sie abermals verloren, was sie in uns wirken, die Klarheit und der Friede, ohne welches kein schönes Leben denkbar ist. Ich weiß gar wohl, daß es Menschen gibt, denen diese herrliche Ruhe gleich bei der Geburt mitgegeben wird, und mir wird immer wohl, wenn ich in der Nähe solcher Leute bin. Denen ist freilich anders zu Muthe als uns, und sie mögen vielleicht in alle unsere Sorge und Unruhe hinein lächeln und nicht begreifen können, wie ein Mensch sich selber so viel Mühe mache. Aber wir sind nicht so glücklich geworden,

wir müssen es auf eine andere Art werden, wir müssen durch die Unruhe zur Ruhe, durch Schmerz zur Lust hindringen. Und darum, liebes Kind, sei muthig, denn wir wissen es ja gewiß, wir werden zum Ziele kommen, und es muß alles gut werden." Das vom Leben schon schmerzlich getroffene, leidenschaftlich bewegte, aber um Frieden ringende und muthig hoffende Herz spricht sich deutlich in diesen Worten aus. Und die Gegenwart ließ in der Seele des jungen Kriegers die trüben Stimmungen nicht zur Herrschaft gelangen. Ihm war in Altstrelitz herzlich wohl, in der beglückenden Nähe von lieben Verwandten — seine Schwester Auguste war an den dortigen Pastor Probsthan verheirathet — und bei der Aussicht, nun bald das gute, scharfe Schwert schwingen zu sollen, nach welchem er sich schon auf der Schule gesehnt hatte:

Ich gehe hin und fechte
Für meines Landes Rechte,
Ihm weih' ich Leib und Blut.
Du tritt aus deiner Wolke,
Gieb Freiheit unserm Volke,
Gieb Krieg und Friedensmuth.

Ende Juni erfolgte der Ausmarsch der Husaren aus Neustrelitz, Ludwig und Friedrich unter ihnen. Adolf, der während der Uebungen am Nervenfieber erkrankt war, mußte zurückbleiben. Das Regiment hatte die Bestimmung, in Schlesien zum Yorkschen Corps zu stoßen, wo der jüngere Sohn des Herzogs eine Brigade commandierte. In diese Brigade wurde das Regiment aufgenommen. Es cantonnierte in der Gegend von Brieg bis zum Ende des Waffenstillstandes und nahm dann Theil an der Arbeit und den Erfolgen der schlesischen Armee. Tapfer kämpfte es bei Goldberg und bewahrte eine sehr rühmliche Haltung in der Schlacht an der Katzbach. In dem Bericht, den York an den König sandte, hieß es: „Das Meklenburg-Strelitzsche Husarenregiment nebst zwei Escadrons des dritten schlesischen Landwehrcavallerie-Regiments waren im Moment des hitzigsten Handgemenges die einzig geordnete disponible Cavallerie."

Die beiden Brüder blieben unverwundet; wie es ihnen übrigens in den Kampfestagen ergangen ist, darüber kann ich

nichts mittheilen; doch habe ich in dem Nachlaß Ludwigs ein Blatt gefunden, in welchem er von der Zeit des Cantonnements erzählt. Ich theile das leider kurze Fragment hier mit: „In Brieg gingen wir auf die linke Seite der Oder. Wir kamen nach Bohrau. Dort in der Schenke schrieb ich das kleine Gedicht: „Wo die Havel und Tollense ꝛc.“ nieder, das bereits auf dem Marsch des Tages mich innerlich beschäftigt und sein Dasein erlangt hatte, vielleicht durch Getreidefelder geweckt, an denen wir vorüber eilten.“ Das Gedicht lautet:

Wo die Havel und Tollense
Still durch grüne Felder gehn,
Wo der Haken und die Sense
Hoch in edlen Ehren stehn,

Dorther kommen wir und schwingen
Wir der Sense Ebenbild,
Blank geschärfte Säbel klingen
Wohlgemuth und kühn und wild.

Schnitter auf der Heimath Breiten
Mäht, wenn eure Ernte naht;
Wir auch, ob wir fernaus reiten,
Mähen wohl gereifte Saat.

„Von Bohrau ritt das Regiment im besten Staat dem Zobtenberg zu; es sollte sich den allerhöchsten Herrschaften vorstellen. Der Berg war mir nicht ganz unbekannt. Ich hatte als Knabe noch im älterlichen Hause bei einem Maler Mende, der eine Zeitlang in Schlesien lebte, Unterricht im Zeichnen gehabt: eine Abbildung des Zobten gehörte zu den Vorlegeblättern, an denen mein schwaches Kunsttalent sich viel versucht hatte. Nun sah ich ihn leibhaftig vor mir. Auf der Ebene an dessen Fuß hielten der König von Preußen; ihm zur Rechten der Kaiser Alexander, zur Linken der Herzog Karl von Meklenburg, alle zu Pferde, hinter ihnen ein großer Schweif von Generalen und hohen Offizieren. Vor diesen Richtern wurden wir in Zügen vorüber geführt. Der Kaiser, von aufgeschwemmtem Ansehn, aber beweg-

lich wie Quecksilber, rief einmal über das andre: Ah, le beau regiment! le beau regiment! Was uns begreiflich gar nicht schlecht gefiel. Dem Herzog, einem jungen blühenden Manne von 28 Jahren, war das Vergnügen anzusehen, wenn er es auch nicht so laut äußerte: wir sollten zu seiner Brigade stoßen. Der König zwischen beiden, ernst, von ruhiger Haltung, maß uns schweigend mit seinen Blicken, ohne ein Urtheil kund zu geben. Die Parade war bald abgemacht, und wir zogen unseres Weges. Das Regiment cantonnirte darauf in Zottwitz, einem großen Dorfe bei Brieg, mehrere Wochen bis zum Ende des Waffenstillstandes. Die Bewohner des Dorfes waren meist Polen, die kaum ein Wort Deutsch verstanden; in den Häusern Polnische Sitte, Polnischer Schmutz. Uebrigens gaben mir meine Wirthsleute alles, was sie zu geben hatten, so gut sie es selber genossen; es war nur alles gar Polnisch. Der Dienst war nun wieder ganz wie in Strelitz, oder noch etwas pedantischer. So wurde, bald nachdem wir unser Cantonnement bezogen hatten, ein Parolebefehl erlassen, da wir nunmehr der Ehre genössen, mit den Truppen Sr. Majestät des Königs von Preußen zusammen zu dienen, so werde, um der geziemenden Egalité willen, angeordnet, daß fortan alle Schnurrbärte im Regiment schwarz sein sollten. Der meinige war braun, ich ließ ihn wie er war, und er hat mir keine Anfechtung zugezogen; aber die blonden Bärte wurden die einen durch Höllenstein, die andern durch schwarzes Wachs umgefärbt. Diese brachte die Sonnenhitze in Fluß und schmierte sie über das ganze Gesicht, jene wurden nach wenigen Tagen fuchsroth; man mußte den Befehl zwar nicht zurücknehmen, aber doch vergessen. Um so mehr gab es Sturmbänder, Knöpfe, Sporen und was sonst von Metall war unabläßig zu putzen, die Bandeliere zu schwärzen u. dgl. m."

Als das Regiment nach der Schlacht an der Katzbach auf dem von Regen durchweichten Boden und an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen Mangel leidend drei Tage lang bivouakieren mußte, wurde zuerst Friedrich krank und mußte in das Lazareth. Als er genesen war, kehrte er zu seinem Regiment zurück und

nahm an der Belagerung von Mainz theil. Wegen seiner Kenntniß des Französischen wurde er hier als Parlamentär benutzt. Bald erlag er von neuem den Strapazen, schleppte sich so lange als möglich hin, blieb aber endlich in einem Kloster zu Pont à Mousson liegen. Nach dem ersten Pariser Frieden erhielt er seinen Abschied und ging nach Berlin, um die unterbrochenen Studien wieder aufzunehmen. Gegen Ende des Septembers erkrankte auch Ludwig, wurde mit andern Leidensgefährten von Elsterwerda aus nach Berlin gebracht und lag dort am Typhus darnieder. Erst gegen Ende des Decembers war er so weit hergestellt, daß er, dem ihm gewordenen Befehle gemäß, nach Neustrelitz abgehen konnte. Hier vernahm er, in den ersten Tagen des Januars solle die ausgebildete Ersatzmannschaft für das Regiment diesem, das damals vor Mainz stand, zuziehen, er selbst aber daheim bleiben, um die neueingetretenen Rekruten einzuüben. Das war nicht nach seinem Sinn, sein Gesuch, mit den Ausrückenden gehen zu dürfen, wurde abgelehnt. Da bat er um den Abschied und erhielt ihn. Nach dreimonatlichem Aufenthalt im väterlichen Hause ging er Ostern 1814 auf die Universität in Greifswald und verweilte dort ein Jahr.

Während dieser Zeit war er eifrig mit dramatischen Arbeiten beschäftigt, dichtete unter andern die Fürstin von Burgund, den Herzog Bernhard und König Wenzel. Von all diesen Dramen ist keines gedruckt, ja keines noch handschriftlich vorhanden. Der Dichter selbst hat sie alle in der ersten Zeit seines Stettiner Lebens unter dem Einfluß einer veränderten Lebensanschauung verbrannt und damit Werthvolles vernichtet; denn sein Bruder Karl, wohl vertraut mit der poetischen Literatur der alten wie der neuen Zeit und selbst dichterisch begabt, hat ihm gegenüber wiederholt seine Mißbilligung darüber ausgesprochen. Gegen Ende des Jahres arbeitete er an einem neuen Drama: Ludwig der Fromme. Um diese Zeit schrieb er an seine Brüder nach Berlin über seine dramatischen Dichtungen, die zum größten Theil ein sehr tragisches Pathos gehabt haben müssen. Nach seiner eigenen Aeußerung hat er in ihnen die ewige Gerechtigkeit, die nicht mit sich spielen

läßt, dem Leser vor die Seele geführt. „Das ist ja die Tragödie eben", schreibt er, „daß das gute Prinzip ewig unterliegt dem bösen. Rufe kein Warum in die Welt hinein. Die Antwort, die du erhältst, ist bald klagend, bald beruhigend, bald jammernd, bald hohnlachend; aber es ist immer nur das wiederhallende Echo des Gesprochenen. — Die Nemesis läßt nicht ab, bis alles vollendet ist. Die Welt und Lebensansicht ist nicht heidnisch, sie ist wohl christlich, wie das fromme Lied der Nibelungen. Ja, wie viele der Märtyrer haben geblutet und gelitten, und die Welt hat hohnlachend bei ihren Qualen gestanden". „Ich merke überhaupt" fügt er hinzu, „daß meine Darstellungen etwas dunkler werden, als die früheren Arbeiten. Ob ich den Grund davon außer mir oder in mir suchen soll, weiß ich nicht: ich bin doch mitunter recht fröhlich und lustig, wenn mir das Leben auch wohl ernster wird als sonst." Trübe Stimmung zeigt sich auch in dem Schluß des Briefes: „'Εν μύρτου κλαδὶ τὸ ξίφος φορήσω heißt es in einem alten Skolion. Ich wollte, es würde mir auch so gut, aber mir ist manchmal zu Sinne, als sollte alles grüne Gezweig verdorren und nur das nackte Eisen bleiben." Sonst aber war er voll von Plänen für die Zukunft. Er dachte daran bei der Greifswalder Bibliothek angestellt zu werden, wollte aber damals lieber noch nach Berlin gehen und, „wenn ihm die Herausgabe seiner Dramen nur irgend etwas bringe, sich dort damit, mit Privatunterricht und vielleicht einigen literarischen Arbeiten durchfressen, bis es besser werde." Und wenn für ihn selber nichts in Berlin zu machen sei, ob sich denn — so fragt er seine Brüder — für seine Schauspiele nichts beim Berliner Theater thun lasse. Auch auf Prag hatte er damals sein Auge gerichtet. Er schreibt darüber in demselben Briefe: „Ihr habt auch wohl in den Zeitungen von einem Theaterdirector Liebich in Prag gelesen, der allerlei Vorschläge zur Feier des Jahrestags der Schlacht bei Leipzig gemacht hat. Nach diesen Aeußerungen muß ich ihn wenigstens für einen Menschen halten, der nicht ohne Gemüth und Sinn ist. Meint Ihr, daß ich dem meinen König Wenzel zusende? Ich glaube, die Böhmen sähen ihn wohl. Ich meine, wenn ich der-

gleichen historische Darstellungen über mehrere deutsche Bühnen verbreiten könnte, es wäre damit nicht bloß für mich und meine Persönlichkeit, die ja immer nur Nebensache bleiben muß, sondern für eine ehrliche Sache selbst etwas gefördert."

Die idealen Pläne der jugendlichen Dichterseele sollten sich nicht erfüllen. Der Krieg begann wieder, und wieder trat Ludwig, diesmal als der einzige von den Brüdern, in das Regiment ein. Eine Anzahl neuer Menschen und Pferde mußte eingeübt werden, alle waren auszurüsten. So konnte erst am 16. Juni aufgebrochen werden. Die Meklenburger Husaren hofften noch zu rechter Zeit auf dem Schauplatz des Krieges erscheinen zu können. Als das Regiment durch Westfalen zog, dichtete Ludwig ein Lied, in welchem er die Waffengemeinschaft mit den Preußen feiert:

Noch einmal, noch gilt es ein Wagen,
Wir folgen dem leitenden Stern.
Wo deutsche Klingen schlagen,
Da bleiben die unsern nicht fern.

Nun vorwärts, rüstige Preußen!
Heil euerm König und euch!
Ihr sollet uns Brüder heißen,
Wir schirmen mit euch das Reich.

Als sie aber Belgien und die französische Grenze erreichten, war der Kampf bereits entschieden; sie hatten nur Vorpostendienste vor mehreren Festungen zu thun. In dieser Zeit schrieb er an seine Schwester Ernestine: „Meiner Gesundheit wegen sei unbesorgt, wir leben zu gemächlich, als daß einem etwas zustoßen könnte, wenn es unser Herr Gott nicht so recht eigentlich haben will oder man sich gar dem Satan verschreibt. Vor dem letzteren hüte ich mich nun, so viel ich kann, und der andere wird es wohl gut mit mir meinen, wie er es immer gethan hat. Uebrigens aber, wenn Ihr noch etwas von Euren Landsleuten haltet, die jetzt in Frankreich sind, so betet nur, daß der Himmel uns bald nach Deutschland zurückführe; denn wir werden hier täglich

schlechter, und so wir uns noch einige Jahre hier aufhalten, wird es uns eben so gehen, wie unsern Vorfahren in der Zeit der Völkerwanderung, denn alles deutsche Wesen entartet unter fremdem Himmel und wird am Ende ein Greuel vor Gott und Menschen. Ich habe schon davon geschrieben, daß ich die Franzosen für so gar schlecht nicht halte, aber wenn der Deutsche französische Sitte annimmt und dazu sich müßig in diesem Lande umhertreibt, wie wir, das kann und wird nimmermehr was Gutes. Jetzt bin ichs schon mehr gewohnt, aber wie es mir zuerst vorkam, als ich nichts als französisch reden und handeln sah und hörte, das kann ich Dir gar nicht sagen; und das fängt gleich hinter Aachen an, etwa 20 Stunden über den Rhein hinaus, denn das ganze Lütticher Land und das wunderschöne Maasufer, das einem noch so recht heimathlich aussieht, ist schon stockfranzösisch geworden in Art und Sitte, selbst in Aachen habe ich kaum eine deutsche Physiognomie gesehen. Da machte ich auch ein Sonett, weil ichs nicht mehr lassen konnte, das will ich Dir aufschreiben:

Seit meine Jugend rosig angefangen,
Als ich gehört vom alten Vater Rhein,
Da kehrte tiefe Sehnsucht bei mir ein,
Nach jenem Strom ein heiliges Verlangen.

Und sieh, ich kam vom Kriegerschmuck umfangen;
Wie Lerchen jubeln froh im Sonnenschein,
So schwebt' ich über Berg und Thal und Hain,
Bis ich ihn sah in seinem lichten Prangen.

Wie selig war ich, als ich ihn erblickt!
Allein nun seine Wasser mir im Rücken,
Kann nichts den Unmuth meiner Seele bannen.
Nicht über'n Rhein, du Kind der Nordertannen!
Sonst wird ein schmerzlich Heimweh dich durchzücken,
Und wehe dir, wenn es dich nicht durchzückt"! [5])

In diesem Briefe zeigt sich deutlich sein ernster, allem leichtfertigen und leeren Treiben abgewandter Sinn und die tief in ihm wurzelnde deutsche Eigenthümlichkeit, die sich von fremder Nationalität abgestoßen fühlt.

In viel späterer Zeit, in den letzten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit gibt er diesem ihn beglückenden Gefühl als Deutscher geboren zu sein und von deutscher Art nicht lassen zu können noch klareren Ausdruck: [6])

Mich hat in deutschem Lande
Gott an das Licht geführt
Und hat in feste Bande
Mir Geist und Mund geschnürt.

Wie dünkt der Zwang mich leise,
Wie dünkt mich lieb der Ort:
So fließt alldeutscher Weise
Mein Denken und mein Wort.

Nach Abschluß des zweiten pariser Friedens zog das Regiment heim und gelangte im December wieder nach Neustrelitz. Er blieb nicht lange in der Heimat. Bereits im Januar des nächsten Jahres reiste er nach Stettin, um in das mit dem Gymnasium verbundene Seminar für gelehrte Schulen einzutreten. Stettin wurde seine zweite Heimat; länger als funfzig Jahre hat er hier gelebt und gewirkt als Lehrer, als Forscher, als Dichter, hier den häuslichen Heerd sich gegründet und Familienglück reich um sich aufblühen gesehen, hier unermüdlich Jahr aus Jahr ein in die jugendlichen Seelen edlen Samen ausgestreut aus der reichen Fülle seines Wissens, und sie aus der trüben Atmosphäre der Sinnlichkeit hinaufgezogen in das sonnige Reich der Ideale, hier Herzen gewonnen, die dem ernsten, geistvollen Lehrer in tief empfundener Pietät zugethan geblieben sind noch in späten Mannesjahren.

Gleich an dem ersten Tage, den Giesebrecht in Stettin verlebte, wurde er durch einen Universitätsfreund, den er hier vorfand, in das Haus des Bürgermeisters Redepenning eingeführt. Der Verkehr mit dieser Familie, besonders mit der Frau des Hauses, war von dem größten Einfluß auf seine Lebensanschauungen, und die Eindrücke, die er dort empfing, bestimmten ihn Jahre lang in seinem Thun und Treiben. Frau Redepenning

war die Tochter des damals noch lebenden, hoch bejahrten Generalsuperintendenten Ringeltaube, die Schwester eines Missionars, der um die Zeit in Mayilady an der Küste Coromandel lebte und wirkte; sie war eine poetisch bewegte, phantasiereiche, heitere Natur, ihrer religiösen Richtung nach der Brüdergemeinde verwandt. In diese Richtung wurde Giesebrecht durch sie hineingezogen. Religiöse Eindrücke waren ihm zwar seit seiner Kindheit im elterlichen Hause nicht fremd, er war wohl vertraut mit der Bibel; aber es fehlte damals viel daran, daß religiöse Vorstellungen sein ganzes Geistes- und Gefühlsleben beherrscht hätten. Als er zum ersten Mal in den Krieg zog, dichtete er ein Abschiedslied, das in seiner ursprünglichen, sehr viel längeren Fassung, als es später in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen ist, von religiösen Gefühlen durchweht war. Sein Vater bewahrte es in den Familiennachrichten auf und machte dazu die Bemerkung, daß es von ihm in einer religiösen Stimmung geschrieben zu sein scheine. Daraus geht hervor, daß der Vater diese Art von Stimmung nicht als die herrschende in seinem Sohne kannte. Völlig ihn beherrschend, allerdings zunächst in einer Form, von der er sich später wieder abwendete, wurde sie in der ersten Zeit seines Stettiner Lebens durch jene Frau, die er in seinen Gedichten mit Beziehung darauf als Monica feierte, die er in Briefen und im mündlichen Gespräch Mutter nannte.

Die Eindrücke, die er von dem ersten Gespräch mit ihr, von ihrer Häuslichkeit, von den Bildern, mit denen ihr Wohnzimmer geschmückt war, von ihrem reinen milden Wesen erhielt, hat er selbst später in einem schönen Gedicht geschildert:

Träume aus dem Kriegerleben
In der Brust, auf hoher Fluth,
Drunter in verborgnem Weben
Liebesweh und dunkler Muth,
Eng die Seele und geweitet,
Außen keck und innen Qual:
Also kam ich unbereitet
In dein Haus zum ersten mal.

Deine Blumenstiege schmückte
Gar im Winter Lenzes Schein;
Dort das Bild, die Landschaft rückte
Mich hinaus in Palmenhain:
Manilady das Gelände,
Deines Bruders Aufenthalt,
Wo von Christus ohne Ende
Seine Botenstimme hallt.

Dort das Christkind und Johannes
In der sel'gen Mütter Hut,
Wie der Blick des Gottesmannes
Andachtvoll auf ihnen ruht,
Jene göttlichen Gebilde,
Welche Rafael erfand,
Schauten mahnend ernst und milde
Zu mir nieder von der Wand.

Und mir ward wie bei dem Schimmer
Fernher glühender Sternensaat,
Als ich in dies stille Zimmer,
Deines Lebens Abbild, trat,
Als dein Thun und dein Beginnen,
Das ich gastlich mit genoß,
Lilienrein von außen, innen
Meinen Augen sich erschloß.

Widerstrebend fort getragen,
Ueberwältigt und beglückt,
Fühlt' ich zu den Wundertagen
Mich gen Nazareth entrückt:
Und ich schied aus deinem Kreise
Nicht verscheucht, nicht angelockt;
Mehr erregt nur, mild und leise,
Sinnt mein Herz und fragt und stockt.

Wie mächtig aber auch der Eindruck war, den diese Frau auf ihn machte, dennoch vergingen Monate, ehe er sich einem unbesiegbaren Sehnen folgend entschloß, sie wieder zu besuchen. Dieser zweite Besuch war für sein religiöses Leben auf Jahre hin bestimmend:

Drei Monde waren vergangen
Wie trübe, stumm und schwer,
Da trieb ein tief Verlangen
Mich nochmals zu dir her.

Am Abend vor Charfreitag
Erschien ich wieder vor dir,
Und du, wie ein duftiger Maitag,
Erquickend warst du mir.

Allein deine Blumen tränkend,
Voll Friedens standest du dort,
In ihre Kelche sich senkend
Rein, selig dein Sinn, dein Wort.

Ich hörte von deinem Munde
Ein altes Lied, ein Gebet
Der Seele, die, daß sie gesunde
Sich Blumenstille erfleht.

Das war auch mein eigenstes Sehnen:
Wie ward ich mir dessen bewußt;
Mir strömten lindernde Thränen
Durch die Augen aus Haupt und Brust.

Was du mir sonst gesprochen,
Das alles verklang, verblich:
Der Gram in mir war gebrochen,
Ein Mutterherz offen für mich.

Frau Redepenning vermied es sorgfältig, ihre Anschauungen dem jungen geistvollen Freunde aufzudrängen, und hatte es auf Proselytenmacherei nicht abgesehen. Sie gab sich ihm, der von Zweifeln umstürmt, von Leidenschaften erregt, von schmerzlichen Täuschungen nicht frei geblieben war, der sich aus dem unruhigen Kriegerleben in die enge Sphäre mühsamer Berufsarbeit versetzt sah und dabei doch voll war von groß angelegten Plänen dichterischer Thätigkeit — sie gab sich ihrem Freunde, in dem es so unruhig gährte und wogte, mit der milden sonnigen Klarheit einer Seele, die völligen Frieden gefunden hat und ergebungsvoll ist in alles, was auch das Leben ihr an Sorgen und Schmerzen bringen

mag. Dieser heilige Gottesfriede, diese selige Sabbathsstille zog ihn mit Allgewalt in den Kreis ihres Fühlens und Glaubens, und der Verkehr mit ihr wurde ihm in jenen Jahren das werthvollste Gut, das er sein eigen nannte.

Als sie einmal krank war und er sie zu verlieren fürchtete, schrieb er an seine Schwester: „Nimmt mir der Heiland dieses einzige fühlende Wesen, das ich hier habe, auch noch, dann bin ich ganz allein.“ Durch sie lernte er Zinzendorfs Schriften kennen, die ihn trotz ihrer seltsamen, barocken Form auf das Tiefste bewegten, die mit einem Schlage ihn aus den philosophischen Vorstellungen, die ihn damals beschäftigten und beängstigten, aus dem Knäuel von Gedanken, die ihn quälten, herauszogen in eine andere Welt, in der seine Seele damals volles Genüge fand, so daß er mit Beziehung auf die Vorstellungen, die er früher gehegt, ausrufen konnte:

Sie ja sind's, die auf mir lasten:
Weg von da, so weit ich kann!
Segel auf an allen Masten!
Zinzendorf der Steuermann.

Geraume Zeit konnte er außer dem, was seine amtliche Thätigkeit forderte, und außer der Bibel, welcher er sich nun mit neuem Eifer zuwandte, nichts anderes lesen, als Zinzendorfs geistliche Reden, sein Leben von Spangenberg, die Geschichte der Brüderkirche und ihrer Missionen. Und so gewaltig ergriff ihn das neue Lebensideal, daß er, wie der Bruder seiner Freundin, am liebsten als Heidenbote in die Ferne gezogen wäre. Aber Frau Redepenning, gegen die er diesen Gedanken äußerte, verwarf ihn auf das Bestimmteste. Sie erkannte besser, als er selber, daß er in solcher praktischen Thätigkeit nicht Befriedigung finden würde; sein Beruf sei als Lehrer am Gymnasium zu wirken. Ihr Mann fügte hinzu, daß er den durch Sells Tod eben erledigten Unterricht in der Geschichte und im Deutschen übernehmen müsse, wie denn Giesebrecht den Verstorbenen schon während seiner letzten Krankheit vertreten hatte. Und als nun der Director des Gymnasiums, Schulrath Koch, in ähnlichem Sinne sprach, wurde Giesebrecht in seinem Entschlusse schwankend und meldete sich zu

der Prüfung, die er zu bestehen hatte, um in eine feste Stellung als Lehrer am Gymnasium zu gelangen. Ihm wäre es recht gewesen, wenn er sie nicht bestanden hätte; dann hätte ihn nichts zurückgehalten, Missionar zu werden; doch er bestand sie.[7]) Und als er sich um das Lehramt bewarb, lag ihm der Wunsch des Mißlingens näher als des Gelingens. Der Magistrat aber wählte ihn einstimmig. Das erschien ihm nun als göttliche Fügung, und von da war ihm der Berufsweg, den er zu wandeln hatte, gewiesen.

Die religiöse Richtung aber, in die sein Herz durch Frau Redepenning gezogen war, beherrschte noch Jahre lang seine Seele. Er trat in die Brüdersocietät ein, leitete die Festversammlungen derselben, dichtete liturgische Wechselgesänge dafür [8]) und machte in den Weihnachtsferien des Jahres 1818 eine Reise nach Niesky und Herrnhut, um das Leben der dortigen Brüder aus eigener Anschauung kennen zu lernen „als ein Kundschafter, der es nicht böse meint", zugleich auch, um seiner Freundin über ihren ältesten Sohn, der in Niesky erzogen wurde, genauen Bericht zu erstatten. Die Sauberkeit und Stille, die dort herrschte, die Herzlichkeit und Unbefangenheit, mit der er aufgenommen wurde, that ihm wohl. „Hier ist gewißlich des Herrn Ort und Haus, hier muß der Herr sein Siegel aufgedrückt haben," schrieb er nach Stettin, erfüllt von den Eindrücken, die er dort erhalten hatte. Doch ließ er sich von diesen Eindrücken keineswegs so überwältigen, daß er nicht für die Mängel und Schwächen, die sich in dem Leben der Brüder zeigten, das Auge offen gehalten hätte. Ihm entging nicht, daß manchen von der Gemeinde ein gewisser geistlicher Hochmuth beherrschte, der alles in der engen Genossenschaft besser findet, als draußen in der Welt, ihm entging andrerseits nicht, daß einzelne von den Lehrern, wenn sie auch die Kinder gut zu fördern verstanden, selber doch in ihrem ganzen geistigen Leben unmündig und unreif waren. Wenn er sich so in manches, was er dort vorfand, nicht leicht fügen konnte und, hätte er dort leben müssen, sicherlich nie gefügt hätte, so erschien ihm doch der Gottesdienst „unbedingt köstlich."

In geistlicher Poesie ist Giesebrecht während dieser ganzen Zeit sehr productiv gewesen, doch hat er später nur eine geringe Anzahl dieser Lieder in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen; er hat sie als das „Buch des Stillen“ bezeichnet. Die übrigen alle schienen ihm der Veröffentlichung nicht werth, und so sehr auch später Frau Redepenning, auch noch kurz vor ihrem Tode (1850), in ihn drang, alle diese Poesien, die, wie sie entstanden, ihr handschriftlich mitgetheilt waren, drucken zu lassen, er blieb den wiederholten freundlichen Bitten und lebhaften Vorstellungen durchaus unzugänglich. Und er hat recht daran gethan. Wie er selber in diesen Jahren in seinem Denken und Fühlen nicht unabhängig war von fremdem Einfluß, wie er mit dem lebendigen ihn tief beseligenden Gefühl der Gottesnähe, zu dem ihn damals der Verkehr mit jener Frau führte und in dem er sein ganzes langes Leben unwandelbar fest gestanden hat, zugleich manche religiöse Vorstellung in seine Seele aufnahm, die er später als irrig oder als für das religiöse Gemüthsleben unwesentlich erkannte, so stand er auch in seinem dichterischen Schaffen unter der Herrschaft bestimmter, constanter Wendungen und poetischer Bilder, die er in der Zeit der ersten, übermächtig ihn ergreifenden religiösen Erregung wohl mit in den Kauf nahm, später aber als ästhetisch gerechtfertigt nicht mehr gelten lassen konnte. Was er aber selber aus diesen Poesien ausgewählt und im Buch des Stillen veröffentlicht hat, ist in der reinen edlen Sprache geschrieben, durch die sich seine andern Dichtungen alle auszeichnen. So das innige Gebet:

Sohn, vom Geist empfangen,
O Mariens Sohn,
Löse, was gefangen,
Dir zum Schmerzenslohn,
Führ' uns dir nach Kanaan
Aus Aegyptens Dienst und Bann!

Der voll Schmach und Spottes
Du am Kreuze starbst,
Uns der Kinder Gottes
Selig Recht erwarbst,

Aus Aegyptens Dienst und Bann
Führ' uns bald nach Kanaan!

Christus ist erstanden,
Sieghaft sein Panier,
Los von allen Banden
Ihm nur folgen wir:
Auf, hinauf nach Kanaan
Aus Aegyptens Dienst und Bann!

Oder das schöne Gedicht, in welchem er darstellt, wie religiöses tief innerliches Leben zu aller Zeit in der Welt gewesen und die Sehnsucht nach dem Ewigen, Unaussprechlichen wenigstens vorübergehend in jeder menschlichen Seele erwacht, wie aber der unbekannte Gott in der Person des Erlösers zu leuchtender Erscheinung gekommen gleich dem Morgenroth, das durch trüben Nebel bricht. Das Gedicht schließt mit den Strophen:

Schweigend sink ich ihm zu Füßen,
Meine Liebe hat ihr Ziel,
Alles andre kann ich missen,
Alles andre wird mir Spiel,
Und in meines Busens Tiefen
Andacht, Sehnsucht, Schmerz und Lust,
Die sonst dunkel in mir schliefen,
Sind mir göttlich klar bewußt.

Und in glaubensfrohem Herzen
Keine Angst, kein Schatten mehr,
Meinen Gott, den Gott voll Schmerzen,
Dessen Brust, durchwühlt vom Speer,
Dessen Haupt im Dornenkranze
Seine Königszeichen sind,
Bet' ich an im Abendglanze
Selig, wie ein Engelkind.

Dasselbe Gefühl der allerinnigsten Gemeinschaft mit Gott findet seinen Ausdruck in der Strophe:

Was ich sinne, was ich sehe,
Was ich wirke und verstehe,
Lichter Morgen, stumme Nacht,
Erster Anfang, letztes Ende
Sei gelegt in Christi Hände,
Sei in ihm gethan, gedacht.

Sich so mit voller Inbrunst des Herzens dem hinzugeben, was wandellos ist im ewigen Wechsel, was der Seele unentreißbaren Frieden bringt in aller irdischen Noth und Unruhe, das blieb sein tiefstes Bedürfen bis zu seinem Tode. Das fand er eine Zeit lang verwirklicht in dem Leben der Brüdergemeinde, daran hat er festgehalten, als er sich in seinem Independentismus vereinsamt sah, als er von der sichtbaren Kirche abgestoßen sich in die unsichtbare Kirche flüchtete. Das Wesentliche also in dem, was ihn in die Brüdergemeinde hinein zog, hat er stets treu bewahrt, die Form aber, zu der es dort sich gestaltete, hat er später selbst als eine mangelhafte erkennen gelernt:

Ja, Philadelphia, du bist mir theuer
Bei allen Mängeln, die mir unverhohlen!
Bevor es Nacht ward, wurde dir befohlen
Mit Ernst zu wahren das geweihte Feuer.

Das Wort vom Kreuz hast du gepflegt mit treuer
Geduld und Liebe, und die Feuerkohlen
Muß neue Zeit von deinem Altar holen,
Die nach dem Heil verlangt und dem Erneuer.

Nun will die trübe Dunkelheit verschwinden,
Und da und dorther leuchten helle Flammen,
Die einsam sonst auf deinen Bergen wachten:
O flössen nun, die sich der Nacht entwinden,
Die Flämmchen all in Morgengluth zusammen,
Daß alle eine Brüderkirche machten!

Sein äußeres Leben floß in dieser Zeit gleichmäßig dahin. Im Sommer des Jahres 1817 wurde er zum Oberlehrer gewählt und durch seine Bestallung ausdrücklich auf den Unterricht in der Geschichte und deutschen Sprache als auf das Hauptfeld seiner

amtlichen Thätigkeit hingewiesen. Das ist auch sein Hauptfeld geblieben, nur daß er in der letzten Zeit den Unterricht in der Geschichte aufgab und dafür den in der Religion übernahm, welchen er allerdings auch schon früher neben jenen beiden Disciplinen ertheilt hatte. Wie er als Lehrer auf die Jugend gewirkt, welchen ungewöhnlichen, tiefgehenden und weit reichenden Einfluß er auf das Geistes- und Gemüthsleben vieler Schüler gehabt hat, wo aber auch andrerseits die Mängel und Schranken seiner Lehrthätigkeit gewesen sind, das darzustellen wird meine Aufgabe sein, wenn ich von der Zeit erzähle, von der ich als sein Schüler aus persönlicher Erfahrung sprechen kann.

Im Jahre 1820 gründete er sich seinen eignen Heerd. Er verheirathete sich mit Amalie Hasselbach, deren Vater in Anklam Superintendent gewesen war. Der Bruder seiner Frau war sein Amtsgenosse, damals Professor am Stettiner Gymnasium, später lange Zeit hindurch Director desselben. Als dieser nach kurzer Ehe seine Frau verloren hatte, kam seine Mutter und mit ihr seine Schwester zu ihm, um die Sorge für den Haushalt zu übernehmen. Das junge blühende Mädchen nahm schnell Sinn und Gemüth des leicht erregten Dichters gefangen, auch ihr Herz neigte sich ihm zu, und so führte er sie nach kurzem Brautstande am 17. März 1820 an den Altar. Sie war eine Frau von seltner Herzensgüte, unablässig für das Wohl der Ihrigen besorgt bis zur Selbstaufopferung, in ihrem schlichten und einfachen Sinn jedem Prunk und Schein abhold, nachgiebig und versöhnlich, mit einem Herzen voll Liebe ohne Gleichen. Giesebrecht, dem einerseits bei seinem ganz auf pädagogische und literarische Thätigkeit gerichteten, mehr in Idealen als in der Wirklichkeit heimischen Sinne die kleinen Sorgen des Lebens sehr fern standen, der andrerseits seiner leidenschaftlichen, phantasiereichen Dichternatur gemäß wechselnden Eindrücken zugänglich war, hatte in ihr eine Frau gefunden, die mit unermüdlich sorglicher Thätigkeit ihm alle Störung aus dem Wege räumte, die mit immer gleicher Liebe und Hingebung, wie mit ruhigem, reinem Sonnenlicht sein Leben umgoß. Der Wohlthat des stetig wirkenden Sonnenlichts, so sehr auch alles Leben und Gedeihen

von ihm abhängt, bleibt man sich nicht immer bewußt, man betrachtet das, was man immer hat, wie werthvoll es auch sein mag, als etwas Selbstverständliches; und so hat es vorübergehend in Giesebrechts Leben auch wohl Zeiten gegeben, in welchen er sich des großen Glückes, das er mit dieser Frau für sein Haus gewonnen hatte, nicht klar und voll bewußt geblieben ist. Mit edler Wahrhaftigkeit deutet es der Dichter selbst in einem Sonett an, das er nach ihrem Tode, auf die lange Zeit, in der er mit ihr verbunden gewesen, zurückblickend, voll tiefer Bewegung geschrieben:

„Die Briefe da, die ihr einander schriebt,
Durchklingt ein Liebeston durch so viel Jahre:
Wie schöne Eintracht war doch in dem Paare!" — —
Gewiß, wir haben innig uns geliebt.

Doch jetzt, wenn mich die Mitternacht umgiebt,
Richte ich mich selbst. O daß ich euch gewahre,
Gefühle euch, die, um die friedsam Klare,
Wie Schneesturm, ihr durch meine Seele triebt!

Wohl schmolz der Schnee, der Frühling kam, der neue;
Doch warum Sie nur ohne Wandel gut,
In mir allein die Schuld, in mir die Reue?
Vergieb, was ich gefehlt im freveln Muth! —
Dann hör' ich Sie, als spreche mir die Treue:
Vergebung dir und mir in Christi Blut.

Mit seiner Ehe begann für ihn ein neues Leben, fröhliches dichterisches Schaffen, ernste, wissenschaftliche Arbeit, die sich zunächst auf die Geschichte seiner Heimat richtete. Aus der Brüdergemeinde trat er aus. Das wurde ihm von Manchem verargt, der darin einen Abfall vom wahren Christenthum sah, ja er wurde brieflich deshalb zur Rede gestellt. Gerade die aber, die ihn in diese religiöse Richtung geführt und eine Zeit lang darin erhalten hatte, war fern davon ihm Vorwürfe zu machen. Sie schrieb darüber an seine Frau: „Das Heiligste, was der Mensch hat, sein Glaube, das gehört auch in sein Allerheiligstes hinein, und man muß ihm keine Erklärung darüber entreißen, wenn er sie nicht freiwillig

giebt. Nur Gott und sich selbst ist er verantwortlich für seine Ansichten, und ich möchte sagen, auch dem nicht einmal, wenn der Glaube Gottes Gabe ist. Daß er das ist, habe ich vor Tausenden erfahren. Darum sind mir auch die Menschen, ihres Glaubens wegen, weder mehr noch weniger lieb, und es hat mir oft wehe gethan, wenn man mir ähnliche Duldung versagte." Dennoch erkaltete das Verhältniß zu Frau Redepenning; Giesebrecht fühlte sich glücklich und tief befriedigt in seiner eignen Häuslichkeit. Später trat er ihr wieder näher, ohne sich ferner in seinem Glaubensleben von ihr leiten zu lassen, und bewahrte ihr treue Anhänglichkeit bis zu ihrem Tode.

Daß ein neues, frischeres geistiges Leben mit seiner Verheirathung für ihn beginnen würde, dessen war er sich schon, bevor er seine Braut heimführte, mit voller Klarheit bewußt. Das geht hervor aus dem Gedicht, welches er kurz vor der Hochzeit an dieselbe richtete:

Wie Bergeszacken, die kein Fuß betreten,
Die räthselhaft im grauen Nebel stehn,
Wie Trümmer, da die klagenden Propheten
Zurück nach Zions Herrlichkeiten sehn
Und Herr, erneure unsre Tage! beten,
Wo Spinngeweb' und Asche sie umwehn:
So liegt als Räthsel, Trümmer, Wahn und Sünde
Mein Leben da, vom Auge fiel die Binde.

O du da droben, aus dem Heimathlande
Dies Mädchenauge, drin die Thräne bebt,
Nehm ich von dir zum sichern Unterpfande,
Daß nun ein Neues zu mir niederschwebt,
Daß nun sich lösen jedes Zweifels Bande,
Daß meine Seele frei zum Lichte strebt,
Daß eine Hütte Gottes hier auf Erden
Soll in uns, um uns aufgerichtet werden.

Du süßes Kind, voll Liebe und Vertrauen,
Das treu und hold in meinen Arm sich schmiegt,
Bald, bald, im Frühling, wenn die Bäche thauen,
Die Lerche wieder auf gen Himmel fliegt,

Das Veilchen sprießt und neu begrünt die Auen:
Dann kommt der Tag, der uns im Herzen liegt,
Das Abendroth blickt still auf die Ruinen
Und neues Leben ist für uns erschienen.

So glücklich fühlte er sich in dem stillen Frieden, den sein junges Weib um ihn breitete, daß er in tief empfundenen Versen seinem alten Freunde, dem Monde, der ihm früher in der Zeit des ungestillten Liebessehnens und in den Stunden der quälenden religiösen Zweifel zuweilen Ruhe ins Herz gegossen hatte, in stolzer Seligkeit den Friedensgruß zurück geben konnte:

Die Sterne schimmern nicht, es hält der Mond
Mit seines Glanzes Zauber sie gefangen.
O Licht, nach dem des Kindes Hände langen,
Dem Greis die Stätte, da der Friede wohnt!

Mein Auge sieht auf dich. Ja unbelohnt
Bin ich sonst nie von dir hinweg gegangen.
Ich sah auf dich in liebekrankem Bangen,
Und ich ward still und blieb der Qual verschont.

Und auf der Feldwacht, wenn die Wolken flogen,
Mit mir allein, wenn Glaub' und Zweifel stritten,
Warst du mein Freund, mein hold geheimes Glück.
Nun schwebst du wieder hoch auf blauen Wogen
Und blickst mich an in meines Friedens Mitten,
Nimm nun von mir den Ruhegruß zurück.

Seine Frau, die ihm dieses friedliche Glück geschaffen durch ihren reinen, lautern Sinn, durch ihr rastloses, treues Walten, durch ihre herzliche, sich immer gleiche Liebe, hat er in verschiedenen Zeiten seiner Ehe durch schöne Gedichte gefeiert. So aus der ersten Zeit:

Du Kind der Wahrheit und geschäftiger Treue,
Wie deine Hand um mich im Hause waltet
Und lust'ge Ordnung leicht und klar entfaltet,
Wie mich das labt, wie ich mich daran freue:

So geht mein Tagewerk und kommt aufs Neue,
Und Lust am Schaffen bleibt mir unerkaltet;
Noch seh ich ja, wie manches sich gestaltet,
Wie Halme aufgehn, wo ich Samen streue.

Du wahre nur mein lieblich Kind, das deine,
Und sei mir fröhlich, daß der Jugend Rose
Nicht allzu schnell verblüht auf deinen Wangen;
Mir laß das Sorgen, mir die strengern Loose,
Und kehr' ich Abends heim bei Kerzenscheine,
Muß, was mir lieb, an meinem Halse hangen.

Und wenige Jahre später:

Was hilft mir schöne Kleider dir zu bringen?
Wie auch mein eitles Auge deß begehrt,
Das Weib zu schmücken, das mir hold und werth,
Ich weiß, mein Wunsch wird niemals mir gelingen.

Was ich dir früher bot von solchen Dingen,
Du nahmst es liebend, hast es treu geehrt,
Doch liegt es ungenutzt und unversehrt,
Mein Zürnen ist umsonst, mein freundlich Dringen.

Seltsame du, wie ich noch keine fand,
Muß ich dir weichen? Reißt im Drang des Falles
Die linde Woge Klippen mit sich fort?
So nimm dies einfach häusliche Gewand,
Schlicht, wie dein Sinn und wie dein traulich Wort,
Und scheine nichts, und sei mir alles, alles.

Dem ähnlich ist ein Gedicht, welches er in viel späterer Zeit, als er der Frankfurter Nationalversammlung angehörte, von dort aus an seine Frau zu ihrem Geburtstag schickte:

O der süßen, süßen Thorheit, da ich trunken und beglückt
Meiner Augen Lust und Wonne jung mein junges Weib geschmückt!
Rother Hut mit weißer Feder um dein reiches, dunkles Haar,
Unter dunklen Brauen schauend liebereich dein Augenpaar,
Helle Bänder, helle Farben von dem Nacken bis zum Fuß:
Und ich trug dich auf den Armen, trautes Herz, und Kuß um Kuß.
Aber bald in deinen Truhen lag der eitle bunte Schein,
Denn du wolltest meine Liebe, wolltest nicht bewundert sein,

Und mein Bitten, Schmeicheln, Zürnen stilltest du mit leiser Hand,
Mit den weichen, warmen Lippen, bis ich mich gebunden fand.
Nun, wie weit vom Main zur Oder, von dem Reichstag an den Heerd,
Von der Jungfrau zur Matrone, die den Enkel trinken lehrt!
Meinst du nicht, nach dreißig Jahren, meinst du nicht, so fern von dir
Darf ich heut dich wieder schmücken? Rügtest du auch die Begier?
Ist doch nicht, was ich dir sende, bunter Schmuck der Jugendzeit,
Und kein Jugendkuß begleitet dieses schwarze Feierkleid.
Am Altar wirst du es tragen, wenn du nahst dem Mahl des Herrn,
Wenn der Friede in dir aufgeht und der Andacht Abendstern.
O gedenke mein. Die Arme breit ich sehnend nach dir aus,
Die Gedanken fliegen, flattern um mein Weib und um mein Haus.

Als in seinem Hause das erste Kind, eine Tochter, geboren war, schrieb er voll von seinem neuen Glück an seine Schwester Ernestine: „Eine Frau haben ist gut, ein Kind haben ist besser, Frau und Kind beisammen haben und Beide mit fröhlichen Gesichtern ist das Beste, was ein Sterblicher in seinen vier Pfählen haben kann. Nun geht es zum Sommer, und die Lebensgeister treiben und spielen in meiner Seele, daß ich mich darauf besinnen muß, daß ich dreißig Jahre auf dem Rücken habe und mancherlei Trübes und Ungemächliches. Mein Loos ist mir aufs Lieblichste gefallen. Der Sommer, dem ich entgegen gehe, hoffe ich, soll überaus schön werden.“

Sein Haus, die trauliche Enge, in der er lebte, waren ihm gottgeweihte Mauern:

Ich ging von meiner Heimath aus,
Unwissend aller Wege,
Bis ich vernahm: hier ist dein Haus,
Und das ist dein Gehäge.

Ich fand selbander mich darnach,
Wie ward mir wohl darinnen!
Ein drittes Leben wurde wach,
Wie jubeln meine Sinnen!

Und seh ich um mich Weib und Kind
Und Hausgeräth und Wände,
Wie mir das lauter Zeugen sind,
Propheten ohne Ende!

Drum soll auch Freude bei uns sein,
Kein Zweifel und kein Trauern:
Rings um uns her, ob eng und klein,
Sind gottgeweihte Mauern.

In diesem still geschäftigen Leben verlangt es ihn nach keiner Abwechselung und Zerstreuung; mag ein Tag nach dem andern gleichmäßig verlaufen, er fühlt sich wohl in diesem ununterbrochnen Frieden, in seiner angestrengten geistigen Arbeit an der Seite der treu sorglichen, liebevollen Frau:

Tagesmüh' und stille Nacht:
Das ist unser Walten.
Neues wird nicht viel gebracht,
Alles bleibt beim Alten.

Und so fügt sich um uns her,
Ohne Sturm und Klagen,
Eine Welt, bedeutungsschwer,
Davon nichts zu sagen.

Göttlich Auge wacht und lebt
Ewig nah und ferne,
Führet, neiget und erhebt
Deine, meine Sterne.

Und wenn er einmal, was selten genug geschah, zu seiner Erholung eine Reise unternahm, begleitete ihn das Bild seiner anmuthigen Häuslichkeit auf seinem Wege, und die lebensvolle Erinnerung daran bewegte aufs Tiefste seine Seele. So dichtete er, als er im Jahre 1822 mit mehreren Freunden eine Wanderung durch das niederschlesische Gebirge machte, unterwegs folgende schöne Strophen:

Wer hat doch meiner heut gedacht
Aus tiefem treuem Herzen?
Ich fühl' es früh bis in die Nacht,
Wer hat doch meiner heut gedacht
Aus tiefem treuem Herzen?

Ich ahn' euch ja, ich kenn' euch wol,
Die Mutter mit dem Kinde.
Wie mir das Bild der Brust entquoll!
Ich ahn' euch ja, ich kenn' euch wol,
Die Mutter mit dem Kinde.

Ein sel'ger Himmel über euch
Mit tausend tausend Sternen!
Mir ist so friedsam, ist so weich,
Ein sel'ger Himmel über euch
Mit tausend tausend Sternen.

Vilmar hat recht, wenn er ihn als den Sänger der treuen und frommen, ebenso ernsten und heiligen wie innigen und wahrhaftigen Gesinnung des deutschen Hauslebens bezeichnet. Den erhabensten Ausdruck hat Giesebrecht dieser Gesinnung vielleicht in dem kleinen Gedichte von fast hymnusartigem Charakter gegeben, in welchem er im allgemeinen die ewige sittliche Bedeutung der Familie für das Menschenleben in edler, schwungreicher Sprache feiert:

Sei gegrüßt und benedeiet alles,
Was den Menschen traulich macht und heimisch,
Sei es Brautbett, Wiege oder Grab!
Denn vom Grab auch der geliebten Todten,
Gleich dem Höhenrauch vom fernen Hügel,
Steigt die heimathliche Sehnsucht auf.
Nur in diesem Dunstkreis ist die Wärme,
Die, was Leben hat, erquickt und aufthaut;
Ueber ihm ist Moos und nackter Fels,
Ueber ihm die schneeumstrahlten Zinken.

Und in ganz andrer, aber nicht minder schöner und anschaulicher Sprache hat er das allmähliche Entstehen des häuslichen Lebens von dem fast noch unbewußten Liebessehnen an bis zu dem Jubeltage der Silberhochzeit mit seltner Innigkeit dargestellt, mit Tönen, die, wie sie aus tiefster Brust dringen, auch ihren Weg in das Herz jedes Lesers finden:

So aus den Wurzeln dunkler Kühle
Ergrünt der schattenvolle Wald,
So aus dem sinnenden Gefühle
Die That vollkräftig, mannigfalt,
Ja so, ich seh es aus der Ferne:
Ein Sehnen regt sich, kaum erwacht,
Hat Er Sie, und hat Sie Ihn gerne,
Gewollt ist nichts, ja nichts gedacht.

So reift die Neigung zum Entschlusse —
Ach, alle Rosen blühen da! —
So wird der Händedruck zum Kusse,
Zum leisen und zum lauten Ja.
Und weiter wird das Ja zum Hause,
Das füllt sich sacht mit Lieb' und Leid,
Mit Kinderjubel und Gebrause,
Mit stummer, mitternächt'ger Zeit.

Und mit den Düften, mit den Schwaden,
Die wechselnd durch die Seelen gehn,
Ein Strom von reichen Gottesgnaden
In Wogenschlag, in leisem Wehn!
Und nun von fünfundzwanzig Jahren
Die Summe, welch ein heilig Glück!
Von allem, was das Herz erfahren,
Wie nähm' es einen Tag zurück!

Zu seinem Austritt aus der Brüdergemeinde, der kurz nach seiner Verheirathung erfolgt sein muß, hatte ihn das puritanische Element in derselben bewogen, dem allerdings sein innerstes Wesen widersprach. Seine wissenschaftlichen Ideale konnte er nicht aufgeben, seinen poetischen Trieb nicht auf die Darstellung religiöser Gefühle beschränken. Er erzählt in den Anmerkungen zu seinen Gedichten selbst davon, wie er zuerst durch einsames Sinnen von der Lebensauffassung der Brüdergemeinde, in welcher er Jahre lang das Heil seiner Seele zu finden glaubte, abgewichen und später durch Gedanken, die er in der Hegelschen Religionsphilosophie fand, in seinem innern Widerspruch gegen jene so nüchterne Lebensansicht bestärkt worden ist: „Vor der pädagogischen Aufgabe, die Wissenschaft und die Poesie mit dem Glauben

zu durchdringen, ist die Brüdergemeinde von Anfang an zurückgewichen. Sie hatte nicht lange nach ihrer Erneuerung durch den Grafen Zinzendorf ein Pädagogium und ein theologisches Seminar für ihre Zwecke nöthig erkannt, und der Bischof Polycarp Müller war mit der Leitung beider Anstalten beauftragt, ein dazu vorzugsweise geeigneter Mann, früher Professor der Philosophie in Leipzig, dann Director des Gymnasiums in Zittau. Allein nach wenigen Jahren schon fand Zinzendorf in dem Seminar zu viel Schulgelehrsamkeit und besorgte, die Zöglinge möchten dadurch, wenn nicht von der Erkenntniß Christi abkommen, doch leicht auf Nebendinge verfallen und sich mit sonst nützlichen Dingen mehr einlassen, als es ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß sei; hatte ihm doch kurz vorher der Erzbischof von Canterbury gesagt, er fürchte, die Brüder möchten von der Einfalt abkommen, wenn ihre Bischöfe anfingen, die jungen Leute mit Gelehrsamkeit zu füllen. Dem gemäß mußte von Müllers Einrichtungen nachgelassen werden. Spangenberg war es schon fünf Jahre früher müde, sich mit dem Mäusedreck der weltlichen Gelehrsamkeit zu schleppen, und Zinzendorf sprach es unverholen aus, er sei aller Philosophie feind; wer, in der Gemeine erzogen, sich darauf legte, den halte er für einen Schelm und Teufelskind; auch nicht aus Neugier sollten die Brüder im Seminar in philosophische Systeme hinein sehn. Auf solche pädagogische Maximen konnte unmöglich im neunzehnten Jahrhundert ein preußischer Gymnasiallehrer eingehen, der den Obliegenheiten seines Amtes genügen wollte.

Die Philosophie Hegels, welche seit dem Jahr 1818 weiter und weiter im nördlichen Deutschland Eingang fand, war mir durch Hörensagen bekannt geworden, aber, nicht unzugänglich für philosophische Aperçus, fühlte ich doch keinen Trieb in mir, einem weitschichtigen System in allen seinen Gliederungen nachzugehen. Erst nach dem Tode des Philosophen, da, durch dessen Freunde und Jünger veranstaltet, die Sammlung seiner Werke im Druck erschien, wurde ich aufmerksamer auf sie. Den Anfang machten bekanntlich die von Marheineke herausgegebenen Vorlesungen über

die Philosophie der Religion. In ihnen las ich gleich auf der ersten Seite: Alle Verschlingungen der menschlichen Verhältnisse, Thätigkeiten, Genüsse, alles, was Werth, Achtung für den Menschen hat, worin er sein Glück, seinen Ruhm, seinen Stolz sucht, findet seinen letzten Mittelpunkt in der Religion, in dem Gedanken, Bewußtsein, Gefühl Gottes. Sie ist so der Anfang und das Ende von allem; wie alles aus diesem Punkte hervorgeht, so geht auch alles in ihn zurück, ebenso ist er die Mitte, die alles belebt, beseelt, begeistert. Das entsprach dem, was ich in schmerzlichen Kämpfen dem Puritanismus Zinzendorfs und der Brüdergemeinde entgegen gestellt und mir allmählig zur Klarheit gebracht hatte; ich fühlte mich durch den Philosophen angezogen. Ich las weiter, wie er jenen Gedanken entwickelt, wie er ihn mehr und mehr zum heiligen Hymnus ausbreitet. Die Völker haben dies religiöse Bewußtsein als ihre wahrhafte Würde, als den Sonntag des Lebens angesehen, aller Kummer, alle Sorge, diese Sandbank der Zeitlichkeit, verschwebt in diesem Aether, es sei im gegenwärtigen Gefühl der Andacht oder in der Hoffnung. In dieser Region des Geistes strömen die Lethefluthen, aus denen Psyche trinkt, worin sie allen Schmerz versenkt, alle Härten, Dunkelheiten der Zeit zu einem Traumbild gestaltet, und im Lichtglanz des Ewigen verklärt. — Nun stand Hegel mir sehr hoch; aber ich war vierzig Jahre alt: das ist nicht das Lebensalter, in dem man sich unbedingt an ein System hingiebt. Bei weiterer Durchsicht der Religionsphilosophie, wie der später erscheinenden Bände, fand ich manches mir Unverständliche oder mir Ungenießbare neben köstlichen Gedanken, die mich erhoben und belehrten."

Die schmerzlichen Zweifel, mit denen er zu ringen hatte, wie der Sieg, den er erkämpfte, spiegeln sich deutlich in seiner Poesie ab; es gehören hierher die Gedichte, welche das „Buch des Apostaten" bilden. Er stellt uns dar, wie er schon in der Zeit, da er noch dem traurigen Puritanismus der Brüdergemeinde huldigte, sich nach dem frischen Tage mit seiner Arbeit, nach Lebenstrieb und Lebenslust gesehnt, wie er sich in dem Gedanken, alles lassen zu sollen, einsam gefühlt, wie öde ihm sein Lebensweg vor-

gekommen. Aber damals fand er auf das tiefe Sehnen, auf die bange Frage nur die Antwort:

Ja freilich, laß es alles liegen,
Du mußt dich ganz in Christus fügen,
Neigt sich der Tag, Er bleibt bei dir.
Er wird dir bald im Herzen brennen,
Daß Er es ist, wirst du erkennen,
Er ist nicht ferne, er ist hier.

Doch die Zweifel, die seine Seele mächtig erregen, lassen sich nicht zurück drängen; er lehnt sich mit Entschiedenheit gegen die beschränkte Lebensansicht auf, die nicht in ihm emporgekeimt, sondern von außen ihm gekommen war. In puritanischer Anschauung ist er nicht mehr heimisch, aber ein Neues, das ihm jenes innige, aber monotone Gefühlsleben ersetzen könnte, verzweifelt sein Herz finden zu können:

Was ich hatte, ist verloren!
Und aus meinem Geist und Sinn
Wird ein Neues nie geboren,
Alle eigne Kraft ist hin.

Nun du Starker, Wunderbarer,
Der mir jegliches entriß,
Der mir dunkler oder klarer,
Aber immer mir gewiß,

Schaffe du mit weiser Liebe,
Was ich selber nicht vermag;
Ist es finster, ist es trübe,
So bist du der lichte Tag.

Aber endlich reifte in ihm die Vorstellung, die von dem Augenblick an, da er sie zuerst faßte, sein ganzes Leben geleitet und erfüllt hat, daß es wohl möglich sei, das allerernsteste und mühsamste wissenschaftliche Arbeiten, begeistertes dichterisches Schaffen und Freude an der bunten, mannigfaltigen Welt zu verbinden mit dem Leben in dem Friede bringenden Einen, mit der Sehn-

sucht in die Ewigkeiten, mit dem stillen, heiligen sich Versenken in das ewig Unwandelbare. In aller Mühe und Noth, in aller Lust und Freude des Erdenlebens soll ihm das der Fittich bleiben, der seine Seele hebt:

Willst du feiern, willst du säumen,
Vor dir alle Wissenschaft?
In den reich erfüllten Räumen
Uebe muthig deine Kraft,
Höchstes, Tiefstes zu erringen
Im Gedanken, im Gebet:
Nur in Vollmacht dieser Schwingen
Wird der Geister Hort erspäht.

Geh, zu schaffen und zu thaten,
Strebe nach gepries'nem Ziel,
Streue muthig deine Saaten,
Wirke rüstig, wirke viel;
Doch Gebet, der Gottesbote,
Soll im Drange bei dir sein,
Und mit jedem Abendrothe
Tritt die Feierstille ein.

Weiter, weiter in die Ferne!
Thor der Welt ist aufgethan,
Geh und folge lichtem Sterne
Ueber Berg und ebnen Plan,
Ueber Ströme, über Weiher,
In die dunkle See hinaus;
Aber Ruh und Sabbathfeier
Hat nur Zions heilig Haus.

Meines Schiffleins Wimpel wallen
In der lauen Abendluft,
Und die Pilgerlieder hallen,
Und der Pilgerfährmann ruft,
Vorwärts durch die Meeressunde!
Meine Seele sei nicht laß!
Bald ertönt aus aller Munde:
Salve sancta civitas!

Zugleich mit der Freude an nüchterner gelehrter Forschung erwachte in ihm ein unbezwingliches Sehnen nach dichterischem Schaffen, ein Sehnen, welches er in leidenschaftlich erregten Versen ausgesprochen hat:

Aus des Lebens Mühen und Qual
Klimm' ich empor.
Nur noch ein einzig mal
Deines Olympus Thor
Oeffne es mir!
Zu der Schönheit Göttergestalten
Gönne mir einen trunkenen Blick,
Laß mich sie schauen, sie fassen und halten,
Gieb mir Vollendung, hohes Geschick
Und dieses wogende Herz,
Blutend in Zwiespalt und Schmerz,
Brich es, und nimm es zum Opfer dir hin,
Göttin Melpomene, du!

Aber nicht allein der zinzendorfische Puritanismus war dem Gelehrten, dem Dichter zuwider geworden; auch das Dogma von der Erbsünde konnte er mit den neugewonnenen Anschauungen nicht vereinigen; es erschien ihm als eine Ueberspannung des Begriffs der Sünde, und so sagte ihm, als er die Philosophie Hegels kennen lernte, dessen Ansicht um so mehr zu, das Böse sei nur das Natürlichsein des Menschen, sei mithin nothwendig in dem Entwickelungsgange des Menschengeschlechts und des Einzelnen, eine Ansicht, von der er aber später wieder zurückgekommen ist. Die unendlichen Verschiedenheiten der Willensbewegungen der menschlichen Seele, ihr Lieben nicht nur, sondern auch ihr Hassen galt ihm damals alles als aus Gott entquollen und in Gott geeint, erschien ihm nur wie das Zittern des Espenlaubes; das die Wurzel des Baumes nicht rührt. Durch sein Irregehen, durch das Thun des Bösen komme das Herz erst zum Bewußtsein von dem, was allein den traurigen Zwiespalt lösen kann:

Dann, was getrennt in Schmerz,
Wird selig neu geeinet;
Wo kein gefallnes weinet,
Jauchzt kein erlös'tes Herz.

Seinen Widerspruch gegen die Lehre von der Erbsünde legt er in dem Gedichte dar, in welchem er, an ein Wort von Novalis anknüpfend und es überbietend, gleichsam tief aufathmend auf die bange Zeit seiner religiösen Kämpfe zurückschaut und im seligen Bewußtsein nun die göttliche Wahrheit, freilich als eine unaussprechliche, in sich zu haben, als Independent sich abwendet von jeder geschichtlichen Erscheinung der christlichen Kirche:

„Es muß einmal das treuste Herz verwaisen."
Vergehn, Novalis. Nur aus Asche hebt
Der Phönix die verklärten Schwingen auf.
Wo ist denn Einer, der in seinen Tagen
Den Lebenstodesbecher nicht geleert?
Ich trank ihn auch. Und nun an meine Arbeit!
Ich blicke hoffend in das ew'ge Auge
Des Arztes, der die Welten heilt, wie mich.
Was ich gefleht, und wie nach Licht gerungen
Der Dogmen peinliches Gewirr hindurch,
Wie heiße Thränen oft mein Lager netzten,
Weiß der Verborgne, der Verborgnes weiß,
Und was gewannst du dir, bedrängtes Herz?
Wahrheit, in die der Glaube sich versenkt:
Das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns,
Der Menschheit Schuld und Leid und Schmerzen tragend.
Und mit der Wahrheit Wahn, vor dem mir graut,
Von finstrer Sünde, die im Mutterschooße
Mich, Gottes Ebenbild, zum Scheusal machte,
Daß sich im Zorn mein Schöpfer von mir wendet,
Daß sich der Fluch um meine Seele legte,
Bevor mein Auge sich dem Tag erschloß.
Nein, Gottes Wahrheit, unaussprechliche,
An Christi Grabe nicht und nicht in Rom,
Nicht an dem Hutberg such' ich deinen Tempel.
Er ist in uns, wir göttlichen Geschlechtes,
Und nieder sinken mir die Kirchen alle
Und die Kapellen, in der Zeit erbaut,
Vor dem lebendigen, ewigen Gottestempel.

So sehr es ihn nun auch verlangte, seinen Gott mit seines Geistes Augen zu schauen, ihn zu begreifen, ihn zu verstehn, so ver-

zichtete er doch darauf, Anderen seine Erkenntniß des göttlichen Wesens mitzutheilen, und wies neugierige Frager, die in sein Glaubensleben hineinzublicken wünschten, mit ruhiger Entschiedenheit zurück:

Was denn ich im Glauben habe,
Warum fragt ihr mich darnach?
Laßt mich mir mit meinem Stabe
Pilgern, ohne Weh und Ach.

Wohl, ich glaube. Zu den Sternen
Heb' ich meinen Blick empor,
In die nachtumhüllten Fernen
Horcht hinaus mein sehnend Ohr.

Doch zu sagen, was ich glaube,
Spart mir das gesprochne Wort.
Gleich dem Samenkorn im Staube
Keimt in mir das Denken fort;

Wächst Besinnen und Begreifen
So mit jedem Morgenroth,
Soll nicht täglich wachsen, reifen
Wissen und Gefühl von Gott?

Zur Förderung seines Glaubens — die Erfahrung hatte er unter bittern Kämpfen gemacht — konnten andere Menschen ihm nicht helfen; klang ihm doch oft wie Spott und Hohn, was diese ihm von Gott sagten. Wo irgend ein inbrünstiges Verlangen nach dem Unendlichen in der Menschenseele vorhanden ist, da findet nach seiner Ueberzeugung dieses Verlangen sein Ziel, die einsame Sehnsucht der nach Gott dürstenden Seele hat noch kein Menschenherz betrogen:

Glaube heimlich, wie ein liebend Mädchen,
Und dein Glaube ist von rechter Art.
Und an wen und wie du glauben mögest,
Sorge nicht und frage nicht die Menge:
Liebe findet sich zu dem Geliebten,
Und dein Glaube findet seinen Gott.

Aus dem Dargestellten geht hervor, daß Giesebrecht, seitdem er Apostat geworden, von der religiösen Gefühlsinnigkeit, die ihn in den Mitgliedern der Brüdergemeinde einst so mächtig angezogen, nichts verloren hatte; ihn hatte nur, wie vor ihm Schleiermacher, das Bewußtsein, hohe geistige Interessen mit der Mitgliedschaft nicht vereinigen zu können, und das Bedürfniß nach selbständiger Prüfung getrieben, der äußeren Gemeinschaft zu entsagen. Er hätte auch, wie Schleiermacher über seine Erziehung in jener Gemeinde, von sich sagen können [9]): „Hier entwickelte sich zuerst die mystische Anlage, die mir so wesentlich ist und mich unter allen Stürmen des Skepticismus gerettet und gehalten hat. Damals keimte sie auf, jetzt ist sie ausgebildet; und ich kann sagen, daß ich nach Allem wieder ein Herrnhuter geworden bin, nur von einer höheren Ordnung."

Von den beengenden Fesseln puritanischer Lebensanschauung gelöst, der Welt wiedergegeben, um in seiner friedlichen Häuslichkeit ernste, wissenschaftliche Zwecke zu verfolgen, nicht um ruhelos nach äußeren Vortheilen zu jagen, glücklich in seinem dichterischen Schaffen und fest gegründet in seinem schwer errungenen Glauben, so begann er sein neues Leben, so hat er sich selbst in einem kurzen Gedicht andeutend gezeichnet:

„Bist du fromm?" Nicht völlig wie die Frommen.
„Bist ein Weltkind?" Wie die Klugen nicht.
„Philosoph?" Ach, kaum ein wenig Dichter.
„Oder Zweifler?" Wohl mir, jetzo nicht.
„Aber sprich, wofür denn willst du gelten?"
Für ein Menschenkind, wie tausend andre.

Seit dem Jahre 1820, da er sich seine Häuslichkeit gründete, begannen seine geschichtlichen und antiquarischen Forschungen, die er mit unermüdlichem, auf das Sorgfältigste in das Einzelne sich vertiefendem Fleiß länger als ein Vierteljahrhundert hindurch fast unausgesetzt betrieb. Das Hauptwerk, das aus diesen Arbeiten hervorging, waren die im Jahre 1843 erschienenen „Wendischen Geschichten aus den Jahren 780 bis 1182". Ueber die Resultate, welche er durch seine historischen und antiquarischen For-

schungen im allgemeinen gewonnen, hat er sich im Jahre 1857, zu einer Zeit, in der ihn die gelehrte Schule und ihre Geschichte ausschließlich beschäftigte, in einem Briefe an Wilhelm von Giesebrecht ausgesprochen: „(Was ich jetzt treibe) ist die Fortsetzung dessen, was ich früher getrieben habe. Die Germanisirung der Wenden habe ich zuerst verfolgt; auf dem Wege bin ich zu dem Ergebniß gelangt: die Longobarden leben fort in den Romanen Italiens, die Westgothen und Sueven in den spanischen, die Franken und Burgunder in den gallischen Romanen; ebenso die Wenden in den Deutschen. Die aufgenommenen Nationalitäten haben nur ihre spröde Besonderheit, ihre Eigenheit aufgegeben, nicht ihre Eigenthümlichkeit, d. h. diejenigen geistigen Anlagen, welche ihnen vor andern Völkern und für andere zu Theil geworden. Diese sind vielmehr auch in das Bewußtsein des aufnehmenden Volkes übergegangen, das ebenso seine Eigenthümlichkeit dem aufgenommenen mitgetheilt hat. Gemischte Bevölkerungen erscheinen demgemäß in der Geschichte der Menschheit als die Vorstufe geeinigter Nationalitäten, der reicheren, wenn sie gegen die ursprünglichen und einfachen gehalten werden. Das ist bereits 1844 geschrieben und gedruckt. Nach den Wendischen Geschichten habe ich mich in die Alterthümer, die greifbaren, des nördlichen Deutschlands geworfen. Was ich darin gethan, liegt in einer Anzahl Abhandlungen da, zu einem Ganzen ist es nicht geworden, weil das Jahr 1848 dazwischen kam, aber die leitenden Gedanken, meine ich, sind erkennbar genug. Das Resultat oder, wenn Du willst, ein Resultat, zu dem ich mich hingefunden habe, ist aber dies gewesen: die Geistesbildung der Griechen im Perikleischen Zeitalter war nicht völlig anderer Art, als die der übrigen Völker des alten Europa, sie war nur reicher entfaltet, die allen gemeinsame. So weit war ich schon 1845. Und wenn ich nun die Germanisirung der Griechen und vornämlich der Lateiner in der Schule geschichtlich verfolge, so meine ich nur, in meiner alten Domäne zu sein."

Der Abfassung des Hauptwerkes gingen viele monographische Arbeiten über nordische Geschichte vorauf, die zum Theil als selbständige Broschüren erschienen, zum Theil als Programme des

Gymnasiums veröffentlicht wurden, zum größten Theil aber in Zeitschriften, besonders in den pommerschen Provinzialblättern (zuerst von Haken, dann von Giesebrecht und Haken gemeinschaftlich herausgegeben) und in den baltischen Studien, dem Organ der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde, enthalten sind.

Lebendigen Sinn für die Geschichte seiner Heimat hatte er erst in Stettin gewonnen. Er erzählt selbst davon: „Von den Prilwitzer Alterthümern, von der auf sie gestützten Hypothese der Lage des wendischen Tempels in Rhetra war mir schon als Knabe unbestimmte Kunde zugekommen: mein Vater lebte im Hause des Superintendenten Masch, als dieser sich mit jenem angeblichen Funde beschäftigte, woraus einige Jahre nachher das Buch über die gottesdienstlichen Alterthümer der Obotriten hervorging. Es war für mich damals nicht mehr, als eine unlebendige Notiz. Erst in Stettin gewann ich Interesse an der heimischen Geschichte; Kosegartens Kantzow regte es an. Meine Verheirathung knüpfte mich fester an das Land, das mich freundlich aufgenommen hatte. Hakens Provinzialblätter begannen um eben die Zeit; Hasselbach arbeitete an seinem Sendschreiben über Sells Geschichte von Pommern, und wir besprachen manches, was in jener Schrift behandelt wird. Dann eine eigene Untersuchung von mir in Hakens Blättern: Von der Verehrung des heiligen Veit auf Rügen (1821), und gleich darauf, in wenigen Tagen, auf Begehren des Oberpräsidenten Sack, die kleine Broschüre: Von den Schicksalen des Landes Pommern, ohne nachhaltige Studien, aber mit fröhlichstem Muthe verfaßt: ich dictirte, meine junge Frau machte den Schreiber."

Die Reihe der auf diese ersten Arbeiten folgenden, mit liebevollster Sorgfalt und mit mühsamstem Fleiß in das Einzelne sich versenkenden Untersuchungen sämmtlich und mit bibliographischer Genauigkeit aufzuzählen, kann nicht Gegenstand dieser im allgemeinen charakterisierenden Darstellung sein. Es genügt, durch Beispiele auf den Umfang seiner Arbeiten hinzuweisen.

In jener ersten Untersuchung über die Sage von der Verehrung des heiligen Veit auf der Insel Rügen entwickelt er, daß

die Sachsen voll von Erinnerung an ihren Nationalheiligen St. Veit, vielleicht poetisch fortphantasierend in dem Gedanken, den der Gleichklang in ihnen angeregt, Swantewit und Sanctus Vitus mit einander vermengen konnten, und findet es nicht unwahrscheinlich, daß in eben dem Sinne, wie Heinrich der Löwe dem ghibellinischen Erzbischof Reinold von Köln zum Trotz, nachdem er ihn in offener Fehde besiegt, den ehernen Löwen in Braunschweig aufgerichtet, so auch der kecke Muth des Sachsenvolkes seinen Veit und die Sage von dem meerumflossenen Reiche desselben den neuen Heiligen (den heiligen drei Königen des Kölner Erzbischofs) entgegengestellt hat.

In dem Aufsatze „Rügen und die rugacensische Insel“ legt er dar, daß die rugacensische Insel, welche Kaiser Lothar II. an das Kloster Corvei geschenkt hat, an der kroatischen Küste zu suchen sei, und daß man erst im zwölften Jahrhundert den Kaiser Lothar zum Eroberer der baltischen Insel Rügen gemacht hat.

In einer andern Arbeit weis't er die Spuren der Verehrung des heiligen Adalbert in Pommern nach; wie diese Verehrung mit der zunehmenden deutschen Einwanderung und des damit schwindenden Einflusses Polens auf Pommern selber geschwunden sei. Der heilige Adalbert sei demnach anzusehen als der himmlische Hüter der polnischen Oberherrschaft und des Slaventhums in Pommern. Wo Adalbert früher verehrt worden, sei von den Deutschen der heilige Georg eingesetzt worden.

Im Jahre 1823 forderte der um Pommern hochverdiente Oberpräsident Sack Giesebrecht auf, eine kurze Geschichte der Einführung des Christenthums und der Reformation in Pommern zum Jubelfeste des nächsten Jahres zu schreiben. Als nun Giesebrecht, der Aufforderung bereitwillig folgend, am Ende des Jahres ihm sein Manuscript „vom heiligen Otto und von der Entwickelung des Kirchenthums in Pommern“ zuschickte, fand der Oberpräsident die Schrift übrigens vortrefflich, aber zu schwer für das Volk und die Jugend und machte dem Verfasser den Vorschlag, es in den Provinzialblättern drucken zu lassen. Giesebrecht that das. Als er aber gleich darauf seine Arbeit auch einem Greifswalder

Buchhändler in Verlag gegeben hatte, um sie als selbstständige Flugschrift erscheinen zu lassen, beklagte sich Sack hart darüber und machte dem Autor herbe Vorwürfe, daß er ohne sein Wissen eine Arbeit veröffentlicht, die ihm gehöre. Bei aller Hochachtung, die Giesebrecht für den verdienstvollen Mann hegte, und trotz des freundlichen Wohlwollens, das er von ihm erfahren, ließ sich der durchaus unabhängige Mann solchen Eingriff nicht gefallen, sondern wies in scharfer, mannhafter Weise die unberechtigten Ansprüche zurück.

In demselben Bande der Provinzialblätter ist eine Abhandlung von ihm über die älteste Kirche Stettins enthalten, in welcher er nachzuweisen sucht, daß die heutige Petrikirche nicht mit jener identisch sei, die Otto von Bamberg erbaut hat; vielmehr habe Ottos Petrikirche wahrscheinlich da gestanden, wo nachher die Jacobikirche erbaut worden. Diese seine Ansicht ist bald darauf von seinem Amtsgenossen Böhmer, der kurz vorher durch seine Verheirathung mit Ernestine Giesebrecht sein Schwager geworden war, in den Neuen Provinzialblättern widerlegt worden.

Eine Arbeit ganz anderer Art ist die Abhandlung „Göthes poetischer Succurs von der Ostsee her.“ Giesebrecht erörtert in ihr, wodurch sich Göthes Ansicht und Hoffnung, daß von der Ostsee her für die reale Dicht- und Darstellungsweise nächstens Succurs zu hoffen sei, begründen lasse, und findet diese Begründung zunächst in der alle auf die Heimat gerichteten dichterischen Schöpfungen vorbereitenden Arbeit der vor kurzem gegründeten pommerschen und meklenburgischen Alterthumsgesellschaft, in der damals frischen Thätigkeit Johannes Voigts für die Geschichte der Provinz Preußen, in der Stiftung der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen. Schon sei regere Theilnahme am Volksliede in Dänemark und Schweden erwacht, Nettelbecks Lebensbeschreibung, eines Mannes, dem zum Viking und Seekönige nichts fehle, führe uns schon in die Grenzen jener baltischen Poesie, deren wir harren, und seitdem jenseits der Ostsee Tegnér seinen Frithiof vollendet, sei Göthes prophetisches Wort durch diese Dichtung erfüllt.

In sachlichem Zusammenhang steht hiermit die Abhandlung, durch welche er gegenüber einem erbitterten Feinde des Meklenburgischen Plattdeutschen, der dieses wo möglich ganz ausgerottet wünschte, die bemessene Berechtigung des niederdeutschen platten Idioms begründete. Giesebrecht selber hat, eben so wie Bornemann, in den Provinzialblättern manche Gedichte in dieser Mundart, die ihm im mündlichen behaglichen Verkehr stets lieb und geläufig geblieben ist, veröffentlicht und eine Anzahl plattdeutscher Gedichte auch später in seine Sammlung aufgenommen.

Erwähne ich nun noch, daß von ihm auch Uebersetzungen erschienen sind, wie die der Jomsvikinga-Saga unter dem Titel: Geschichte der Freibeuter von Jom, so glaube ich, wenigstens eine Anschauung von diesen Arbeiten aus den zwanziger Jahren gegeben zu haben. Im Anfang der dreißiger Jahre beschäftigten ihn dichterisches Schaffen, philosophische Lectüre und Meditationen, pädagogische Arbeiten mehr als geschichtliche Studien. Und als er zu diesen zurückkehrte, waren die Untersuchungen, in die er sich vertiefte und die er von Zeit zu Zeit in den baltischen Studien veröffentlichte, meistens Vorläufer zu dem historischen Hauptwerk seines Lebens, den Wendischen Geschichten, in welche jene vorbereitenden Arbeiten zum Theil ohne erhebliche Veränderungen aufgenommen wurden.

Sie erschienen in drei Bänden im Jahre 1843. Darüber, was er mit dem Buche gewollt, was er von demselben hofft und wem gegenüber er für die Förderung seiner Forschungen zu Dank sich verpflichtet fühlt, spricht er sich in der Vorrede aus. Er schreibt: „Die Wendischen Geschichten, welche ich hier der Oeffentlichkeit übergebe, suchen ihre Stelle in einer bereits fröhlich aufblühenden Literatur historischer Erforschungen des deutschen Mittelalters. Sie haben mit dem Kreise, in den sie eintreten, den Willen gemein, durch sorgsame Erwägung des Besonderen und Einzelnen, ohne Scheu vor dem Vorwurfe der Mikrologie, zum Aufbau eines Ganzen zu helfen, der Nation zu immer klarerem Bewußtsein ihrer Vergangenheit förderlich zu sein. Sie stützen sich daher nicht bloß auf diejenigen Vorgänger, deren in den Noten aus-

drücklich Erwähnung geschieht, sondern werden mehr oder minder, wissentlich, ja unwissentlich, von allen verwandten Arbeiten getragen. Wer möchte vollständig nachweisen, was er andern verdankt, wie wohl es auch thut, sich dessen erinnern." Im Folgenden gedenkt er namentlich dreier Associationen, denen er viel schuldig sei; zunächst der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde: auch ihm seien, wie jedem, der aus ihnen schöpft, die Monumenta Germaniä eine reiche Grube des edelsten Erzes gewesen. Zweitens der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, die ihm das, was er derselben etwa geleistet — der Verein hatte in seinem ersten Hauptbericht ihn als den wärmsten Freund seiner Sache, als seinen Sprecher bezeichnet — schön und überreichlich vergolten habe. Ohne die Förderung, die ihm von dorther gekommen, wäre es ihm unmöglich gewesen, die Isländischen Ueberlieferungen von den Wenden so in deren Geschichte herüber zu nehmen, wie es nun geschehen, und, wenn er nicht irre, in gleicher Weise, früher nicht geschehen sei. Endlich der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Diese habe ihm in andrer Art ihre hülfreiche Hand geboten, habe ihm Verbindungen nach verschiedenen Seiten hin eröffnet und sei unablässig bemüht gewesen, ihm das überall zerstreute Material zugänglich zu machen. Von einzelnen Gelehrten, die seine Sache gefördert, nennt er nur einen ihm „nah verwandten, jüngeren Mann, seinen Brudersohn, Wilhelm Giesebrecht", erwähnt, welche reiche Förderung aus dessen historischen Arbeiten, aus schriftlichem und mündlichem Verkehr mit ihm seine Arbeit erhalten, wie er aber auch dessen Ansichten hie und da bestritten, wo sie ihm als irrthümlich erschienen. Dieselbe Stellung habe er auch den andern Gelehrten gegenüber eingenommen und, fügt er hinzu, „ich meine, niemand besser ehren zu können, als indem ich ihm begegne, wie dem werthen Blutsfreunde. Wer aber dadurch nicht sollte zufrieden gestellt sein, den möge die Aussicht beruhigen, daß die Vergeltung über mich kommen, daß die Kritik auch meine Forschungen hoffentlich nicht verschonen wird, hoffentlich — denn ich weiß ihnen nichts Besseres zu wünschen." Die Vorrede schließt mit den Worten: „Indem nun das vorlie-

gende Buch die Anfänge der Landesgeschichten von Holstein, Lauenburg, Ratzeburg, Meklenburg, Rügen, Pommern, der Mark Brandenburg und der Lausizen zusammenfaßt, nicht selten auch nach Polen, Böhmen, Sachsen, Dänemark, Norwegen bis nach Island hinübergreift, stellt es sich der Kritik, welche ich wünsche, von verschiedenen Standpunkten aus offen dar. Für einen Autor, der sein Werk dauernder als Erz wissen möchte, ist die Stellung mißlich; aber die Wendischen Geschichten machen keinen Anspruch auf eine solche Unsterblichkeit; mögen sie verwesen, aber Frucht bringen, wie die Saat, die der Landmann in sein Feld wirft."

Während er an dem Buche arbeitete, ging er ganz in dieser gelehrten Thätigkeit auf. In der Correspondenz aus dieser Zeit mit seinem Neffen Wilhelm bezeugt er wiederholt, daß seine historischen Arbeiten ihn ganz in Anspruch nehmen, innerlich noch mehr, als äußerlich, so daß er, wenn er allein sei, eben gar nichts anderes vornehmen könne. In seinen Wendischen sieben Sachen sei er ganz verhaus't, verkehre außer dem Hause und der Schule wenig, lese nichts, was sich nicht auf Wendische Geschichte beziehe, oder, wenn es doch einmal geschehe, ohne innere Theilnahme. Namentlich Poetisches bleibe ungelesen, und so sei er für andere Menschen ungenießbar. Und wenn er, wie es damals der Fall war, gerechte Ursache hatte, mit seiner amtlichen Stellung unzufrieden zu sein, wenn man sein überaus pflichttreues, in seltner Weise anregendes Wirken an der Schule in beengende Fesseln einschnüren wollte, so „zog er sich in die unbezwingliche Burg seiner wissenschaftlichen Studien zurück, wohin die Armseligkeit nicht reiche."

Von dem Frieden, den ihm diese Thätigkeit von Anfang an brachte, hat er auch dichterisches Zeugniß abgelegt:

Dankbar sei für jede gute Gabe,
Für die beste Gabe doppelt dankbar.
Aber welche wird die beste sein?
Keine bess're, keine schön're hab' ich
Noch erkannt, als Arbeit, die gedeiht.

— — — — — — — —

Mußt getrost im Schachte hämmern,
Sonder Sorge und Verdruß,
Endlich wird es goldig dämmern,
Unser Wirken kommt zum Schluß.

Und das Kleine mühsam schaffen
In des Tages Schweiß und Drang,
Besser ist es doch, als gaffen
Oder zweifeln klug und bang.

Und mit bestimmter Hindeutung auf die besondere Art seiner wissenschaftlichen Arbeiten:

Suche in der Heimath Hainen
Nach den Gräbern, Trümmern, Steinen,
Auch dem Märchen horche treu,
Forsche in den Pergamenen,
Klaren Sinns mit Lust und Sehnen,
Und das Alte wird dir neu.

Auch zu launigen, scherzenden Gedichten gaben ihm seine antiquarischen Forschungen Anlaß:

Riesig von Gebein und Adern,
Heldenzeit von Stein und Erz,
Da der Hünen Faust mit Quadern
Um sich warf in zartem Scherz,
Dich verehr' ich aus der Ferne,
Dich und deine Herrlichkeit,
Heilen Kopfes, tief und gerne,
O du gute, alte Zeit.

Dagegen hat er im allgemeinen in feierlichen, aus tiefster Brust hervortönenden Klängen den Werth der Wissenschaft für das Menschenleben in einem andern mächtig ergreifenden Gedichte besungen, in einem Gedichte, das später beschränkte Frömmigkeit und thörichter Unverstand ihm zum schweren Vorwurf gemacht hat:

O Geist des Geistes Quelle,
Der in mir lebt und denkt,
Der auf des Wissens Welle
In sich zurücke lenkt,

Du Geist und ew'ge Kraft,
O, wahre uns und hüte
Der Menschheit Kranz und Blüthe,
Hochheil'ge Wissenschaft.

Erleuchte Geist und Sinnen,
Entfaltend uns an ihr,
In dir ist das Beginnen,
Das Ende ist in dir:
O Geist und ew'ge Kraft,
Du wahre uns und hüte
Der Menschheit Kranz und Blüthe,
Hochheil'ge Wissenschaft.

Ueber den sachlichen Werth seiner historischen Arbeiten, seiner antiquarischen Forschungen, die ihn nach jenen bis zu den Stürmen des Jahres 1848 vorzugsweise beschäftigten, ein Urtheil fällen zu wollen, kann mir, der ich jenen Studien fern stehe, natürlich nicht in den Sinn kommen; in der Form sind seine historischen Arbeiten, wie alles, was er je geschrieben, musterhaft. Nirgend ist ein mattes, müßiges Wort, jedes scharf bezeichnend, und die Darstellung, wo die Natur des behandelten Gegenstandes es zuläßt, durchweht von dichterischer Empfindung, durchleuchtet von dichterischer Anschauung. An Anerkennung für seine geschichtlichen Arbeiten hat es auch von Anfang an weder von Seiten der Fachgenossen, noch von Seiten der Behörden der Provinz wie des Staates nicht gefehlt. Wiederholt forderte ihn der Oberpräsident schon in Folge seiner ersten Untersuchungen zu Beurtheilungen, Gutachten, neuen historischen Darstellungen auf. Das Ministerium wandte sich im Jahre 1829 an ihn, als es sich darum handelte, eine Ermittelung über die Krönung Christians III. und der Königin Dorothea durch Bugenhagen anzustellen. Und als König Friedrich Wilhelm IV., von dessen Verhältniß zu ihm später zu erzählen sein wird, von ihm die Wendischen Geschichten zugeschickt erhielt, dankte er ihm durch eine Cabinetsordre und ließ ihm sagen, daß er seine Verdienste in vollem Maße anerkenne und die Sendung seiner literarischen Arbeiten mit Vergnü-

gen entgegengenommen habe. Das Schreiben war von einer goldnen mit 50 Ducaten gefüllten Dose begleitet. So ist er auch in Folge seiner wissenschaftlichen Leistungen Mitglied und Ehrenmitglied verschiedener gelehrter Gesellschaften gewesen, der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen, des meklenburgischen Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, des Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg, der deutschen Gesellschaft zu Königsberg, der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte, der Königsberger Alterthumsgesellschaft Prussia. Wo er glaubte, für die Zwecke eines solchen Vereins nichts thun zu können, lehnte er die ihm ehrenvoll angetragene Mitgliedschaft ab: so dem dänischen historischen Verein gegenüber, „weil er nur ein todtes Mitglied sein könnte." Bereits als ihm das Diplom eines ordentlichen Mitgliedes der Königl. deutschen Gesellschaft zu Königsberg übersandt wurde (1828), hob das begleitende Schreiben nachdrücklich seine ausgezeichneten Verdienste um Forschung in der vaterländischen Geschichte hervor und sprach den lebhaften Wunsch aus, daß er diesen mit so glücklichem Erfolge ausgeführten literarischen Arbeiten seine Aufmerksamkeit nie entziehen möge. Und auch später sind seine gelehrten Arbeiten auf dem Gebiet der Geschichte von den Fachgenossen, auch über Deutschlands Grenzen hinaus, als höchst werthvoll anerkannt worden, und wo einzelnen seiner Resultate widersprochen wurde, ist es in einer Weise geschehen, welche für den Forscher ehrenvoll ist. Mag es immerhin sein, wie von Kundigen behauptet wird, daß die Forschung über die vorhistorischen Zustände durch spätere Arbeiten zu anderen und begründeteren Resultaten, als er gefunden, gekommen ist; dennoch bleibt sein Bemühen, sich aus den Grabdenkmälern und anderen Resten ein zusammenhängendes Bild der wendischen und noch früheren Vorzeit zu schaffen, im hohem Grade achtungswerth. Mag immerhin auch sein Hauptwerk, wie von Historikern versichert wird, in einzelnen Theilen berichtigt oder überholt sein durch die Forschungen von Jaffé, Lisch, Fock, Usinger und Andern, durch die treffliche Darstellung seines Neffen Wilhelm von Giesebrecht, so wird doch, wie dieselben Beur-

theiler bereitwillig zugestehen, dadurch sein großes Verdienst nicht beeinträchtigt, ein reiches neues Quellenmaterial verwandt, manche vergangenen Zustände zuerst aufgehellt, den Zusammenhang vieler Vorgänge zuerst erkannt und so eine klare Einsicht in eine vordem in tiefes Dunkel gehüllte, wichtige historische Entwickelung erschlossen zu haben. Noch heute ist das Werk der Ausgangspunkt für alle Forschungen, die sich auf die Zustände des alten Wendenlandes beziehen.

Sehr große Verdienste erwarb sich Giesebrecht um die auf Anregung des Oberpräsidenten Sack in Stettin gestiftete Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde. Der vor kurzem veröffentlichte, von dem gegenwärtigen Secretär der Gesellschaft, Oberlehrer Lemcke verfaßte Bericht (Baltische Studien, Jahrg. XXV., Heft 1.) spricht sich über Giesebrechts Thätigkeit für den Verein dahin aus, daß er unter allen Mitgliedern die hervorragendste Stelle einnehme, weil er neben seiner umfassenden, regen wissenschaftlichen Arbeit auch an der Leitung der Gesellschaft selbst, deren Ausschuß er bis zur Verlegung seines Wohnsitzes nach Jasenitz angehörte, den eifrigsten Antheil in den verschiedensten Aemtern bewiesen und nur in den Jahren, da er mit der Abfassung der Wendischen Geschichten beschäftigt gewesen, seine Thätigkeit für die Gesellschaft als solche habe ruhen lassen. „Mit Giesebrecht," heißt es in dem Bericht, „ist ein großer Theil der Gesellschaft, wie sie war, geschieden. Verdankt sie doch ihm nicht am wenigsten, daß sie geworden, wie sie ist. Keiner hat gleich eifrig und gleich fruchtbar für ihre Zwecke gewirkt, er hat nicht nur an ihrer Arbeit sein Theil mit Ehren getragen, sondern auch ihre Feste mit seiner Poesie gewürzt, wie denn sein sinniges, stets poetisch durchgeistigtes Gemüth auch seiner literarischen Thätigkeit stets ihr Gepräge gegeben." Aber nicht bloß nach seinem Tode, auch schon zu seinen Lebzeiten hat der Verein Giesebrechts große Verdienste um die Förderung seiner Zwecke warm anerkannt. So schrieb der Stettiner Ausschuß ihm zu seinem Amtsjubiläum im Jahre 1866, daß er es gewesen, welcher der Thätigkeit aller Mitglieder und ihrem Streben zuerst die würdige Richtung gegeben, in der sie fortzuarbeiten bemüht gewesen seien, und bezeichnete ihn, der 42

Jahre dem Ausschuß angehört, als sein Vorbild. Zugleich wurde ihm der damals erschienene Band der Baltischen Studien zugeeignet.

Gleich bei der Gründung der Gesellschaft wurde er Secretär derselben und hat in dieser Eigenschaft und über die Dauer seines Amtes hinaus eine lebhafte Correspondenz mit dem Professor Rafn in Kopenhagen geführt, der dasselbe Amt in der dortigen Gesellschaft für nordische Alterthumskunde verwaltete. Der Oberpräsident Sack, der sich seines sachverständigen Rathes, seiner thätigen Beihülfe bei der Gründung bedient hatte und seine dauernde Mitwirkung mit Recht für unentbehrlich hielt, bat ihn im nächsten Jahre, als Giesebrecht das Secretariat niederlegen wollte, weil Sack für sein Vorsteheramt sich einen Stellvertreter bestimmt hatte, auf das dringendste Secretär zu bleiben. Doch Giesebrecht blieb unbeugsam, und Sack gab seine Absicht auf. Fast gleichzeitig mit der Stiftung der Gesellschaft hatte der Redacteur der Pommerschen Provinzialblätter, der Superintendent Haken in Treptow ihn dringend aufgefordert, in die Redaction als Mitherausgeber einzutreten. Nachdem er zuerst den Antrag abgelehnt, sagte er durch wiederholte lebhafte Vorstellung bewogen zu, und gab mit Haken zusammen die Zeitschrift heraus, die dann unter dem Namen „Neue Pommersche Provinzialblätter" erschienen. An Stelle dieser Blätter traten vom Jahre 1832 als Organ der Gesellschaft die „Baltischen Studien". Auch die Redaction dieser Zeitschrift führte Giesebrecht wiederholt, Jahre lang zugleich als fleißigster Mitarbeiter derselben. Das Secretariat des Vereins führte er bis zum Jahre 1829. Für die Kopenhagener Gesellschaft war er der Vertrauensmann in Deutschland. Von dort wurde er aufgefordert, Vorschläge zur Aufnahme von Mitgliedern in Deutschland zu machen, von dort erging an ihn, als die Gesellschaft im Jahre 1833 eine deutsche Zeitschrift herauszugeben beabsichtigte, das Ersuchen, dieselbe mit einer Vorrede zu eröffnen. Er lehnte indessen ab und schlug Schlosser, als den Führer einer bedeutenden Schule, dazu vor. Auch für die Organisation einer gemeinschaftlichen Arbeit mehrerer Vereine war er thätig. So forderte er im Jahre 1843 den Verein für Geschichte der Mark Branden-

burg zu einer zusammen herauszugebenden Zeitschrift auf. Daran sollte sich nach seinem Vorschlage später die gemeinschaftliche Herausgabe von historischen Quellenschriften, wie Chroniken, Nekrologen, Briefen, nicht Urkunden, für die schon gesorgt sei, anschließen. Der Verein verhielt sich indessen ablehnend, weil die Verwirklichung des sonst anerkannten Vorschlages mit zu großen Schwierigkeiten verbunden sei.

Während der dreißiger Jahre, besonders in der ersten Hälfte derselben, seit die Sammlung der Hegelschen Werke im Druck erschien, beschäftigte ihn lebhaft das Studium der Philosophie, dem aber fröhliches dichterisches Schaffen zur Seite ging. Ueber beides correspondierte er in jener Zeit lebhaft mit seinem Neffen Wilhelm, bei dem er nicht bloß für seine historischen Arbeiten, sondern auch für seine poetischen Schöpfungen und philosophischen Ueberzeugungen des lebhaftesten Interesses, des vollsten Verständnisses versichert sein durfte. Der damals noch sehr jugendliche Gelehrte war ihm sehr werth, er nannte ihn sein Herzenskind und fühlte sich ihm näher verwandt, als irgend einem seiner Familie.

Interessant ist es zu sehen, wie er in einem Briefe aus dem Jahre 1834 das, was er durch die Brüdergemeinde und besonders durch die Lectüre Zinzendorfischer Schriften gewonnen hatte, mit den neuen Eindrücken, welche die Hegelsche Philosophie auf ihn machte, zu vereinigen suchte und bei aller Verschiedenheit in beiden doch Gleichartiges erkannte. „Meine geistlichen Lieder", schreibt er, „gehören einer früheren Periode meiner Bildung an, deren ich mich nicht schäme, über welche ich aber in mancher Hinsicht hinaus gegangen bin. Damals beschäftigte mich beinahe ausschließlich Zinzendorf, sein Leben, seine Schriften, sein Werk in der christlichen Kirche. Es ist ein ausgezeichneter Mann; seine Pennsylvanischen, seine Londoner, seine Berliner Reden haben mich aufs tiefste erschüttert, und noch jetzt finde ich mich unaufhörlich an Zinzendorf erinnert, wenn ich Hegels Schriften lese. Diese beiden Geister haben mehr als ich sagen kann auf mich eingewirkt; oft sehe ich mit Erstaunen, wie der Spätere mir einen Gedanken

aufschließt, von dem ich mir bewußt bin, daß ich ihn als Keim schon aus dem Früheren aufgenommen habe. Und dieser Zusammenhang ist gewiß nicht bloß subjectiv in mir, er ließe sich wohl objectiv nachweisen. Daß Zinzendorf und Hegel in anderer Hinsicht auch wieder Gegensätze sind, ist nicht zu leugnen; auch Blüthe und Frucht sind Gegensätze." Je mehr er sich in Hegel hineinlas, desto mehr fand er Tiefes und Großes in dieser Philosophie. Auch sein poetisches Schaffen wurde davon ergriffen: so ist nach seinem eigenen Urtheil in dem Hafis, den er im Jahre 1833 dichtete, Hegelianismus zu erkennen.

Ihm schien damals die Kantische Philosophie, die ihn noch in seinen letzten Lebensjahren, als ihm zufällig wieder einmal die Kritik der reinen Vernunft in die Hände kam, eine Zeitlang mit unwiderstehlicher Gewalt festhielt, nur eine Unterbrechung des Stromes der wahren Philosophie zu sein, der von Spinoza zu Hegel hinströme. Freilich dem in heißer Sehnsucht nach der Erkenntniß des Unendlichen sich verzehrenden Denker, wie er vorher geschildert wurde, konnte eine Philosophie nicht zusagen, die darauf verzichtet, das hinter der Erscheinung Liegende, das Wesen der Dinge zu erkennen. Der Triumph der Hegelschen Philosophie über ihre von allen Seiten heranstürmenden Feinde schien ihm eine ausgemachte Sache, wenn auch dem endlichen, vollständigen Siege noch mancher Kampf vorausgehen müsse. Die Poesie Lenaus gab ihm Anlaß, diese Gedanken brieflich zu entwickeln:

„Den Lenauschen Frühlingsalmanach habe ich in den Pfingstferien gelesen. Das ist wieder eine merkwürdige literarische Erscheinung, wenn auch in meinen Augen keine erfreuliche. Pfizer kennen wir schon als wohl routinirt in Schillerschen Redeweisen; aber auch Lenau, der sonst mehr auf eigenen Füßen steht, ist in dem Faust wieder ganz auf Schillersche Sprünge gekommen. Es ist das verschleierte Bild zu Sais.

Weh dem, der zu der Wahrheit dringt durch Schuld,
Sie wird ihm nimmermehr erfreulich sein!

Das ist da die Moral, und hier im Faust giebt Mephistopheles dem Wahrheit Suchenden den Rath:

Du mußt entweder dieses Erdenleben
Vertaumeln dumpf in viehischer Geduld,
Wo nicht, dich als entschlossner Mann erheben,
Und kühn zur Wahrheit dringen durch die Schuld.

Das könnte nun einen sehr guten Sinn haben, denn allerdings im Zustande der Unschuld, d. h. des kindlichen Unbewußtseins über sich selbst, gelangt der Mensch nicht zum Erkennen der Wahrheit, er muß aus dem Paradiese hinaus. Aber so ist es nicht gemeint. Der Dichter beklagt vielmehr seinen Helden:

Du wagtest, eh der Tod dich grüßte,
Vorflatternd dich ins Geistermeer
Und gehst verloren in der Wüste,
Von wannen keine Wiederkehr.
Wohl schauen dich die Geisterschaaren,
Erbarmen lächelnd deinem Leid,
Doch müssen sie vorüber fahren,
Fortsteuernd durch die Ewigkeit!

Und weiterhin ermahnt er ihn:

Laß nicht den Flammenwunsch im Herzen lodern,
Der Schöpfung ihr Geheimniß abzufodern,
O wolle nicht mit Gott zusammen fallen,
So lang dein Loos auf Erden ist zu wallen,
Das Band der Sehnsucht ist die Erde nur ꝛc.

Also in anderer Ausdrucksweise wieder Schillers Worte des Wahnes:

So lang er glaubt, daß dem irdischen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.

Das ist nun nichts anders als eine Poesie, die das Unendliche dem endlichen Geiste unerkennbar achtet, also ihre Wurzel in der Kantischen Philosophie hat. Nicht als ob Lenau und

Pfizer unmittelbar von dorther geschöpft, ihre Quelle ist vermuthlich Schiller, Justinus Kerner, dessen Teufelsgeschichte ich nur sehr flach finden kann, (vielleicht erscheint sie denen, die ihm näher stehen, anders, denn sie mag wohl persönliche Beziehungen enthalten, die ich nicht kenne) weiß dann flugs die unerkennbare Region mit Phantasmagorien zu bevölkern: das ist ganz in der Ordnung. Eben so in der Ordnung ist, daß diese Poesie des Dualismus sich gegen Göthe ins Geschirr legt, der von Spinoza ausgehend den Entwickelungen der spekulativen Philosophie folgte, wie sie nach einander in Schelling und Hegel hervortraten. Die großen Anstalten zu einem Denkmal für Schiller in Stuttgart mögen wenigstens zum Theil auch Sache des Partheigeistes sein. Denn auf die spekulative Philosophie soll es nun allen von Seiten losgehen. Von München her hat sich Schelling vernehmen lassen, von Tübingen Eschenmayer, in Jena Brachmann, in Leipzig Krug, dazu die mancherlei Zeitschriften, die im Sinne des Zodiacus wirthschaften. In dem letztern hat sich neuerdings Kühne gegen Göschels Schrift über die Unsterblichkeit aufgemacht, ein ganz unmündiges, leidenschaftliches Gerede; dasselbe Heft giebt einen Aufsatz von Theodul, der die Richtigkeit des Hegelianismus und die Nothwendigkeit einer Rückkehr zu Kant darthun will. Daß nun dadurch könne vernichtet werden, was einmal gewonnen ist, fällt mir nicht ein, aber es wird doch noch manchen Kampf zu bestehen und in demselben sich selbst weiter zu entwickeln haben."

Trotz dieser Hochachtung vor der spekulativen Philosophie, die er damals das Juwel unserer Zeit nannte, war er weit davon entfernt, ein blinder Anhänger Hegels zu sein. So hat der Historiker bei aller Anerkennung vor dem Geist des ihn beherrschenden Denkers doch viel gegen den Inhalt der Hegelschen Philosophie der Geschichte zu erinnern: „Es wäre wohl an der Zeit", schreibt er, „die Fruchtbarkeit des Princips und die Fülle köstlicher Gedankenblitze in dem Buche zu würdigen und daneben die unglaublichen Schwächen, geographische und historische Schnitzer der tollsten Art, unverständige Animosität gegen Zeiten und Personen, unter letzteren namentlich gegen Niebuhr, dessen Werk Hegel ohne

Zweifel gar nicht aus eigener Lektüre, sondern nur aus Recensionen kennt. Er führt Dinge daraus an, von denen das völlige Gegentheil bei Niebuhr zu finden ist. Auch gegen Hegels ethnographische Gliederung der Weltgeschichte möchte viel einzuwenden sein; die germanische Welt z. B. hieße meines Ermessens richtiger die christliche."

Noch weniger war er einverstanden mit Manchem, was aus der Hegelschen Philosophie um diese Zeit hervorging. Das „verschrieene Buch von Strauß erschien ihm als eine Verirrung, die man ihr aufbürden werde, obwohl sie ganz unschuldig sei." Und über Ruge und die hallischen Händel schreibt er im Jahre 1839: „Das sind kümmerliche Geschichten. Leo hat unleugbar Mißgriffe gemacht, aber das neue Evangelium Ruges und seiner Genossen wird in Wahrheit der Wissenschaft und dem Staat auch das Heil nicht bringen, ungeachtet es sich stark so geberdet. Es ist hohles Gerede mit philosophischen Phrasen und Stichwörtern verbrämt. Wenn Preußen wesentlich ein protestantischer Staat ist, wie die Lieblingsphrase der Herren lautet, so haben die Rheinländer Recht, wenn sie mit Preußen nichts wollen zu schaffen haben, sondern sich zu einem katholischen Staat constituiren. Aber Preußen ist vielmehr ein christlicher Staat, wie alle übrigen deutschen Lande. Die Confessionen sind in ihrem Unterschiede und in ihrer Einheit anzuerkennen. Das müßte doch Hegelianern einleuchten, die den Begriff der Identität und die Lehre ihres Meisters gefaßt haben, daß der Widerspruch die Wurzel alles Lebens und aller Bewegung ist. Nicht eben der rohe Widerspruch mit der Faust, sondern vielmehr der innere, allem Denken immanente. Und von der anderen Seite, welche Albernheit das Mittelalter als eine gottlose, völlig abgestorbene Zeit, die katholische Kirche der Gegenwart als ein caput mortuum zu betrachten! Die Vergangenheit dauert fort in der Gegenwart und war nicht gottloser als diese, in der es auch gar vieles giebt, das nicht taugt."

Und zwei Jahre später: „Ruge ist ein Fanatiker, Leo nicht minder; mögen sie sich katzbalgen, Kirche, Staat und Wissenschaft gehen während des wüsten Gepolters in der Stille ihren Ent-

wickelungsgang. Wie sich Leo geberden mag, die spekulative Philosophie wird er nicht aus der Welt schaffen; eben so wenig wird Ruge mit seinem Toben den Straußischen Cultus des Genius in die Stelle des Christenthums setzen."

Am meisten beschäftigte ihn gegen Ende der dreißiger Jahre die Philosophie der Geschichte. Als er damals die Vollendung seines Lehrbuchs der neueren Geschichte vor Augen sah und schon an andere literarische Arbeiten dachte, regte sich in ihm der Gedanke, über Philosophie der Geschichte zu schreiben. Die Absicht, nur vorübergehend gefaßt, kam nicht zur Ausführung. Ueberhaupt hat er seine philosophischen Ueberzeugungen erst in viel späterer Zeit, in den Aufsätzen der Damaris dargelegt, über zwanzig Jahre später. Doch so viel sei schon jetzt bemerkt, daß, wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß er manche Anregung der Hegelschen Philosophie verdankte, er in der Hauptsache doch immer sich selber in die Philosopheme hineingelesen hat und aus ihr nur das entnommen, was mit seinem durchaus orthodoxen Standpunkt in der Auffassung der christlichen Wahrheit vereinbar blieb. Weil Hegel scheinbar und mit nicht zu billigender Anbequemung in die Form christlicher Dogmen Wahrheiten oder Meinungen faßte, die in ihrem Wesen weit davon entfernt sind, schien Giesebrecht seiner Philosophie mehr zu huldigen, als es wirklich der Fall war. Daß zum Beispiel, wenn irgend eine Philosophie, gewiß die Hegelsche mit Recht als Pantheismus zu bezeichnen sei, wird heut zu Tage, da sie längst die ruhmlose Rolle, bestimmten religiösen Auffassungen mit einer überkühnen Dialektik zur Stütze zu dienen, ausgespielt hat, nur von wenigen noch bestritten werden; aber Giesebrecht konnte, wie andere arglose, positiver christlicher Lehre treu anhängende Leser des Philosophen damals darüber aufgebracht werden, wenn man dergleichen für Hegels eigentliche Lehre ausgab. „Die Hegelsche Philosophie", schreibt er, „wird als Pantheismus bezeichnet, und einige Stellen, die angeführt werden, lassen sich allerdings so deuten, wenn man eben deuten will. Aber Hegel hat, wenn je einer, die christliche Trinitätslehre behauptet; wie ist es möglich, ihn einen Pantheisten zu nennen? Aber das ist heut zu Tage der

Spitzname, wie im sechzehnten Jahrhundert die Benennungen Calvinist und Cryptocalvinist". Noch in seinen letzten Lebensjahren hielt er daran fest, daß in Hegels Philosophie die christliche Dreieinigkeitslehre, wenn auch modificiert, zu finden sei. Er schreibt in einem Briefe aus dem Jahre 1870: „Der Satz Spinozas: Gott ist das absolut unendlich Seiende oder die Substanz, wird bei Hegel zu dem Ausspruch des Herrn: πνεῦμα ὁ θεός. So ist alles Materialistische und alles, woraus Materie wird, von dem Absoluten abgethan, es ist nur als Geist gedacht; es hat auch seine Ursache in sich, aber diese Bewegung gestaltet sich in dem System zur christlichen Trinitätslehre, auf welche Hegel großes Gewicht legt. Daß seine Fassung mit dem Athanasianum oder auch nur mit dem Nicenum stimme, will ich nicht behaupten, aber hypostatisch muß ich sie nennen. Und welche Formel genügte, wenn die johanneische Darstellung in eine dogmatische Formel soll zusammengezogen werden!" Nur gegen die Fassung also hat Giesebrecht Bedenken. Wenn aber Hegel in seiner Religionsphilosophie das Reich des Vaters findet in dem ewigen in und bei sich Sein, in der Form der Allgemeinheit, in Gott in seiner ewigen Idee an und für sich, wenn er das Reich des Sohnes bestimmt als die Form der Erscheinung, der Particularisation des Seins für Anderes in der physischen Natur und dem endlichen Geist, die ewige Idee Gottes im Elemente des Bewußtseins und Vorstellens oder die Differenz, wenn ihm endlich das Reich des Geistes die Form der Rückkehr aus der Erscheinung in sich selbst ist, der Proceß der Versöhnung, die Idee im Element der Gemeinde: so sind das in der That unsichere philosophische Speculationen, die mit der christlichen Trinitätslehre nur das gemein haben, daß in ihnen mit den Personen des athanasianischen Symbolums ein nicht eben zu lobendes Spiel getrieben wird. Ebenso wenn Giesebrecht in derselben Correspondenz Hegel in anderer Hinsicht gegen seine Angreifer vertheidigend sagt: „Daß vermöge seines logischen Princips von der immanenten Negation sich von selbst der Gedanke fortbewegt, und daß man ihm nur zuzusehen habe, wird jeder besonnene Mensch als eine Metapher

erkennen; wer kann doch glauben, Hegel habe gemeint, durch diese Methode könne ohne einen Denkenden das Denken seinen Verlauf nehmen, wie eine aufgezogene Uhr?" — so ist doch daran zu erinnern, daß, wenn das ein Mißverständniß seiner Philosophie ist, kein anderer, als der Philosoph selber durch sein unklares, unentschiedenes Schwanken zwischen einer Lehre von Formen, die nur dem denkenden Geiste zukommen, und einer Lehre von Formen aller natürlichen und geistigen Wirklichkeit das Mißverständniß herbeigeführt hat.

Auch mir gegenüber hat Giesebrecht einmal in Bezug auf eine Stelle in meiner Schrift über Rückerts Weisheit des Brahmanen, die ich ihm im Jahre 1868 zugeschickt hatte, Hegels ungewöhnliches Selbstbewußtsein, das dort gerügt worden war, mit dankbarer Rückerinnerung an den Trost, welchen er in dem Philosophen in jener bangen Zeit gefunden, mit Entschiedenheit in Schutz genommen. Jene Stelle lautet: „Wenn man weiß, daß Hegel mit unglaublichem Hochmuth seinen Zuhörern gegenüber von den Philosophen (natürlich von dem Schöpfer der absoluten Philosophie wohl am zuversichtlichsten) behauptet hat, daß sie Gottes „Cabinetsordres gleich im Original lesen oder schreiben, daß sie beim Ruck im innersten Heiligthum mit und dabei gewesen sind": so müssen solcher in der Geschichte der Philosophie bis auf ihn unerhörten, nur bei den Mystikern uns zuweilen begegnenden Verstiegenheit und Anmaßung gegenüber die spottenden Worte Rückerts uns noch als recht mild und harmlos erscheinen". Mit Beziehung auf diesen, wie ich auch heute meine, begründeten Tadel äußerte sich Giesebrecht brieflich: „Hegel widersteht Ihnen; ich bin sein blinder Verehrer nicht, aber ich habe von ihm gelernt, das will ich ihm nicht vergessen. Die Stelle in der Geschichte der Philosophie, die Ihren Zorn gereizt hat, kommt mir so schlimm nicht vor. Sie nimmt den Mund voller, als nöthig wäre, so viel gebe ich Ihnen zu; aber wir haben nicht Hegels Autographum vor uns. Wissen wir, was Michelet aus Collegienheften zurecht gebraut hat? Und hätte Hegel wirklich die Ausdrücke angewendet, er wußte, daß er Knalleffekte brauchte, um Berliner Studenten

zu stacheln; in anderer Gesellschaft hätte er vermuthlich besser zu seinen Worten gesehen."

Was Giesebrecht bestimmt hat, für die Hegelsche Philosophie noch in seinen letzten Lebensjahren mit Wärme einzustehen, ist ohne Zweifel der von ihm selbst hervorgehobene Umstand, daß sie, „welche Mängel ihr im Einzelnen anhaften mögen, rechtschaffener Spiritualismus ist". Denn nichts ist wohl seiner innersten Ueberzeugung sein ganzes Leben lang antipathischer gewesen, als materialistische oder monistische Weltauffassung.

Oeffentlich hat er sich, so viel ich weiß, nur einmal in längerer Darlegung über einen Punkt, der ihm in der Hegelschen Philosophie besonders unhaltbar schien, ausgesprochen. In seiner Zeitschrift Damaris nämlich (1860, S. 289) bekämpft er Hegels Lehre, daß das Unendliche durch Begriffe könne gefaßt werden, und dessen Ansicht, es sei Unvernunft, ohne Worte denken zu wollen, das Unaussprechliche sei nur etwas Trübes, Gährendes, das erst, wenn es zu Worte zu kommen vermöge, Klarheit gewinne, und schließt seine Darlegung mit folgenden, das Resultat ziehenden Worten: „Die Frage, was Hegel unter dem Denken versteht, wo er dessen Grenze zieht, wird sich nach den bisherigen Untersuchungen sehr bestimmt beantworten lassen. Denken und Sprechen gehören ihm untrennbar zusammen; nur so weit die Sprache der Ausdruck des Geisteslebens, ist dieses Denken. Wird es dadurch nach der einen Seite hin beschränkt, so gewinnt es nach der andern eine um so weitere Ausdehnung: göttliches und menschliches Denken sind nicht nur eins, was einen Unterschied einschließen würde, sondern schlechthin einerlei, ununterschieden.

Aber Empfindung, Gefühl, Wahrnehmung, alles menschliche Geistesleben, welches durch andere Mittel, als die Sprache, oder vielleicht gar nicht sich äußert, sind nicht Denken, sind inhaltlose Formen des Sinnenlebens, das der Mensch mit den Thieren gemein hat. So spricht derselbe Philosoph, der das Vorurtheil seiner Zeit rügt, welche Gefühl und Denken so von einander trennen, daß sie sich entgegen gesetzt, selbst so feindlich sein sollen, daß das Gefühl, insbesondere das religiöse, durch das Denken verun-

reinigt, verkehrt, ja etwa gar vernichtet werde, und die Religion und Religiosität wesentlich nicht im Denken ihre Wurzel und Stelle habe. Bei solcher Trennung werde vergessen, daß nur der Mensch der Religion fähig sei, das Thier aber keine Religion habe, so wenig als ihm Recht und Moralität zukomme. Gewiß eine solche Trennung ist tadelhaft. Hegel hat sich selbst sein Urtheil gesprochen. Es ist viel von ihm zu lernen; aber ein System, das den Menschengeist eigenmächtig in zwei Hälften scheidet und die, in welcher das unruhige Uebel voll tödtlichen Giftes herrscht, Gott gleich setzt, die andre schweigende aber mit den Thieren auf eine Linie stellt: läßt sich, wie es da liegt, mit christlicher Bildung nicht vereinigen."

Lebhafter aber noch als die Lectüre der Hegelschen Philosophie beschäftigte ihn seit seiner Verheirathung und besonders in den dreißiger Jahren sein eigenes dichterisches Schaffen. Er hat in dieser Zeit sehr viel mehr gedichtet, als er später veröffentlichte. Von seinen Tragödieen hat er nur eine, den „Lazar", in den Provinzialblättern drucken lassen, vier andere, von denen sich eine auf karthagische, drei auf thüringische Geschichte beziehen, sind handschriftlich noch vorhanden, aber auch ein Lustspiel hat er in jener Zeit geschrieben, von dem in seinem Nachlaß nichts mehr zu finden ist. Er erwähnt in einem Briefe aus dem Jahre 1833, daß er „sein Lustspiel umarbeite; es solle aber nur heraus, was für die Gallerie berechnet gewesen, an der Intrigue finde er nichts zu ändern; er dichte nicht mehr für andere Leute". Auch von den lyrischen und epischen Gedichten, den Oratorien aus jenen Jahren sind sehr viele aus der Sammlung, die im Jahre 1836 erschien, weggelassen worden.

In dem Briefwechsel mit seinem Neffen Wilhelm, der gleichfalls um diese Zeit mit dichterischen Arbeiten lebhaft beschäftigt war, spricht er sich aus über die Gedankenwelt, in welcher der Dichter heimisch sein solle, über die Studien, die seiner Arbeit vorausgehen müssen, auch über sein eigenes dichterisches Schaffen. So schreibt er (1834): „Tieck hat sich einmal bedauernd darüber geäußert, daß Göthe und Schiller zu Zeiten der Poesie untreu

geworden und sich wissenschaftlichen Studien zugewandt. Man möchte ihm zurufen: Ihr Töchter Jerusalems, weinet nicht über mich, weinet über euch selbst und über eure Kinder — eure Gedichte; denn denen ist es anzumerken, daß Tieck sich jene Untreue nicht hat zu Schulden kommen lassen. Die Poesie ist die Spitze einer Pyramide, die auf sehr breiter Basis ruht. Den Stoff giebt dem Dichter die eigene Lebenserfahrung und, da diese eng begränzt ist, ihre Erweiterung, die Geschichte und Sage, den Gehalt, den Gedanken, der das Gedicht durchgeistet, bietet die Philosophie, entweder mit Bewußtsein an der Quelle selber geschöpft, oder unbewußt aus den currenten, popularisirten philosophischen Vorstellungen eingesogen, die Form, d. h. die Durchdringung von Gehalt und Stoff ist nirgend vollendeter zu finden, als bei den Griechen. Sie sind vor allen Dingen zu studiren, freilich immer mit dem Bewußtsein, daß der neuere Dichter sie nicht nachahmen kann und auch nicht soll; er hat nicht denselben Stoff, nicht denselben Gehalt, auch die Form kann nicht dieselbe sein, aber das Verfahren der Alten muß man wohl beachten, die Analogie lehrt dann weiter finden. Studien in der Geschichte (nicht eben wie der kritische Geschichtsforscher sie macht), in der Philosophie und in der antiken Poesie sind daher meines Ermessens dringendes Bedürfniß zur Bildung eines Poeten; lernt er noch mehr, desto besser, auf weniger soll man es nicht anlegen. Wissenschaftliche Studien sind die mächtigste Stärkung der poetischen Kraft; aus solcher Zucht geht sie erst recht geläutert hervor." Und in einem Briefe aus dem Jahre 1833: „Poesie und Philologie halte ich nicht so weit aus einander liegend, als Deine Freunde. Auch für den neueren Tragiker sind Sophokles und der viel gescholtene Euripides treffliche Genossen, man muß sie aber im Ganzen und Großen genießen, nicht zerbröckelt. Lies die Alten, liebster Poet, und immer wieder die Alten. Ich weiß wohl, daß wir niemals wie sie werden dichten können, und eben darum sollen wir es auch nicht wollen, aber höhere Bildner als jene Unerreichbaren giebt es nirgend."

Voll von dieser Bewunderung für die griechische Tragödie

versuchte er damals die Schönheit der sophokleischen Antigone solchen, die des Griechischen unkundig waren, zum Verständniß zu bringen, machte aber die Erfahrung, daß durch die Uebersetzung von der gewaltigen Wirkung des unsterblichen Gedichts sehr viel verloren geht. „Die Solgersche Uebersetzung", schreibt er, „habe ich in diesem Winter (1834) einmal vor Laien gelesen und mir alle Mühe gegeben, sie durch den Vortrag und durch Nachhülfe in einzelnen Worten genießbarer zu machen, es war aber vergebliche Mühe. Und doch ist es ein so großes Gedicht; man sollte glauben, die schlechteste Uebersetzung könnte nicht ohne Eindruck lassen."

Natürlich gab es in diesen Jahren erregter dichterischer Thätigkeit auch Zeiten, in denen die Kraft der poetischen Gestaltung ihm versagte, oder er durch die widerstandslose Hingabe an sein künstlerisches Thun seine Berufspflichten beeinträchtigt glaubte: „Poetische Conceptionen kommen mir wohl, und ich hege und trage mich damit, aber wenn es an die Ausführung gehen soll, ermüde ich dabei, oder mir wird bange, es möge mir zu viel Zeit verloren gehen, die ich an amtliche Arbeiten wenden müsse". Er war aber auch weit entfernt davon, wenn die dichterische Stimmung nicht von selbst zur Aeußerung drängte, voreilig poetische Productionen erzwingen zu wollen. Er schreibt darüber in Ausdrücken, welche die Lectüre Hegels durchklingen lassen: „Dem weiteren Evolutionsprozeß sehe ich still aufmerkend zu; denn wenn mir auch im Allgemeinen mein Ziel vorliegt, müssen die einzelnen Gestalten doch erst werden; der Gedanke muß sich ohne willkührliches Dazuthun von meiner Seite selbst weiter denken und auseinander legen. Vom Dichten gilt was von jeder rechtschaffenen Thätigkeit: der Mensch denkt, Gott lenkt."

Er vergleicht sich selbst in einem Gedichte aus früherer Zeit dem Memnonsbilde. Wie dieses erst ertönt, wenn die Sonnenstrahlen es berühren, so seien auch in ihm erst Lieder erklungen, seit jene Jugendliebe mit unwiderstehlicher Gewalt sein Herz gerührt habe:

Dem Bilde Memnons muß ich mich vergleichen,
Das, wenn des Morgens Strahlen es berühren,
Beginnet, Melodien herauf zu führen
Aus dem Gestein, die Menschenbrust erweichen;

Denn seit der süße Blick der Wonnereichen,
Der meiner Lieder innigste gebühren,
Begann die Flamme in mir anzuschüren,
Die mich durchglüht, ein Hoffnung weckend Zeichen;

Seit der Zeit hat mein Dichten erst begonnen,
— — — — — — — — — —
Und was ich sonst in frührer Zeit ersonnen,
Es waren Keime heller Winterstunden
Vor Lenzes Gruß: sie treiben, sie ermatten.

Was er aber von den Liebesliedern seiner Jugend sagt, das gilt von allen seinen späteren Poesieen. Sich in Stimmungen hineinzuphantasieren, den Mangel erregten Gefühls durch aufgestutzte Rhetorik zu verdecken, das lag ihm ganz fern. Er hat immer sich selbst dargestellt, ohne irgend darauf Rücksicht zu nehmen, ob er auch die Empfindungen Anderer ausdrücke, ob er eine Gedankenwelt zur Anschauung bringe, in der auch andere heimisch sind. Darin zum großen Theil liegt seine dichterische Größe, darin zugleich der Hauptgrund, warum der so reich begabte Dichter eine dem inneren Werth seiner Poesien durchaus nicht entsprechende Anerkennung gefunden. Denn sein Gefühlsleben, so selbstständig einerseits und andrerseits an Ueberlieferungen gebunden, die er nie hätte aufgeben können, ohne sich selber zu verlieren, seine Gedankenwelt, so herrlich klar und lichtvoll und doch an ihren letzten Grenzen eingehegt von mystischer Dämmerung, waren nicht dazu angethan, daß er mit dem Ausdruck seiner Gefühle und Gedanken immer aussprechen konnte, was die meisten Menschen denken und empfinden. Wo er aber dem allgemeinen Bewußtsein, weil es mit seinem eigenen übereinstimmte, Ausdruck gegeben, da hat er Lieder von hoher Schönheit gedichtet, die ihn viel länger überleben und seinen Namen zu später Nachwelt sicherer bringen werden, als alle seine wissenschaftlichen Arbeiten, die, wie werthvoll sie sein

mögen, doch in dem weiter fluthenden Strom historischer Forschung zwar nicht verschwinden, aber unkenntlich werden.

Daß von seinen literarischen Arbeiten die poetischen die seien, auf welche ihn seine Begabung in erster Reihe hinweise, hat er selber geglaubt, wenn ihm auch später, was ihm keiner verargen kann, zuweilen darüber Zweifel gekommen sind; und als, ehe noch die Sammlung im Druck erschienen war, viele seiner Lieder und Oratorien in öffentlichen Aufführungen ungetheilten Beifall fanden, durfte er hoffen, daß seine Poesieen auf die Zeitgenossen eine allgemeinere Wirkung hervorbringen würden, als es bei seinen Lebzeiten geschehen ist. Voll von dieser Hoffnung schrieb er im Jahre 1834 an seinen Neffen Wilhelm: „Ich nehme alle diese Versuche, meine Gedichte in Musik zu setzen, dankbar auf, auch wenn sie mir nicht durchaus zusagen; sie bringen doch meine Arbeit unter die Leute, und daß ich als Dichter wirken soll, scheint ja doch am Ende meine Bestimmung zu sein. Eben da ich damit umging, mich still in mich zurückzuziehen, werde ich wieder nach außen geleitet. Wie Gott will, ich werde ruhig weiter gehen, nichts übereilen und nichts beschleunigen."

Unter den Componisten, die seine Gedichte in Musik setzten, nimmt der berühmte Balladencomponist Karl Löwe die erste Stelle ein. Löwe, der sechs Jahre später als Giesebrecht nach Stettin gekommen war, hat vierundvierzig Jahre lang mit ihm zusammen hier gelebt, und während es Giesebrecht anfänglich nicht so geschienen, als ob sie einander sich nähern könnten, so sind sie doch allmählich, besonders durch die gemeinschaftliche Arbeit an den Oratorien, in sehr enge Beziehung getreten.

Als Löwe im Jahre 1866 Stettin verlassen hatte und nach Kiel übergesiedelt war, hielt Giesebrecht über seine Bedeutung für Stettin einen öffentlichen Vortrag, von dem Bitter, der Bearbeiter von Löwes Selbstbiographie, urtheilt (S. 456), er enthalte das Erschöpfendste, was von einem Nicht-Musiker über einen Tonsetzer gesagt werden könne. So vermöge nur der Dichter, der Gelehrte und Freund, so nur ein Mann zu sprechen, der dem Componisten so bedeutende Oratorienbücher geschaffen hatte.

Aus diesem Vortrage, in welchem er Löwe bezeichnet als berufen zum Erwecker idealen Geisteslebens, sei mir gestattet, einige Stellen mitzutheilen, die zugleich geeignet sind, zur Charakterisierung Giesebrechts beizutragen:

„Wir alle", sagt er, „kennen in uns selbst die Doppelnatur des Menschen. Aehnlich einer Arabeske, welche das lieblichste Kindeshaupt aus Blättern hervorschauend, aber mit diesen und dem wilden Gerank unlösbar verwachsen zeigt, fühlt sich der Geist empor gehoben zu einer übersinnlichen Welt, wo das Wahre, das Gute, das Schöne, ausgestaltet in mancherlei Künsten und Wissenschaften vor dem entzückten inneren Auge gebreitet da liegt; doch fühlt derselbe Geist vielleicht noch mehr sich hinab gezogen zu einer Sinnenwelt, wo das wirkliche Leben Wahres und Unwahres, Gutes und Schlechtes, Schönes und Gemeines verwirrend durch einander mengt; ja es lockt ihn wohl dämonisch noch tiefer hinunter in eine Region, wo auch die Mischung nicht mehr ist, wo dem Verarmten nichts bleibt, als der wüste Traum des Sinnengenusses. Das sind die drei Reiche, in denen der Mensch seine Heimath bauen kann, das ideale, reale, materiale. Von dem letztgenannten wendet sich wohl ein jeder hinweg, der seine Würde nicht von sich werfen will. So bliebe nur die Wahl zwischen dem Idealen und dem Realen. Aber sind denn die beiden so entgegen gesetzt, daß sie unvereinbar wären?

Nur so viel leuchtet ein, der Menschengeist thut wohl, zuerst in der idealen Welt heimisch zu werden, wo er, was wahr, gut und schön, urbildlich und in seiner Lauterkeit vor sich hat, damit er demnächst auch in der wirklichen das Unächte und das Aechte scheiden könne. Auch das liegt am Tage: wer in der realen Welt sein Thun und Schaffen hat, wird von Zeit zu Zeit immer wieder nach dem Idealen hin den Blick zu wenden, es mit erneuter Liebe zu umfassen haben, damit er nicht veriere, was er gewann.

Und was wir so als das Vernünftige erkannt haben, ist, wenn nicht allgemein, doch vielfach in der That schon vorhanden. Wie mancher Geschäftsmann, wie manche viel bemühte Hausfrau suchen nicht nach der Arbeit durch Musik, durch Poesie, Malerei

oder irgend eine andre Kunst, durch geschichtliche oder naturwissenschaftliche Studien, durch Beschäftigung mit alten oder neuern Sprachen den Zusammenhang mit der idealen Welt fortzuführen oder neu anzuknüpfen. Ja noch über diese hinaus, mit Gott und dem Reiche Gottes treten zahllose Schaaren in Gemeinschaft, sei es durch einsames Gebet, sei es durch die Andacht treu verbundener Glaubensgenossen. Eben so führen überall die Schulen unsere Jugend in Wissenschaften und Künste, also in das Reich des Idealen ein, um sie dadurch zu künftiger Thätigkeit in der realen Welt vorzubereiten."

Nachdem er dann geschildert, ein wie reges musikalisches Leben durch Löwe in Stettin in den Familien, in der Loge, durch den von ihm gegründeten Gesangverein erweckt worden war, fährt er fort:

„Welch eine Saat idealer Erregungen, die unser Freund mit voller Hand gestreut hat! — Sie waren flüchtige Kinder des Augenblicks. — Gewiß, viele von ihnen waren es, möglich, die meisten. Aber wenn nur ein reines Gefühl, das so geweckt war, in einer Menschenseele Wurzel schlug und reifte; wer kann den Werth eines solchen Augenblicks überschauen! In der Natur schließen Tausende von Knospen auf, um als taube Blüthen abzufallen; Aehnliches geschieht täglich in der Geisterwelt. Wer wird sich dadurch abhalten lassen, die lebendige That, das fruchtbare Wort, das durchgeistete Gebilde jeglicher Kunst dem vorüber eilenden Augenblick anzuvertrauen!"

Im weitern Verlaufe hebt er hervor, wie weitgreifend seine Wirksamkeit als Lehrer im Seminar gewesen, welche fröhliche Umwandlung sichtbar geworden, als er im Gymnasium seinen Unterricht begann, dem er seine Kunst in schöner Fülle zugeführt hat, und entwickelt dann, welche Bedeutung dem Gesangunterricht in der Schule zukomme:

„Ruft man mir entgegen: welchen Werth legst du auf diesen Gesangunterricht! Was ist von ihm zu erwarten für die ideale Erhebung der Jugend? Noten und Takte werden von den Schülern gefaßt, vielleicht richtig nachgeahmt: aber was ist das mehr, als eine Uebung im Rechnen? In wie vielen wird dadurch der

Geist irgend wie berührt! Glaube doch keiner, daß in der jugendlichen Seele die übersinnlichen Gefühle und Phantasien wirklich vorhanden sind, deren sinnliche Zeichen die Stimme ohne Tadel hervorbringt. Allein zugegeben, daß Wesen und Erscheinung einander nicht vollständig decken, daß diese jenem nur annähernd entspricht, zugegeben, daß dem gemäß der eine Sänger idealistischer gestimmt wird, als der andere; völlig aus einander fallen werden doch das Zeichen und das Bezeichnete nicht. Wenn das Glühen der Abendröthe unser Auge berührt, wenn die schön geordneten Bewegungen der Schallwelle an unser Ohr schlagen, dann erwacht, vorausgesetzt, daß keine heftige Leidenschaft die Seele beherrscht, zugleich mit dem äußern Empfinden auch ein ähnlich geartetes inneres, das freilich blaß und allgemein, phantasirende Stimmung bleiben, aber auch als besonderes, lebenreiches Phantasiebild sich gestalten kann. Dies letztere mag dem Erzieher, dem, wie das Gesetz unsres Landes anordnet, die Phantasie der Jugend zu bilden obliegt, die angenehmere Erscheinung sein, allein der Anfang, der in dem ersteren sich zeigt, soll doch auch nicht übersehen werden. Hinweg also mit dem skeptischen Bedenken, das ein Blatt aus dem Kranz unsres Löwe brechen möchte!"

Endlich stellt er dar, wie gewaltig Löwe durch seine Thätigkeit als Organist der Jacobikirche gewirkt hat, und erzählt, wie tief er selber von dem mächtigen Spiel ergriffen worden sei:

„Mit welcher Liebe, mit welcher Meisterschaft er seine Orgel behandelte, wissen wir alle aus eigener Erfahrung. Mir wurde diese noch vor nicht allzu langer Zeit einmal in fast überwältigender Weise. Ich war am Charfreitage in der Jacobikirche, das große Gebäude gedrängt voll Menschen. Da begann, nach der Liturgie, das Vorspiel des Chorals: O Haupt voll Blut und Wunden 2c., dann fiel tausendstimmig der Gesang der Gemeine ein, und der Ton der Orgel durchwogte ihn ordnend, voll majestätischer Ruhe und Einfalt. Wie stand da der protestantische Gottesdienst in seiner ungeschmückten Würde vor mir, wie ergriff er die Seele! Poesie und Musik vereint riefen das aller Orten, durch alle Zeiten hin verkündigte Geheimniß von dem weltversöhnen-

den Tode des Herrn wieder schlicht und gewaltig in die Menschheit hinein, das doch niemand je verstanden hat, dem Gott selbst es nicht in den Tiefen des Herzens erschloß. In solche Gottesdienste durch seine Orgel erbaulich einzugreifen, war Löwe's Hauptgeschäft im Dienst der Kirche."

Aber nicht bloß der Redner hat den Freund mit warm empfundenen, geistvollen Worten gefeiert, auch der Dichter hat ihm ein schönes Denkmal gesetzt, als im folgenden Jahre Löwes Gipsbüste in der Aula des Gymnasiums aufgestellt war:

Sei hier denn unsres Freundes Bild,
Des Treuen, aufgerichtet,
Hier, wo er sinnvoll, wo er mild
Der Jünger Geist gelichtet;
Wer es dann schaut und fragt und denkt,
Dem hall' es tief im Saale:
Ein Fährmann er, der ruhig lenkt
Ans Reich der Ideale.

Und auch Löwe hat mit dankbarem Sinn anerkannt, wie viel er an Giesebrecht gehabt hat. In seiner Selbstbiographie (S. 86) schreibt er: „Von allem Guten, das mir Stettin geboten hat, war mir für meine künstlerische Thätigkeit die Nähe und der Umgang mit Giesebrecht die werthvollste Gabe." Und als ihm Giesebrecht im Sommer 1863, während Löwe im Seebade Heringsdorf sich erholte, Gedichte zugeschickt hatte, antwortete er ihm in einem Briefe, in welchem er sich als den größten Verehrer des Dichters bezeichnet, ihn als seinen geliebten, heiligen Bruder anredet und ihm verspricht, daß seine schwachen Saiten bekunden sollen, wie schön die übersandten Gedichte sich ausnehmen. Die Löwennatur, fügte er hinzu, fängt schon an zu spähen und zu horchen, es schweben hier andere Melodieen in der Seeluft als in der Oderluft. Auch von Kiel aus, wo er von schwerer Krankheit sich langsam noch einmal erholte und dann im Jahre 1869 gestorben ist, schrieb er an Giesebrecht Briefe, die durchzogen sind von der wehmüthigen Erinnerung an die glückliche Zeit der gemeinsamen Arbeit mit dem Freunde, von inniger Hochachtung

für den Dichter, die sich einmal auch in scherzenden Ausdruck kleidet: „Ich gehe hier“, schreibt er, „täglich zweimal spazieren und denke oft, wenn doch dein Giesebrecht mit dir ginge; indeß man kann nicht wissen: kommt Zeit, kommt Rath. Vielleicht im nächsten Sommer —

Ceu duo nubigenae cum vertice montis ab alto
Descendunt centauri

so wandeln wir alsdann. Virgil wird sagen: den einen Centauren kenne ich wohl, aber der andere, was will denn der mit seinem Notenpackelchen? Dann sagst Du: nach jetziger Mode ist das auch ein Centaur, laß ihn nur, ich nehme ihn mit.“

Wie Löwe mit Giesebrecht sich zu gemeinsamem Schaffen zusammengefunden, erzählt er selbst (S. 144): „Mich beschäftigte (1832) die Composition einer Cantate zur Einweihung des neuen Gymnasiums, gedichtet von dem Professor Giesebrecht. Ich erkannte die hohe poetische Kraft dieses Dichters und munterte ihn auf, mir eine Oper zu schreiben. Ich schlug ihm vor, entweder die alte Gottersche Oper „Romeo und Julie“ mit Zuziehung des Shakespeareschen Originals zu bearbeiten oder die Novelle „Die Büßende“ zu wählen. Er erklärte sich aber für keines von beiden bereit, er sei überhaupt abgeneigt etwas für die Bühne zu bearbeiten, indem er mit früheren Produktionen bei dem Theater unangenehme Erfahrungen gemacht habe. Die Herren, welche an der Spitze der Verwaltungen ständen, wollten vor Allem nichts Neues, sie verhielten sich nur abwehrend, nie fördernd, zeigten in der Regel bösen Willen und ließen Jeden, der mit ihnen in Verbindung trete, die Ueberzeugung gewinnen, daß sie selbst nicht wüßten, was sie wollten. Dies Alles war mir aus der Seele gesprochen. „Warum“, fuhr er fort, „sollen Dichter und Componisten für ihren Fleiß und guten Willen, da sie sonst nichts in der Welt davon haben, ihre Kräfte einem Institut widmen, das bei solchen Grundsätzen mit der Zeit so verfallen muß, daß auch Halbgebildete den Geschmack daran verlieren werden. Es wird eine Zeit kommen, daß der Pöbel es verschmähen wird, die Kinderpossen mit anzu-

sehen, da Alles geschieht, um den guten Geschmack von der Bühne zu verdrängen."

Statt einer Oper übersandte mir Giesebrecht ein Oratorium, die Siebenschläfer. Der Plan war einfach und klar, die Diction concis und natürlich, die Idee groß, dem katholisch-christlichen Glauben sich poetisch anschließend, die Vertheilung der einzelnen Nummern glücklich wechselnd. Wenige Abänderungen, die der Dichter sogleich vornahm, rundeten das Werk für die Composition vollkommen ab, und der Winter fand mich dieser ganz ergeben."

Dem Dichter schwebte bei seinen Oratorien eine Gattung vor, welche in der Mitte stände zwischen dem strengen Kirchenstil der Händelschen Oratorien und der Oper, schlichter und freier von Theatereffecten als diese, dramatischer als jene. Als er nämlich zu den Gesangabenden des Bischofs Ritschl, eines sehr gründlichen Kenners der Musik, häufig eingeladen wurde, hörte er dort keine andere, als geistliche Musik streng kirchlichen Stils von Palestrina, von Marcello, der von dem Bischof besonders hoch geachtet wurde, von Händel, nur einmal etwas von Hasse. Nun war puritanisches Widerstreben gegen weltliche Musik der Familie durchaus fremd; was auf dem Gebiete Treffliches vorhanden war, fand willige Anerkennung, nur wollte der Bischof beide Gattungen auseinander gehalten wissen. Dieser scharfen Sonderung des Geistlichen vom Weltlichen widersprach Giesebrechts protestantischer Sinn. Wenn die beiden nicht unvereinbare Gegensätze sind, so fragte er sich, warum sollen sie in der Kunst einander schroff gegenüber stehen? Es muß eine Mittelgattung zu finden sein, dachte er, und machte den Versuch dazu mit den sieben Schläfern *).

*) So ist die Schreibung Giesebrechts, nicht Siebenschläfer. In einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm vom Jahre 1834 schreibt er darüber Folgendes: „Ad vocem Raupach. Der Mann hat mir durch Löwe Schönes über meine sieben Schläfer sagen lassen, aber die Schreibung sei unrichtig, es müsse heißen die Siebenschläfer. Ich glaubte erst, es sei ein Spaß, aber Löwe versichert, es sei Ernst. Das ist ein lustiger Appendix zu Göthes:

Und wenn noch ein heiliger Dreikönig wär'.
So wären der heiligen drei Könige mehr."

Als Ritschl dies Oratorium hörte, äußerte er, das sei doch etwas Neues, was anzuerkennen. Ueber die späteren Oratorien hielt er sein Urtheil zurück. Giesebrecht erzählt davon in seiner Rede über Löwe: „Das Oratorium Palestrina hörte Ritschl im Gefolge des Königs Friedrich Wilhelm IV., der unserm Löwe ein huldreicher Gönner war. Der König fand in dem neuen Oratorium einen bedeutenden Fortschritt gegen die sieben Schläfer. Ritschl schwieg dazu, denn er war anderer Meinung. So hat er selbst einem Freunde erzählt. Das schien mir begreiflich. Das Neue, dessen Absicht er wohl noch nicht übersah, da es zuerst erschien, lag nun aufgeschlossen da; es war im Widerspruch mit dem Grundsatz von dem nothwendigen Auseinanderhalten der Gattungen. So legte ich mir, vielleicht unrichtig, die Meinung des klar blickenden Musikkenners aus: sie war dem geistlichweltlichen Oratorium entgegen. An mich trat der Zweifel heran; ich schlug ihn nieder, denn Löwe ging ruhig und unverzagt des Weges weiter."

Ueber den Gedankeninhalt seiner ersten Oratorien und ihren Zusammenhang mit einander hat er im Jahre 1834 brieflich sich so geäußert: „Ich betrachte nachgerade meine Oratorien als selbstständige Arbeiten, die mit Musik mehr, aber darohne doch auch etwas sind. Zwei Gedichte der Art, denke ich, sollen noch in diesem Sommer reif werden, ein Oedipus und der zweite Theil der sieben Schläfer; damit mag der Cyclus meiner Mysterien bis auf weiteres abgeschlossen sein. Sie sind eigentlich alle auf Hegels Grund und Boden gewachsen. Das Christenthum ist die absolute Religion, sie ist das Wahre in allen Religionen. So stellt nun mein Hafis das Christenthum im Islam dar, die eherne Schlange im Judenthum, Oedipus soll dasselbe im Glauben der Griechen zeigen, die heilige Lanze das Verhältniß der historischen, vergänglichen Momente (Wunder, Reliquien) zu dem wesentlichen Inhalte des Christenthums (dem Sacrament). In dem ersten Theil der Schläfer ist die Auferstehungslehre dargelegt in der Form der Vorstellung für den Glauben, der zweite Theil soll dasselbe Dogma als Gnosis

enthalten, d. h. in der Hauptsache so, wie Marheineke es in seiner Dogmatik explicirt.“

Der zweite Theil der sieben Schläfer ist unausgeführt geblieben, auch der Oedipus. Den Gedanken aber, den er in diesem hatte ausdrücken wollen, enthält sein Gedicht „Die Götter Griechenlands“:

Götterbilder, Göttersage,
Im Hellenengeist erwacht,
O wie strahlt ihr gleich dem Tage
Ueber der Barbaren Nacht!
Vor dem Thier und dem Gewilde
Beugt das Knie der Orient,
Wenn in schönem Menschenbilde
Hellas seinen Gott erkennt,
Und aus angebornem Rechte,
Uranidenstammes Reis,
Sich von göttlichem Geschlechte
Und was menschlich göttlich weiß.

Götterbilder, Göttersage,
Draus der Geist des Sehers spricht,
Wie das Morgenroth vom Tage
Zeuget ihr von hellerm Licht.
Ungestalten sind versunken,
Lautere Gestalt begann,
Die allein Prometheus Funken
Bergen und bewahren kann.
Will das Ew'ge sich verneinen,
Das die Opferflamme preis't,
Kann es nur als Mensch erscheinen:
Gott und Mensch allein sind Geist.

Du, erschienen und geboren,
Geist vom Geist, Mariens Sohn,
Ausgang aus den ew'gen Thoren,
Eh du warest, bist du schon!
Dich verkünden die Propheten,
Dich Homer und Phidias,
Dich der Väter stilles Beten,
Dich der Päan vom Parnaß;

Den die Menschheit, die zerstreute,
Aller Orten prophezeit,
Jesus Christus gestern, heute,
Jesus Christ in Ewigkeit.

Und noch klarer werden Griechenthum und Judenthum als Vorstufen der christlichen Erkenntniß gefaßt, und beide scharf einander gegenüber gestellt in dem folgenden Gedicht, an dem die Meisterschaft zu bewundern ist, mit welcher Giesebrecht den abstracten Gedanken dichterisch ausgedrückt hat:

Dir, Hellas, ward gegeben,
Daß Gott und Menschheit eins:
Das grub dein bildend Streben
Ins harte Korn des Steins.
Daß Gott und Mensch verschieden,
Die Kunde war dein Recht,
Du, einsam und gemieden,
Du Israels Geschlecht.
Christ aber führt zum Frieden
Den Widerspruch des Scheins,
Daß Gott und Mensch verschieden,
Daß Gott und Menschheit eins:
Die beide Völker trennet,
Die Scheidewand zerreißt,
Und alle Welt erkennet
In Christus: Gott ist Geist.

Von den Oratorien erregte die eherne Schlange bei dem Musikfest in Mainz (1835) einen wahren Sturm des Beifalls, auch von Seiten des Textes. Löwe, der seine Composition selbst dirigierte, schreibt darüber an seine Frau (S. 204): „Die Schlange ging süperbe. Du glaubst nicht, wie sie wirkt; ich glaube, es ist dies meine beste Composition. Der heilige Gegenstand verhinderte nicht den lauten Beifall des Publikums. Ein katholischer Geistlicher ist mit dem Text umhergegangen und hat immer ausgerufen: „Möchte doch die ganze Versammlung dieses göttliche Werk gefühlt und verstanden haben wie ich; ich habe es allein ganz und gar durchempfunden." Sage das Giesebrecht." Auf

die Nachricht, die ihm Frau Löwe davon gab, antwortete dieser in einem jedes eigene Verdienst an dem Beifall mit Feinheit ablehnenden Briefe: „Lassen Sie mich Ihnen aufs herzlichste danken für die Mittheilung, die mir heute durch Ihre Güte geworden ist. Gewiß, ich freue mich mit Ihnen über die Anerkennung, die mein werther Freund erfahren hat; und daß er im Genuß seiner wohlverdienten Ehren meiner gedenkt, daß Sie mir eigenhändig Nachricht geben, ist mir eben so rührend als erfreulich. Empfangen Sie dafür meinen verbindlichsten Dank, und gestatten Sie mir die Versicherung, daß ich das Wohlwollen so theurer Personen als ein köstliches, mir anvertrautes Kleinod gebührend anerkenne."

Der Zweifel, welcher durch Ritschls schweigende Kritik in Giesebrecht über die neue Gattung der geistlich weltlichen Oratorien entstanden, aber durch Löwes ruhiges Beharren auf dem eingeschlagenen Wege zurückgedrängt war, kehrte beunruhigender in seine Seele zurück und bestimmte ihn endlich von dieser Art dichterischer Arbeiten zurückzutreten, als er sein Oratorium Gutenberg gehört hatte. Er war von der Aufführung nicht befriedigt und schrieb darüber an einen Freund (1837): „Wie fern Löwe daran Schuld hat, lasse ich unentschieden; daß ich selbst einen Fehlgriff gemacht, leuchtet mir um so deutlicher ein. Mit meinem Versuch, zwischen dem strengen Kirchenstil der Händelschen Oratorien und der Oper zu vermitteln, bin ich in Gutenberg an die äußerste Grenze gekommen. Das Kirchliche ist im Text sehr in den Hintergrund getreten, in der Composition verschwindet es ganz, und ich sehe ein, daß ich mich um eine Halbheit bemüht habe. Indessen erkennen, daß man gefehlt hat, ist ja auch ein Gewinn."

Betrachtet man diese Oratorien als selbständige dichterische Kunstwerke wie Giesebrecht eine Zeit lang sie angesehen wissen wollte, so würde der Umstand, daß Musikverständige in der dramatischen Gestaltung des Textes eine außerordentliche Schwierigkeit für den oratorischen Stil finden (Bitter 165), dem poetischen Werth keinen Eintrag thun. Sie würden eben nur als wenig geeignet zur Composition erscheinen, wie viele andere Poesien. Aber eine andere Frage ist, ob diese kleinen dramatisch-lyrischen

Gemälde durch psychologische Charakterisierung, durch erschöpfende Exposition, durch anschauliche Darstellung wirklich so selbständig sind, um der begleitenden Töne entbehren zu können, wenn sie volle Wirkung ausüben sollen. Und diese Frage möchte ich verneinen. Der bleibende und in der That höchst bedeutende Werth der Giesebrechtischen Poesie liegt überhaupt nicht in seinen epischen, nicht in seinen dramatischen Gedichten, sondern in dem reinen und mächtigen Strom seiner Lyrik, der auch durch seine Oratorien fluthet. Von solchen schönen lyrischen Stellen will ich wenigstens ein Beispiel geben; die meisten würden, aus dem Zusammenhange des Ganzen gerissen, dem Leser, welcher die Oratorien nicht kennt, unverständlich bleiben.

So drückt der Dichter im „Segen von Assisi" den Gegensatz zwischen rüstiger Arbeit für menschliches Wohl und dem von der Welt abgewendeten, andachtsvollen Leben in Gott durch die Worte aus, die er Franz von Assisi und seine Eltern sprechen läßt. Diese hatten auf Lebenslust und häusliches Glück, auf thätiges Schaffen hingewiesen in den Strophen:

Dunkel schattende Bäume rauschen,
Reben schlingen sich um das Haus,
Drinnen auf deinen Fußtritt lauschen
Ohr und Herz, da blickt es heraus.

Dein sei, dein das Haus im Thale,
Dein die traulich lächelnde Braut,
Ward doch in Kana beim Hochzeitsmahle
Jesu erstes Wunder geschaut.

und

Bienen fliegen, wie schwer sie tragen,
Und die emsige Spinne webt!
Hörst du die stummen Thierlein sagen:
Schaffe, wirke alles, was lebt?

Darum meide die dumpfe Zelle,
Die nur träumendem Sinn gefällt;
Auf, hinaus auf des Lebens Welle,
In die thätige Menschenwelt!

Dem gegenüber ergießt Franz von Assisi das, was ihm das Leben füllt, in folgende Worte:

Das Gebet ist wahre That,
Siegesthat im Weltgetriebe.
— — — — — — —
Betet, betet, alle Herzen,
Im verborgnen Kämmerlein!
Siegend dringt durch Nacht und Schmerzen
Das Gebet zum Lichte ein,
Eint uns, die auf Erden wohnen,
Mit der reinen Geisterwelt,
Hebt uns auf zu Regionen,
Wo die Thräne nicht mehr fällt. —
Ist das Himmel, ist es Erde?
Macht Gebet die beiden gleich?
Wo ich bin, und was ich werde,
In mir, um mich Christi Reich.

Durch die Oratorien war Giesebrechts poetische Thätigkeit, schon bevor die erste umfassende Sammlung seiner Gedichte erschien, in die Welt hinausgetreten*); ebenso wurden im engeren Kreise der Schule viele seiner Lieder schon vorher gesungen, bei Censuren, Abiturienten-Entlassungen, Einführungen von Lehrern. Die Schule ist mit Recht stolz darauf, daß die Poesie eines so reich begabten Dichters einst ihre Feste verherrlicht hat. Unter den Gedichten aus dieser Zeit ist eines der vortrefflichsten das, welches er zur Einführung des Professors Schmidt im Jahre 1828 gedichtet hat, eines Lehrers, der eine lange Reihe von Jahren als Philolog neben Giesebrecht unermüdlich wirkend und mit minutiösester Genauigkeit, mit eindringendstem Scharfsinn die sprachlichen Formen und Verbindungen erfassend eine sehr werthvolle Ergänzung zu diesem bot und, wie dieser, auf sehr viele, sein Andenken noch heute treu im Herzen tragende Schüler von dem

*) Eine kleine Sammlung epischer Dichtungen war schon im Jahre 1827 erschienen. Sie enthält nur vier Gedichte, ein größeres „Traum und König" (später von ihm mit der Ueberschrift „die Verwandlungen" bezeichnet), drei kleinere: der Meccapilger, die heilige Cäcilia, die Entflohene.

nachhaltigsten Einfluß geworden ist. Das Gedicht konnte auf die eigenthümliche Didaktik des Besungenen natürlich nicht eingehen, sonst würde es der Dichter schwerlich unterlassen haben: es ist ein Gedicht, welches Empfindungen ausdrückt, die bei jeder Gelegenheit dieser Art in der mitfühlenden Seele erwachen, aber darum nicht minder schön. Die ernste Halle mit den Bildern, die in ihm erwähnt wird, ist der Saal, welcher dem Gymnasium, bevor es sein neues Gebäude erhielt, getrennt von demselben als Aula diente. In ihm hingen die Bildnisse früherer Lehrer der Schule, die bis zur Zeit des dreißigjährigen Krieges hinaufreichen:

Kein Stillestehn, kein Bleiben,
Nur Werden rings und Grab:
Des Frühlings Blumen treiben,
Der Winter reißt sie ab,
Selbst die granitnen Festen
Verwittern, brechen auch,
Ja es verwehn die besten
Der Menschen, wie ein Hauch.

Doch wie die Zeiten rinnen,
Das Licht ob unserm Haupt,
Das Licht im Busen drinnen
Wird nie, ja nie geraubt,
Und was du rein gefühlet,
Was göttlich du gedacht,
Wird nicht hinabgespület,
Gleich dir, zur alten Nacht.

Die Lichtgedanken schäumen
Vom ew'gen Vater her,
Wie aus des Aethers Räumen
Der Sonne Strahlenmeer,
Bis alle Zeit vollendet,
Und Welt und Mensch verklärt,
Nachdem der Kampf geendet,
Zum lautern Licht sich kehrt.

Was mahnst du ernste Halle,
Ihr Bilder rings herum?
Des Lichtes Träger alle,
Fast alle todt und stumm;

Kaum weiß man eure Namen,
Kaum was ihr selber wart,
Doch habt ihr Lichtes Samen
Gestreuet und gewahrt.

Es wird auch uns ergehen,
Wie euch geschehen ist:
Wir sind, wir werden gehen
Nach einer kurzen Frist,
Nur unser Mühn und Warten
Hier um des Wissens Born
Bleibt in der Menschheit Garten
Ein stilles Samenkorn.

Gegrüßt in solchem Bunde,
Du Freund auf gleicher Bahn,
Dem wir in ernster Stunde
Nun als dem Unsern nahn:
Das Loos der treuen Alten
Wird dein, wird unser Loos,
Wohl auf, wie sie zu walten,
Entsagend, kräftig, groß!

Und von gleichem poetischen Werth unter diesen dem Kreise der Schule angehörigen Liedern ist aus späterer Zeit das Gedicht, das er Säcularsegen genannt hat. Im Jahre 1843 beging nämlich die Schule ihre dreihundertjährige Säcularfeier. An dem dritten der festlichen Tage, der ganz den Schülern gewidmet war, fuhren diese mit ihren Lehrern und mit Freunden des Gymnasiums die Oder hinab nach Gotzlow und gingen von dort auf die waldigen Höhen des Julo. Dort wurden sie gespeist und getränkt, dort sangen sie alte und neue Lieder, unter denselben auch Lieder humoristischer Art von Giesebrecht, und auf der Heimfahrt nahe der Stadt wurde als Schluß des Festes von den Sängern der feierliche Säcularsegen angestimmt. Der Gedanke an das dauernde Bestehen der Schule steht in schönem Contrast mit dem an die rasch wechselnden Schülergenerationen und zugleich mit dem Gedanken an das wenige Jahre füllende und doch in weite Fernen wirkende Thun der Lehrer, der in dem andern Gedicht so klaren, so edlen Ausdruck gefunden hat:

Schatten deckt, vom Thau befeuchtet,
Fluß und Wiesen langsam zu,
Und der Schein im Westen leuchtet
Unserm Tag in seine Ruh!
Auf, zum frommen, guten Schluß
Nun, Gesang, noch einen Gruß!

Abendröthen, Morgengluthen
Werden wie viel tausend mal
Aufwärts wogen, abwärts fluthen
Schimmernd über unserm Thal,
Bis das ernste Fest von heut
Sich zum vierten mal erneut.

Friede, Segen über alle,
Welchen dann der Morgen glänzt,
Und der Strom des Geistes walle
Reicher dann und unbegrenzt,
Ein Geschlecht sei auferwacht,
Stark in Gott, in Liebesmacht.

Auch die Gesellschaft für pommersche Geschichte und Alterthumskunde hat sich seiner dichterischen Gaben in reichem Maße zu erfreuen gehabt. Bald sind es launige Worte, mit denen er Pommern, seine zweite Heimath als das Land der guten Mitte feiert:

Ein leidlich Land rings um mich her,
Es hält die Mitte so ungefähr,
Nicht allzu steil und nicht zu plan,
Daß man zu Fuße gehen kann,
Auch reiten oder fahren.

Ein leidlich Wasser um mich her,
Es hält die Mitte so ungefähr,
Drängt nicht herauf in Haus und Stadt,
Und hat ein jeder doch sein Bad
Und einen Trunk die Fische.

Eine leidliche Luft rings um mich her,
Sie hält die Mitte so ungefähr,

Nicht allzu leicht, daß sie entzückt,
Nicht allzu schwer, daß sie erdrückt,
Es läßt sich darin athmen.

Ein leidlich Volk rings um mich her,
Es hält die Mitte so ungefähr,
Nicht allzu klug und nicht zu dumm,
Nicht zu geschwätzig, nicht zu stumm,
Wie andre Menschenkinder.

Und wohnt es auch am letzten Strand,
Wo deutsche Zunge ihr Ende fand,
Wir sind doch auch noch in der Welt,
Da man auf Recht und Ordnung hält,
Sind Deutsche und sind Preußen.

bald die begeisterten Klänge der unvergleichlichen Hohenzollernlieder, in deren erstem er den preußischen Adler besingt, der von dem Horste in Schwabenland sich aufschwingend nach Norden und von dort dem Sonnenglanz des Ruhmes entgegenfliegt, in deren zweitem er das Gold der Hohenzollernkrone feiert, die in der sie umwogenden Kriegesgluth sich als edles Metall bewährt hat und von tapferen Männern als ihr köstlichstes Kleinod umthürmt und geschirmt wird:

1.

Schenkt mir ein den duft'gern vollern,
Flammenglühenden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Diesen Becher bring' ich dir.

Adler, der sich aufgeschwungen
Aus dem Horst im Schwabenland,
Sonnenauf die Adlerjungen
Führtest du vom Meeresrand.

Auf und schenkt und reicht den vollern,
Flammenglühnden Becher mir!
Hohenzollern, Hohenzollern,
Unser du, die Deinen wir.

2.

Glück auf dem allerklarsten Gold,
Das Bergesschacht genähret,
Das von der Flammen Gluth umrollt
Als lauter sich bewähret;

Dem Kleinod, das mit stolzer Lust
Der Männer Herz umthürmet,
Für dessen Ehre Brust an Brust
Der Schlacht entgegenstürmet:

Glück auf, Glück auf dem edlen Hort,
Er geht vom Ahn zum Sohne,
Glück auf, Glück auf in West und Nord
Der Hohenzollern Krone!

Von Zeitschriften, in denen er während der zwanziger und dreißiger Jahre einzelne Gedichte veröffentlichte, sind besonders zu nennen die pommerschen Provinzialblätter, das von Coppenhagen und Rellstab redigierte allgemeine Oppositionsblatt, das Berliner Conversationsblatt für Poesie, Literatur und Kritik. Auch in dem von Chamisso und Schwab herausgegebenen Musenalmanach stehen manche Gedichte von ihm. Dadurch war er mit Chamisso, der ihm von Berlin her schon befreundet war, wieder in nähere Verbindung getreten. Dieser schrieb an Giesebrecht im Januar 1833:

Werther Herr und Freund,

Ich danke es der Gunst der Musen, die mir nach so langen Jahren einen sonst Befreundeten freundlich wieder entgegenführt.

Erlauben Sie mir eine Anfrage: würden Sie der Stimme der Freunde, die ich bei meinem höchst peinlichen Geschäfte zu Rathe ziehe, Gehör geben und sich entschließen Ihr schönes Gedicht aus nur drei Nummern bestehen zu lassen? I. (dem Pocale), II. (den Ringen) und IV. (dem Kelch); und III. (die Krone, die in anderem Sylbenmaße und schwächer ist) nebst V. (was ja dem IV. wenig hinzusetzt) fallen zu lassen?

Wir halten dafür, daß das Gedicht dadurch gewinnen würde,

und kürzer würde es desto eher Raum finden. Schwab wird übrigens in diesem Jahre die letzte Redaktion besorgen. Sie können nicht wissen, wie viel Verse Deutschland in einem Jahre hervorbringt und alle, ach! fast alle gehen uns durch die Hände. Haben Sie Nachsicht, ja ein wenig Mitleiden mit einem, der nur aus guter Absicht und ohne Vortheil davon zu haben sich viele Verdrießlichkeiten aufgeladen hat. Mit erneuerter Freundschaft

Ihr Adelbert von Chamisso.

Das Gedicht, von welchem in diesem Briefe die Rede ist, hat Giesebrecht später unter der Ueberschrift „der Bergmann" in das „zweite Buch des Hauses" aufgenommen. Es enthält in fünf Stücken Betrachtungen eines Bergmanns darüber, was das Gold, welches er aus dem dunkeln Schacht zu Tage fördert, im Menschenleben zu bedeuten hat. Die Idee des Gedichtes erinnert also an die Schillersche Glocke. Der Dichter stellt dar, wie der Bergmann die Arbeit seiner Hände in dem goldenen Pocal wiederfindet, in dem ihm einmal goldener Wein geboten wurde, in den goldenen Ringen, durch die seine Tochter sich mit dem geliebten Mann verbindet, dann in der Krone für den zum Könige erwählten Herzog des Landes, in dem neuen Kelch für die Kapelle, die beide aus dem Gold desselben Berges bereitet sind. Also der harmlosen Lebenslust, dem Familienglück, dem staatlichen Leben, der innigen Gemeinschaft mit Gott hat sein Erz als Geräth oder als Symbol gedient. Diesen Gedanken faßt der Bergmann in dem fünften Stücke seiner kurzen Betrachtungen zusammen:

Und zweigt sich nicht mein Werk danieden
Bis auf zum Throne, Ast an Ast?
Ist nicht des Hauses stiller Frieden,
Ist Gott nicht in mein Werk gefaßt?
Ja Gottes Wunder strahlen prächtig,
Wo gülden Erz im Tiefen bricht,
Und Gottes Odem wehet mächtig
Um Hacke und um Grubenlicht.

Man wird Chamisso darin nicht Recht geben können, daß die Schlußbetrachtung, welche die Idee des Ganzen klar ausprägt,

überflüssig sei; und auch der Theil, welcher von der Krone handelt, ist ein sehr wesentliches Stück, dessen Wegfallen eine empfindliche Lücke geschaffen haben würde. Daß es aber zu der Zeit, als Chamisso es las, einen anderen Rhythmus als die übrigen Stücke hatte, ist allerdings ein ästhetischer Fehler. Löwe freilich, dem die stürmenden Anapästen für seine Composition besonders geeignet erscheinen mochten, hat gerade diesen Theil für den schönsten erklärt, und so ist das Gedicht in der ursprünglichen Form noch im Jahre 1860 in einem Stettiner Logenconcert vorgetragen worden. Giesebrecht aber hat es in die erste, wenige Jahre nach jenem Briefe erschienene Ausgabe seiner Gedichte gar nicht aufgenommen, in die zweite erst, nachdem er das von Chamisso beanstandete Stück in dasselbe jambische Maß, welches die andern haben, umgegossen hatte.

Im Jahre 1835 ging er endlich daran, seine Gedichte, die handschriftlich hier und da zerstreut, zum Theil nicht mehr in seinem Besitz waren, zu sammeln und zum Zweck der Herausgabe zu ordnen. Der Gedanke war nicht in ihm zuerst entstanden, Freunde hatten ihn dazu aufgefordert. Anfangs lehnte er es auch ab, selbst die Arbeit des Sammelns zu übernehmen, und beauftragte damit seine Nichte Charlotte Hasselbach, die später die Frau seines Collegen Wellmann wurde, eines geistvollen Germanisten, der neben Giesebrecht zuweilen Lieder zu den Festen der Schule dichtete. Sie sollte die Kränzewinderin sein, sich selber verglich er mit dem Rosenstrauch, der seine Blüthen jedem, der sie zu brechen Lust hat, willig darbietet:

Sprecht ihr, sammeln soll ich meine Lieder,
Lose Blätter fassen in ein Buch.
Bricht der Rosenbusch die eignen Rosen?
Schöne Augen wählen am Gezweig,
Schöne Hände brechen sich und sammeln
Blühnden Raub in schneeigem Gewand,
Flechten jugendfroh die schwellenden Kränze,
Reinsten Stirnen selbst geweihten Schmuck.
Rosenknospen acht' ich meine Lieder,
Meine Seele gleich dem Rosenbusch:

Laßt mich blühen in der Zeit der Blüthen,
Sammeln mag die Kränzewinderin.

Als aber ein Freund, der Baron von Medem, damals Vorsteher des Stettiner Provinzialarchivs, mit theilnehmender Sorgfalt aus mancherlei Abschriften von da und dort eine größere Sammlung seiner Gedichte, zumeist geistlicher, zusammengebracht hatte, und damit der Anstoß und eine Grundlage gegeben war, meinte er von der eignen Arbeit des Sammelns nicht mehr zurücktreten zu können. Denn abgesehen von den durch fremde Hände hineingekommenen Schreibfehlern, schien ihm die Gabe seines Freundes zu wenig und zu viel zu enthalten: manches, worauf der Dichter Werth legte, fand sich nicht darin, anderes war aufgenommen, was er so und in solcher sich wiederholenden Breite nicht mehr gut heißen konnte. Die Gefühle, welche ihn mächtig erregten, als er nach langer Zeit viele Gedichte wieder las, welche der Ausdruck der mannigfachsten, ihn beseligenden, ihn quälenden Stimmungen gewesen waren, hat er in folgenden mächtig wogenden Anapästen geschildert:

Die der Andacht Gluth und der zehrende Schmerz,
Die der sinnende Geist und die sinnliche Lust,
Die enteilend geflügelte Stunde beschrieb
Und sorglos warf in den luftigen Strom,
Du sammelst die Blätter, du bringest sie mir.
Und da meine Hand sie, mein Auge berührt,
Wie durchzuckt es die Brust!
Und die Geister entschwundener Tage um mich!
Dort stürmen sie klagend, anklagend heran,
Dort bringen sie himmlische Träume zurück,
Dem Haupte den Kranz und dem Herzen das Schwert.
Freund, Leben ist gut, doch einmal genug,
Wie bitter, wenn zweimal und dreimal. —

Sie entweichen mir nicht, doch entwirrt sich der Knäul.
Dort traute Genossen! O redet mit mir
Von vergangenem Weh, von versunkenem Glück!
Auch Erinnerung ist schön, sie auf blühendem Grab
Die lieblich trauernde Wittwe. —

Nun luftiger, leichter erheben sie sich,
Wie der Elfen Geschlecht in der Mondscheinnacht
Um die Quelle sich wiegt,
Die, von Veilchen bekränzet, dem Felsen entrauscht:
Sie sind mir vertraut, sie sind mir verklärt,
O weilet ihr holden Gestalten! —

Doch entrücket dem Blick und zerflossen in Duft,
Nur im Nachthauch tönet die Harfe —
Und die Blätter allein, die des Freundes Hand
In die Hand mir gelegt, sie liegen vor mir
Gebreitet auf zitternden Knieen.
Nimm du sie zurück, du vor allen zumeist.
Du hast sie geliebt.
Nur befreundeter Brust, nicht dem lauten Gewühl
Vertraut sich der einsame Dichter.

Als er nun sich entschlossen hatte, die Gedichte der Oeffentlichkeit zu übergeben, als die zerstreuten Blätter bei einander und gesichtet waren, entstand die Frage, wie sie zu ordnen seien. Sein Schwager W. Böhmer hielt es für das Beste, sie der Zeitfolge nach einzureihen; so werde der Gang seiner Entwickelung erkennbar werden. Allein wann jedes Gedicht entstanden, wußte er selbst nicht mehr genau, und die Phasen seines inneren Lebens, so schien es ihm, würden, so viel es etwa erforderlich sei, aus dem Charakter der Gedichte selbst zu entnehmen sein. So entschied er sich denn für eine Anordnung nach Materien, wie Göthes westöstlicher Divan das Vorbild gegeben hatte.

Wie viel Bücher damals (im Frühling 1835) die Sammlung enthalten, nach welchem Princip sie geordnet werden sollten, darüber hat er in einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm sich ausgesprochen: „Das Buch des Dichters, Einleitung und Ouvertüre macht den Anfang; in den nächsten zehn Büchern folgen Entwickelungen des individuellen Geistes (Buch des Kriegers, des Stillen, des Apostaten &c.), der mit dem zwölften Buche (des Hauses) in den Familiengeist übergeht, in den nächsten drei Büchern zum Geiste der Landsmannschaft und im sechzehnten (des Deutschen) zum Volksgeiste wird. Diesem treten andre Volks-

geister (der Slaven, Romanen, Griechen und Hebräer) in den nächsten vier Büchern gegenüber, um in den Geist der Menschheit, in Welt- und Kirchengeschichte überzugehen (Buch Mecca, Buch des heiligen Grabes, der heiligen Jungfrau, d. i. des Symbols der christlichen Kirche, Buch des Sacramentes), worauf das Buch der letzten Dinge und in ihm die sieben Schläfer den Schluß machen. Du siehst wohl, daß der weltgeschichtlichen Momente noch bei weitem mehrere können hervorgehoben, daß der Volksgeister noch eine größere Zahl kann in den Kreis der Betrachtung gezogen werden, daß innerhalb der Abtheilungen selbst noch Raum zur Arbeit für mehr als ein Menschenleben übrig bleibt."

Man erkennt leicht den Einfluß der Hegelschen Philosophie auch in der Aufstellung dieses Planes, den er mit geringen Aenderungen durchgeführt hat. Uebrigens war es kein bloßes Sammeln und Ordnen, womit er zu thun hatte: vieles mußte umgearbeitet, vieles ganz neu gearbeitet werden. Damals schon hatten mehrere Freunde seiner Poesie ihn auch darum gebeten, ein letztes Buch mit Erläuterungen zu schreiben, die für viele von seinen Gedichten in der That geradezu ein Bedürfniß sind, und so trug er sich denn vorübergehend mit dem Gedanken, „einen Excurs der Art zu schreiben, der mehr wäre, als ein Aggregat von erklärenden Notizen". Wiederholte Erwägung aber ließ ihn damals von diesem Vorhaben abstehen; erst in der dreißig Jahre später erschienenen zweiten Ausgabe hat er solche erklärenden Bemerkungen hinzugefügt.

In den gebildeten Kreisen Stettins nahm man an der Absicht des Dichters in eine größere Oeffentlichkeit zu treten regen Antheil. Auch in dem Salon der Geheimräthin Tilebein, einer hochgebildeten Frau, deren Haus in jener Zeit der Vereinigungspunkt der meisten geistig hervorragenden Persönlichkeiten der Stadt war, wurde viel davon gesprochen, obwohl gerade Giesebrecht seinem in sich gekehrten Wesen gemäß sich dort nicht blicken ließ. „An meinen Gedichten Behagen finden und den Druck derselben wünschen, gehört jetzt zum guten Ton", konnte der Dichter mit Rücksicht darauf schreiben. Ihm selber aber war es sehr unan-

genehm in Verhandlungen wegen des Verlages einzutreten. Deshalb war es ihm höchst willkommen, daß sein Freund Löwe, an den sich ein Leipziger Buchhändler gewandt hatte, den Verlagscontract für ihn abschloß. Die Gedichte erschienen im Jahre 1836 bei Emil Güntz in Leipzig, in zwei und zwanzig Bücher geordnet, innerhalb der Bücher die einzelnen Gedichte fast alle ohne Ueberschriften.

Auf eine weite Verbreitung, eine schnelle Popularität seiner Poesien hatte der Dichter nicht gerechnet, wenn er auch das stolze Bewußtsein hegen konnte und gehegt hat, daß er nicht werthloses, taubes, immerhin flimmerndes und glitzerndes Gestein, sondern edles Erz seinem Volke darbot:

Meine Lieder, meine stillen Töchter,
Deren weichen Herzen ich vertraute,
Was in wildem, was in sanftem Zuge
Leben um mich, in mir mich gelehret,
Tretet nun hervor aus eurer Kammer
In die weite menschenreiche Welt.
Ob ihr viel der Freunde finden möget? —
War Penelopeias Loos denn glücklich,
Als die hundert Freier sie umschwärmten?
Setzt euch ruhig nieder in dem Winkel,
Am gering gehaltnen, edlen Heerde:
Klares Auge wird auch da euch finden,
Findet doch der Bergmann seine Erze,
Die so tief versteckt imDunkel schlafen.

Wenn er aber auch mit seinen gedankenschweren, der Strömung der Zeit sich wenig fügenden Gedichten nicht auf das zweifelhafte Glück rechnen durfte, ein Modedichter zu werden, der von der einen Generation begierig gelesen wird, um von der nächst folgenden vergessen zu werden, so war es ihm andererseits doch nicht gleichgültig, wenn seine Lieder in dem breiten Strom der Lyrik untergehen sollten. Und doch war der klar blickende Dichter darauf gefaßt. Er schrieb unmittelbar, nachdem die Gedichte in die Oeffentlichkeit hinausgetreten waren, an seinen Neffen: „Von

neuerer schöner Literatur habe ich lange nichts gesehen. Uhlands Gedichte nahm ich vor einigen Tagen zufällig wieder einmal in die Hand, ich hatte sie seit Jahren nicht gelesen. Da finde ich zu meiner Ueberraschung, daß meine Gedichte in mancher Hinsicht den Uhlandischen als entschiedene Antagonisten gegenüber treten werden. Man kann denken, es sei mit Absicht, und doch ist mir nicht eingefallen, daß ich so weit von der schwäbischen Schule sei, wenigstens von ihrem Meister; denn was die Jünger zu Tage brachten, so viel ich davon in dem Musenalmanach fand, war freilich längst nicht nach meinem Sinn. Welche Aufnahme ich auf jener Seite zu erwarten habe, ist also nicht zweifelhaft. Die Anhänger von Chamisso werden eben auch nicht die meinigen werden, noch weniger, was zu Heines Fahnen geschworen hat: ich kann demnach mit ziemlicher Gewißheit darauf rechnen, daß meine Stimme unbeachtet verhallen wird. Sei es; bei meiner Lebens- und Sinnesweise tröste ich mich wohl darüber, wenn ich auch nicht sagen will, der Ausgang sei mir gleichgültig: das ist er nicht."

Daß seine ernste Lyrik im entschiedensten, im schroffsten Gegensatz zu dem funkelnden, aber sehr oft widerwärtig frivolen Witz der Heine'schen Poesie steht, liegt auf der Hand; wenn irgend ein Dichter, so hatte Giesebrecht volles Recht zu fragen:

Wann hat mein Lied der Frechheit sich geneiget,
Wann sich von heil'ger Sitte abgewandt?
Die Blätter liegen vor euch. Zeiget, zeiget!
Der Dichter selbst legt sie in eure Hand.

Aber befremden mag es, daß er selber in manchen seiner Gedichte zu Uhland einen Gegensatz findet. Daß Uhland dem religiösen Gefühl sehr viel seltener Ausdruck gibt, darin kann er natürlich keinen Gegensatz zwischen ihm und sich, nur eine Verschiedenheit gefunden haben, zumal da in den wenigen Gedichten, in denen es geschieht, wie in dem Sonett an den Unsichtbaren und in der „verlorenen Kirche", Ueberzeugungen ausgesprochen werden, die nicht fern von seinen eignen stehen. Der Gegensatz ist

aber allerdings vorhanden; er ruht in den politischen Ueberzeugungen.

Freilich hatte Giesebrecht, als er im Jahre 1821 die kleine Broschüre „Von den Schicksalen des Landes Pommern" schrieb, sie mit den Worten geschlossen:

„Und in dankbarem Herzen werde erwogen die königliche Zusage:

daß man der Nation eine zweckmäßig eingerichtete Repräsentation, sowohl in den Provinzen, als für das Ganze geben wolle.

Denn eines guten Königs Wort ist klar, hell, unwandelbar wie die Sonne am Himmel."

Nach constitutioneller Freiheit, nach Theilnahme des Volkes an den auf sein eignes Wohl und Wehe gerichteten Beschlüssen sehnte sich also sein Herz, wie die Herzen aller freisinnigen, selbstständigen Männer. Als aber die Nation lange vergeblich auf die Erfüllung der Zusage harrte, als im eigenen Lande und noch mehr außerhalb es anfing, politisch zu gähren und zu wogen, wandte sich der Dichter, der von der Bewegung der Menge damals kein Heil erwartete, in seinen Hoffnungen getäuscht, von der Politik ab und erwartete vertrauungsvoll, wie mit ihm viele, von der künftigen Regierung des Kronprinzen reichste Erfüllung der nationalen Wünsche. Daß dies im Anfange der dreißiger Jahre seine Stimmung gewesen ist, geht deutlich hervor aus folgendem Gedichte und der Anmerkung, die er später dazu schrieb:

Wo Trunkne schrein und Taumelnde sich drängen hin und wieder,
Den lauten Markt, ich meid' ihn gern, da tönen keine Lieder!
Doch — Lieder, ja sie schallen laut. Wer Ohren hat, entweiche!
Von Freiheit trieft der Chorgesang: Glück zu dem ganzen Reiche! —
Und Freiheitskind Schneewittchen liegt im Sarg aus Glas gebauet,
Und bei ihr wacht ein treuer Zwerg, sein Auge warm bethauet.
Die Taube klagt, die Eule schreit, und heiser krächzt der Rabe,
Schneewittchen schläft und schläft und schläft in dem krystallnen Grabe.
Die Menge lärmt und jauchzt ihr zu, daß Flur und Wald erbeben,
Schneewittchen schläft, die Wangen roth, und kann und will nicht leben.

Nun aber naht der Königssohn, der edle, hochgetreue,
Dem wacht sie auf, dem blickt sie hold in klaren Auges Bläue.

Dazu bemerkte er: „Die unruhigen politischen Freiheitsbestrebungen während der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Spanien, Italien, Frankreich, im südlichen Deuschland fanden bei mir keinen rechten Anklang; nicht von den Massen erwartete ich die Freiheit, der Königssohn, hoffte ich mit dem Mährchen, werde Schneewittchen aus dem langen Schlafe erwecken. Wer die letzten Jahre der Regierung König Friedrich Wilhelms III. in Stettin gelebt hat, da der Kronprinz, als commandirender General des zweiten Armeecorps unter uns kam und ging, wird nicht fragen, wer als Schneewittchens Freund gedacht ist."

Und ebenso klar drückt die innere Abwendung von den Kämpfen um constitutionelle Freiheit das reizende kleine Gedicht aus, in welchem er voll Jubel über das erwachende Naturleben sich mehr ins Freie sehnt, als nach der politischen Freiheit, ja es gern über sich ergehen lassen will, in die Kerkernacht des Waldes verstoßen zu werden:

Nicht nach Freiheit in den Kammern,
In das Freie steht mein Sinn;
Wenn die stolzen Redner jammern,
Jauchz' ich hier, wie frei ich bin.

Unermeßlich Meer der Lüfte,
Tränkend alle, arm und reich,
Und die weichsten Blüthendüfte
Allen frei und allen gleich!

Vor den Rednern mich zu retten,
Vor der Charten strenger Macht
Eil' ich in die Blumenketten,
In des Waldes Kerkernacht.

Willst du mich zum Knecht gewinnen,
Binde, binde, süßer Mai!
Dienstbar dir mit Herz und Sinnen
Bin ich hörig, bin ich frei.

Wenn man nun bedenkt, welche Rolle Uhland als Dichter wie als Redner in den hartnäckigen Würtembergischen Verfassungskämpfen gespielt hat, mit welchen entschiedenen Worten er die Fürsten, deren Schmach die Völker gelöst haben, gemahnt hat, jetzt zu leisten was sie gelobt, nicht zu vertrösten: so tritt der Gegensatz offen zu Tage, und es lag nicht zu fern zu vermuthen, Giesebrecht habe wenigstens mit diesen Gedichten absichtlich Uhland gegenüber treten wollen.

Damit hängt eng zusammen die persönliche Stellung, welche beide zu dem Herrschergeschlecht des Landes, in dem sie lebten, einnahmen. Allerdings hat Uhland den schönen Nachruf der Königin Katharina gesungen, aber in demselben Gedicht sagt er von seiner Muse, daß sie, die von Recht und Freiheit singe, sonst fern den Palästen wandle; nur da schweres Leid in das Herrscherhaus eingekehrt sei, komme sie mit den andern Trauergästen, und habe sie die Lebenden nicht gerühmt, die Todten, die nicht hören, dürfe sie loben. Nun war zwar auch Giesebrecht himmelweit davon entfernt ein Hofpoet zu sein, wenn bei dem Wort auch nur die allerleiseste Hindeutung auf Servilismus mitgedacht wird, aber wie er sich einmal als „Royalist in jedem Blutstropfen" bezeichnet hat, so war er seinem Herrscherhause, dem herzoglichen seines Geburtslandes sowohl wie dem königlichen seiner zweiten Heimat, stets mit inniger Verehrung zugethan, und hat dies nicht bloß in jenen beiden von flammender Begeisterung durchglühten Hohenzollernliedern, sondern auch durch andere Gedichte aus verschiedenen Zeiten kund gethan. So in dem Hymnus in der ersten Ausgabe seiner Gedichte:

Von den Bergen hernieder
Ins grünende Thal
Fließen die nährenden
Wasser, die klaren.
Hin nach den Höhen,
Wo unter Krone
Sitzet der König,
Wenden die Völker den hoffenden Blick.

Erhöht sind die Schwerter,
Des Thrones Gewalt
Vor allem Gesetz,
Vor jedem Vertrag,
Den Erstgebornen der Herrschaft.

Dort ist die Hülfe,
Dort ist das Heil;
Was unsres Geschlechtes
Eigenstes ist,
Alles Menschliche wird
Dort oben gehütet.

Das steht freilich in grellem Contrast mit Uhlands Worten:

Ob Einer im Palast geboren,
In Fürstenwiege sei gewiegt,
Als Herrscher wird ihm erst geschworen,
Wenn der Vertrag besiegelt liegt.

Und ein ruhig reflectierendes Gedicht aus späterer Zeit macht den Eindruck, als ob es in bewußtem Gegensatz gegen Uhlands Gefühl, wie er es in jenem Nachruf ausgesprochen, gedichtet worden ist.

Wie so lieb auf eignem Heerde
Glimmt der warme Feuerschein!
Auch die Götter dieser Erde,
Ganz wie wir, bedürfen sein.

Und im Schloß dem Heerd, der Ehe
Sehn erquickt wir Häusler zu,
Leid im Schloß wird unser Wehe,
Glück in ihm ist unsre Ruh;

Und wir freun uns, wenn ein Leben
Droben jung und froh erwacht,
Trauern mit, wenn dort ein Leben
Hoch im Schloß den Lauf vollbracht.

Darum mit dem festen Throne,
Mit dem wohl gestählten Schwert,
Mit dem lichten Glanz der Krone,
Heil dem Hohenzollernheerd!

Auch die politische Einigung Deutschlands, die er noch erlebt und jubelnd begrüßt hat, war ihm in den dreißiger Jahren keine Herzenssache. Wie von der Erregung der Gemüther, die sich im westlichen und südwestlichen Deutschland damals zeigte, Pommern wenig berührt wurde, so fand sie auch bei Giesebrecht wenig Anklang. Sein Blick war um diese Zeit der Vergangenheit mehr zugewandt, als der Gegenwart. Wie fern stand er von Uhlands politischen Ansichten und Bestrebungen in dem Gedicht, in welchem er das einmüthige Zusammenhalten deutscher Stämme in den Befreiungskriegen schildert und dann fortfährt:

Doch nun ist Friede, und die stolzen Sorgen
Nimmt sich der Thron und die den Thron umstehn.
Und jeder mag, mitwirkend und geborgen,
Nach seinem Glück, nach seinen Schmerzen sehn,
Am Abend wässern, Samen streun am Morgen,
Auf Regen harren und auf Windeswehn,
Mag durch Erinnerung vergangner Zeiten
Und mag durch Hoffnung seine Welt sich breiten.

Nur ferne sei der Unmuth und das Beben,
Daß einem Reich nicht alle eingeleibt!
Ob auch vereinzelt, doch ein einzig Leben,
Das Stamm und Aeste, Blatt und Blüthen treibt,
Wir sind ein Geist, der auch im Widerstreben,
In der Gedanken Krieg ein Denken bleibt,
Und unter stürmischem Gefluth der Meinung
Bewahrt die Tiefe innige Vereinung.

Solches Anheimgeben der großen Sorgen um das Vaterland an die Fürsten und ihre Räthe, solches gelehrte und dichterische Stillleben, solche Resignation über die Zerspaltung Deutschlands, die sich mit der Einheit des Denkens tröstet, war freilich gleichfalls nicht nach dem Sinne Uhlands, viel mehr mit der Gedankenwelt Rückerts übereinstimmend, welcher ein noch drastischeres Bild für Deutschland, nicht einen Baum überhaupt, sondern die hohle Weide, anwendend, dennoch seine Leier zum Preise des so zerklüfteten Vaterlandes ertönen läßt:

Soll ich, o Weide, dich beklagen,
Daß du den Kern vermissest,
Da jeden Frühling auszuschlagen
Du dennoch nie vergissest?

Du gleichest meinem Vaterlande,
Dem tief in sich gespaltnen,
Von einem tiefern Lebensbande
Zusammen doch gehaltnen.

Außer den Oratorien enthält die Ausgabe von 1836 epische und lyrische Gedichte. Unter den epischen Gedichten sind zwei Arten zu unterscheiden, die einen, in welchen die Handlung durch ruhig fortlaufende Erzählung dargestellt wird, die anderen, in welchen die fortschreitende Handlung nur aus den Reden und Reflexionen der betheiligten Personen erkannt, nicht vom Dichter unmittelbar zur Anschauung gebracht wird.

Man wird nicht behaupten können, daß Giesebrecht in den Gedichten, welche der ersten Art angehören, Meisterstücke gegeben hat. In der Form liegt der Mangel weniger als im Stoffe, die Verse fließen klar und leicht, die Darstellung ist ohne schwer verständliche Anspielungen, von denen seine lyrischen Gedichte keineswegs immer frei sind, die Reime, auch in den häufig angewendeten Octaven, sind musterhaft behandelt; aber der zum Theil märchenhafte und räthselhaft allegorische Stoff, der hier überall auf eigener Erfindung zu beruhen scheint, wird das Gemüth weniger Leser sympathisch ergreifen. Dazu kommt, daß auch die Form, so rein und glatt sie ist, so wenig im Einzelnen an ihr auszusetzen ist, doch nicht in dem Grade den Leser fesselt, daß er dadurch für den zum Theil seltsamen und abenteuerlichen Stoff entschädigt würde. Epische Darstellung lag nicht in seiner ursprünglichen dichterischen Begabung; wenn er nun trotzdem sich auf diesem Gebiete in früherer Zeit versuchte, konnte er nicht so aus vollem Herzen heraus dichten, und so ist durch sein Bestreben, es an epischer Ruhe und Objectivität nicht fehlen zu lassen, in seine Darstellung nicht selten etwas Erkältendes hineingekommen.

Offenbar hat er das selber gefühlt und deshalb später den andern Weg eingeschlagen, welcher den Lyriker sicherer zum Ziele führen mußte: die Erzählung in lauter einzelne lyrische Stücke aufzulösen, die mit einander in epischem Zusammenhang stehen. Chamissos Frauenliebe und Frauenleben und ähnliche Gedichte desselben mögen ihn auf solche Art der Behandlung epischer Stoffe hingewiesen haben.

Der Uebergang zu dieser aus Stimmungsgemälden bestehenden Epik bilden die vier Gedichte im Buche des heiligen Otto, welche nach Saxo Grammaticus die gewaltsame Einnahme Arkonas und den Sieg der Dänen über das Heidenthum in Rügen erzählen. Sie sind in dramatischer Lebendigkeit der Darstellung, auch in Rhythmus und Reimverbindung, dem Göthischen Erlkönig nachgebildet. Während aber dort bei dem einfachen Vorgang kein Zweifel über die drei sprechenden Personen sein kann und die ganze Situation jedem sogleich anschaulich wird, ist hier, wo bestimmte historische Persönlichkeiten handelnd und redend auftreten, wenigstens im Anfang dem ungeduldigen Leser die Sachlage nicht so anschaulich, wie er sie gerne haben möchte. Indessen der Dichter darf ja verlangen und erwarten, daß man ohne Ungeduld sich in sein Kunstwerk vertieft, und diese vier Gedichte mit ihrer edlen, kräftigen Sprache sind werth so gelesen zu werden.

Von den ganz in Lyrik aufgelösten epischen Gedichten sind am bekanntesten der Arbeitlose und der Normann, von dem letzteren besonders der Schluß, welcher, an sich auch vollkommen verständlich, unter der Ueberschrift „der Lootse" in viele Anthologien Eingang gefunden hat. Von gleichem Werth sind der Bergmann, dessen Inhalt oben schon angegeben wurde, und die wandernden Schnitter, in welchen die Seelenschmerzen eines Mädchens, das in dem ungerechten Verdacht der Untreue steht, und ihre endliche Versöhnung mit dem Geliebten ergreifend dargestellt wird. Diese Gedichte beruhen auf eigener Erfindung, die Handlung ist eine durchaus einfache, nirgend wird die Voraussetzung besonderer Kenntniß an den Leser gestellt, so daß gleich die erste Lectüre dieser von reiner und starker Empfindung getragenen Poesien den

Lesenden für den Dichter gewinnt. Die anderen Gedichte dieser Art, mögen nun bestimmte Thatsachen ihnen zu Grunde liegen, wie in dem Kaufmann von Marseille, mag ihr Inhalt frei erfunden sein, wie in der Castilierin, verlangen eine sehr aufmerksame Lectüre, und auch bei solchem Lesen wird sich der eine manchen Zusammenhang des nur leise angedeuteten Thatsächlichen anders vorstellen als der andere. Wer den Dichter aus seiner Lyrik bereits liebgewonnen hat, wird auch an diesen Poesien Genuß finden; aber die erste Bekanntschaft mit ihm zu vermitteln, dazu sind sie nicht geeignet.

In einem ganz andern Lichte steht der Dichter da, wenn von ihm als Lyriker gesprochen werden soll. Nicht daß alle seine Lieder von unnachahmlicher Schönheit, von herzgewinnender Macht wären. Wo fände sich ein Lyriker, von dem das gesagt werden könnte! Auch unter Giesebrechts lyrischen Gedichten sind einige (die große Menge hat gemeint, viele), welche immerhin als minder werthvoll gelten mögen. Aber des Matten und Unbedeutenden ist sehr wenig in seinen Liedern; nicht Leerheit an Gedanken, nicht Frostigkeit der Empfindung macht sie werthloser, als die andern, sondern eine gewisse Dunkelheit, welche theils durch übergroße Kürze des Ausdrucks, theils durch Anspielungen auf Thatsächliches, was dem Leser unbekannt ist, theils dadurch in die Gedichte hineingekommen ist, daß der Dichter, um den Beifall Anderer wenig bekümmert, stets seine reiche, aber eigenthümliche Gedankenwelt in dichterischem Spiegelbilde wiedergiebt. Die lautere Wahrhaftigkeit des Dichters, die seinen Poesien so großen Werth giebt, ist zugleich ein Hemmniß gewesen für ihre schnelle und weite Verbreitung.

So ist seine Lyrik im ganzen keine leicht sich einschmeichelnde, es ist in ihr mehr Erhabenheit als Gefälligkeit, mehr tiefe Inbrunst als schöne Empfindung. Doch hat er zuweilen es vortrefflich verstanden, mit der schlichtesten Anmuth Vorstellungen und Gefühle so auszudrücken, daß sie in jeder Menschenseele wiederklingen. So sein wunderschönes Lied auf den Frühling, das er als vierzigjähriger Mann gedichtet, ein Lied, in welchem auf schwermüthiger

Stimmung helle Lebenslust ruht, wie auf dunklem Gewölk der lichte Regenbogen:

Frühling, das bekränzte Kind,
Wandelt durch die Auen,
Seiner Hände Wunder sind
Ueberall zu schauen.

Seine Macht und seine Lust,
Sein unendlich Grüßen
Spür' ich mir in Haupt und Brust,
Wie zu meinen Füßen.

Und so hat er vierzigmal
Schon mein Herz erquicket,
So in Büschen, Berg und Thal
Ihn mein Aug' erblicket.

Freu dich Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen,
Hast in Lenzes Lust gebebt,
Weit dich aufgeschlossen.

Denkst du noch an stilles Weh,
An verschwiegne Wunden,
Die du trauernd je und je
Auch in dir empfunden?

Was ist Leben ohne Leid,
Helle sonder Dunkel?
Ewig Tages goldne Zeit,
Nimmer Sterngefunkel?

Wolken um des Mondes Rand,
Ungestilltes Bangen.
Ihr auch seid aus Frühlings Hand
Mild hervorgegangen.

Freut sich nicht der Schmetterling,
Dem ein Lenz nur lächelt?
Nicht die Blume, deren Ring
Nur ein Mai umfächelt?

Und wie oft warst du umwebt,
Warst in ihm beschlossen!
Freu dich, Herz, du hast gelebt,
Hast der Welt genossen.

Zu den Gedichten, in welchen er in der einfachsten Weise den schlichtesten Gefühlen Ausdruck gegeben, gehören auch die, welche er in niederdeutscher Mundart geschrieben hat. Da singt er von der engen Kameradschaft, die zwischen der Lerche und der Sonne besteht; von dem Mädchen, das voll treuer, von keinem Zweifel getrübter Zuversicht an ihrem Liebsten hängt, der als Schiffer über See gefahren, mag auch die Zigeunerin noch so geschäftig sein, ihr Argwohn ins Herz zu streuen; von dem Schiffer, der seine Braut durch den Tod verloren und sich nun Vorwürfe macht, daß er in dem Drang der Arbeit kaum Zeit hat an sein begrabenes Lieb zu denken. Es sind rührend einfache Klänge; die Darstellung des tiefen Herzeleides wirkt gerade durch die Selbstanklage des Seemanns, der Trauer nicht so wie der Schäfer bei seiner ruhigen Beschäftigung nachhängen zu können, in hohem Grade ergreifend:

Jaa, wenn ick so en Scheper wier,
Den ganzen Dag alleen,
Seg Weid un Schaap un süs nix mihr,
Seet up den ollen Steen,

Denn dacht ick ok wol ümmer to
An min begraaben Lew,
Un weent ok wol un grämt mi so,
Dat ick nich lewig bleew.

Nu möt ick rup, hoch up den Mast
Un wedder in den Ruum,
Hew Dag un Nacht nich Rau un Rast,
Denk an mi sülwsten kuum.

Du sötes Lew vergiv mi dat,
Weet ick ok nich von di,
Mi sünd doch wol de Ogen natt,
Ick glöw, du büst daarbi.

Un wenn de Storm upt Waater bruust,
Ick reff min Segel af,
Mi is, as wenn dat üm mi suust;
Se is int Grav, int Grav!

Nicht minder schön ist unter diesen plattdeutschen Gedichten ein anderes, in welchem er das überaus beschränkte, eintönige und dabei so behagliche und genügsame Leben eines Landmanns darstellt, der seine enge Behausung mit dem Nest der Lerche vergleicht, und wie die Lerche einst in den Himmel sich empor zu schwingen sehnt. Das in dem Gedicht erwähnte Frauendorf liegt an der Oder eine Stunde stromabwärts von Stettin:

Keen Waater, keen Land hew ick anners nich sehn,
As unnen de Aader un Fruundörp alleen.
De Schipper de führen wiet, wiet dörch de Welt,
Ick hew all min Daag minen Acker bestellt,
Hew föftig Jaar nu all meiet un plögt
Un ümmer den sülwigen Grund umrögt.
Lütt Lewark un Schwölken min Süstern sünd dat,
Daar hew ick min Ogenmark ümmer up hatt:
Von Jrd un von Modder buut Schwölken sin Nest,
Son'n Schwölken ick bün't jo min Lewsdaag all west,
Un let ok so'n Hüschen von buten man arm,
Dat sitt sick daarin doch all seker un warm.
Un Lewark sin Nest jaa wo neddrig dat ligt.
Un hoch in den Himmel dat Vögelken stigt.
Ach, lewe Gott, kümmt dat to'm Starben mit mi,
So hoch un so hill laat mi flegen to di.

Die meisten lyrischen Gedichte freilich haben einen andern Charakter: die Form nicht so leicht und graziös wie in jenem Frühlingsgedicht, aber von herrlicher Klarheit, der Inhalt nicht so einfaches, schlichtes Gefühl, aber von wohlthuender Reinheit und von ernster Tiefe. Nirgend abgegriffene Münzen aus werthlosem Metall, sondern echtes Gold mit neuem, eigenthümlichen Gepräge. Es ist in manchen dieser Gedichte viel mehr enthalten, als es auf den ersten Anblick scheinen will: die Gedanken so gedrängt, die Worte so bedeutsam, daß die Fülle des Inhalts oft

für mehr als ein Gedicht ausgereicht hätte. Sie bestehen die Feuerprobe, durch welches man ein klassisches Kunstwerk erkennt, daß sie erst bei der dritten und vierten Lectüre ihren vollen Reichthum aufschließen.

Die Diction schließt sich dem Gedanken auf das innigste an; es ist, als ob es der durch die Natur der Sache selbst gegebene Ausdruck wäre, frei von jeder Ziererei, von jedem rednerischen hohlen Pathos, von jedem gesuchten Bilderschmuck, so schlicht und so natürlich, wie etwa in Göthes Iphigenie oder in sophokleischen Dialogen, die er ja selbst wiederholt als sein unerreichbares Vorbild bezeichnet hat. Mit dem Gedanken, mit dem Gefühl ist zugleich das treffende, zum Herzen sprechende Wort geboren, nicht mühsam erst zu jenem aus dem bereit liegenden Schatz dichterischer Sprache der am adäquatesten scheinende Ausdruck gesucht und gewählt, der sich bei solchem verständigen, reflectierenden Verfahren doch nur selten mit der Empfindung und der Vorstellung deckt; noch weniger hat er in fertige überlieferte Schablonen und Formen sein Gefühl gegossen. Dergleichen nannte er scherzend chinesisches Dichten zum Hausgebrauch:

Lernen willst du, wie man dichtet? Kind, die Wahrheit zu gestehn,
Manches Jahr hab' ich gereimet, ohne das recht einzusehn.
Wie gedacht, so wird gedichtet; aus dem Denken ewig licht,
Aphrodite aus dem Meere, steigt Gedanke und Gedicht.
Doch — auch anders läßt sich dichten. Wer niemals ein Blei geführt,
Lernt doch leicht chinesisch malen, malet flugs, was sich gebührt:
Also dichten wir chinesisch. Die Schablonen schneid' ich aus,
Und du dichtest ohne Mühe, was gebraucht ein gutes Haus.

Sein Dichten war ein anderes. Die Nebel des bangen Schmerzes, der ungestillten Sehnsucht, die formlos und bedrückend seine Seele umwogen, werden allmählich zu klar umgrenzten Wolkengebilden, und wenn der Tag mit seiner Arbeit zur Rüste geht, durchglüht und umsäumt sie lichtes Sonnengold:

Du siehe gauklerischem Weben
Des Dichters aus der Ferne zu,
Wie leicht dann seine Verse schweben
Und in wie schwerer, ernster Ruh.

Was Göthe in seinen Gesprächen mit Eckermann gesagt hat: „Ich habe in meiner Poesie nie affectirt. Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebeslieder habe ich nur gedichtet, wenn ich liebte" — und was er von allen seinen Liedern sagte, daß sie nur Bruchstücke einer großen Confession seien, das gilt auch von Giesebrecht, weil es von jedem wahren Dichter gilt.

Im Einzelnen nun die formellen Vorzüge seiner Lyrik darzulegen, würde zu weit führen und des Zweckes doch verfehlen. Man muß zum Dichter selber gehen, wenn man von ihm begeistert und erbaut, gerührt und beseligt werden will. Was hilft es zum Beispiel dem, welcher den Zusammenhang nicht kennt, wenn ich darauf hinweise, mit wie vortrefflichen wechselnden Bildern, die sich jedesmal der Sache genau anschmiegen, er das Wesen der Erinnerung malt, als die dunkle Nordertanne, als die lieblich trauernde Wittwe auf blühendem Grab, als die Lindenblüthe, die ihn in weicher Sommernacht anhaucht. Leichter läßt sich auf Eigenheiten des Dichters aufmerksam machen, die dem schnellen Verständniß zuweilen störend entgegen treten: auf die parenthetischen Einfügungen, auf den Gebrauch des doppelten „so", während für das erste nach gewöhnlicher Ausdrucksweise ein „wie" stehen würde, auf die Anwendung des Artikels im Sinne des Demonstrativpronomens, auf die Zusammenziehung des Nebensatzes in einen substantivischen Begriff. Im allgemeinen aber läßt sich das Vischersche Urtheil über Uhlands Diction auch auf Giesebrechts Sprache übertragen, daß sie ertöne wie runder, voller Glockenklang, daß der Dichter nichts Blitzendes habe, aber stet und ruhig beleuchte, daß er seine Stämme so rein zu zimmern verstanden, daß nirgends mehr Spähne daran hangen.

Der Inhalt der Gedichte ist vorwiegend ein ernster. Der Dichter sagt zwar selbst von ihnen:

Ein Theil springt lustig, aufgeräumt,
Ein andrer schleicht umher und träumt
Und sucht die stillsten Nester.

Aber die Zahl der Lieder von heiterem, neckischem Charakter ist sehr gering gegen die ernst reflectierenden, tief gefühlvollen oder schwungreichen Gedichte. Und auch in den scheinbar übermüthigsten, wie im „Weltregiment" wird das Ganze von einem ernsten Gedanken getragen oder gipfelt sich zuletzt in solchem, wie hier in dem, daß jede Herrschaft gebrochen und vernichtet werden könne, nur nicht die der Liebe und des Todes:

Vor der ersten Höschen Schmuck
Hielt die Ruthe mich im Druck.
Ach, ein hölzern Regiment.

Kleiner Schüler ward ich dann,
Ward dem Stocke unterthan.
Ach, ein hölzern Regiment.

Großer Schüler ward ich, gleich
War mein Herr der Backenstreich.
Ach, ein knöchern Regiment.

Ward Student von echtem Schroot,
Und das schwarze Brett gebot.
Ach, ein hölzern Regiment.

Ward im Amt ein würd'ger Mann,
Und die Wischer fingen an.
Ach, ein strohern Regiment.

Auch ein schönes Kind ward mein,
Der Pantoffel sprach darein.
Ach, ein ledern Regiment.

Führt der Tod mich fort von hier,
Bleibt die Schaufel über mir.
Ach, ein hölzern Regiment.

Leder, Knochen, Stroh und Holz
Brechen also Mannes Stolz.
Ein vertracktes Regiment.

Freie Männer eilt herbei,
Schlagt das schwarze Brett entzwei,
Das ist gutes Regiment.

Was uns schult, und was uns lehrt,
Alles fort und ausgekehrt.
Das ist besser Regiment.

Alle Obern stoßt hinaus,
Und die Wischer bleiben aus.
Allerbestes Regiment.

Nun die Weiber schlagt mir todt,
Dann erst endet jede Noth.
Weg das Spindelregiment!

Und der Todtengräber lacht:
Schaufel, nimm dich wohl in Acht,
Hier ist strenges Regiment.

Schönes Mädchen wird dir bang?
Du und ich, wir herrschen lang,
Unbezwinglich Regiment.

Auch spottend und höhnend können einzelne von seinen kleinen Liedern erklingen, bald in scharfer, schneidiger Art wie im Lumpentrost:

Ach hätt' ich nur dies und das und das,
Wäre Wasser nur Wein und Regen nicht naß,
Und ginge mir alles nach meinem Sinn,
Da solltet ihr sehen, wie tapfer ich bin.
Doch weil mir der Himmel nicht heiter und klar,
So bleib ich ein Lump, wie ich lange schon war.

oder mit gutmüthigerem Spott der didaktischen Maxime gegenüber, die er später in der Damaris als die Pädagogik des bescheidensten Maßes bekämpft hat:

Alles gut, vielleicht auch richtig,
Werthe Herrn, ich bin dabei;
Aber Eines ist mir wichtig,
Nur nicht immer einerlei!
Ach, wie viel giebt es zu essen,
Müssen immer Rüben sein?
Ist mein Flehn nicht zu vermessen,
Heute Kohl und etwas Wein.

Dem ähnlich der Spott über die politischen Bestrebungen vor 1848, über die Weltbeglücker:

Alles will die Welt beglücken,
Petersburg, Paris und Wien;
Und doch seh' ich tausend Krücken
Kümmerlich die Welt durchziehn.

Meister, sprich, wie wird das werden?
Der Beglücker sind so viel,
Und der Glücklichen auf Erden,
Nun das hat doch Maß und Ziel.

Lieber, laß die Klage enden
Und bewahre guten Muth.
In so vieler Köche Händen
Wird der Brei gewißlich gut.

Die Gedanken, mit denen sich seine ernste Lyrik beschäftigt, sind mannigfach genug. Frühling und Liebe, das Glück der stillen Häuslichkeit und die Schicksale seiner Heimat, der engeren wie der weiteren, das einsame Sinnen des Denkers und die Arbeit an der Schule, kriegerische Begeisterung und unverbrüchliche Treue dem Herrscherhause gegenüber, sein zweifelndes Grübeln und angstvolles Ringen, das seines schwer erkämpften Glaubens gewisse, gottergebene Gemüth — alles das tönt durch die Lieder unsers reichen Dichters.

Die bisherige Darstellung hat schon manchen Anlaß gegeben, den Dichter, bei dem Lied und Leben auf das innigste verbunden war, selber sprechen zu lassen, so daß nur wenig zur Ergänzung des Bildes seiner Dichterpersönlichkeit, wie sie in der ersten Hälfte seines Lebens erscheint, hinzuzufügen nöthig ist.

Ich wähle, um die Verschiedenheit der Stoffe und zugleich die Verschiedenheit in der Form der Darstellung zu veranschaulichen — denn leider wird bei den meisten Lesern die bloße Hinweisung nicht genügen — fünf Gedichte aus, in denen er von seiner persönlichen Lebensführung, von dem Menschenloos im allgemeinen, vom Frühling, der dem Knaben wie dem Manne reiche Gaben

bietet, von seiner friedlichen Häuslichkeit, von der siegreichen, unvergänglichen Macht menschlicher Gedanken, hier in rührend einfacher Sprache, dort in mächtig wogenden Rhythmen singt. Zunächst das Gedicht, in welchem er in- halb resignierter, halb humoristischer Stimmung der Ereignisse gedenkt, die er erlebt hat, der Personen, deren Zeitgenosse er gewesen ist:

In der Zeit der Dichterfürsten hab ich jugendfrisch gelebt,
Wohnend auf demselben Boden, von derselben Luft umwebt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich schönsten Sanges reich,
Und kein Liedesmund auf Erden käme meinem Liede gleich.
Zeitgenoß des Heergewalt'gen, der am Nil und Belt gekriegt,
Stand ich in der Männer Reihen, die den kühnsten Mann besiegt:
Hätt' es daran nur gelegen, wär' ich auch ein Kriegesheld,
Und am Saum der fernsten Thule schlüg' ich muthig mein Gezelt.
Ja, gewiegt in selber Wiege mit der Britten Königin,
Hat auch das mich nicht gefürstet, werden mußt' ich, was ich bin.
Und so bin ich, wie mein König, nach dem höchsten Fürstenrecht,
Was ich bin, von Gottes Gnaden, er der Herrscher, ich der Knecht.

Schwermüthiger klingt das Lied, in welchem er zurückblickt auf alles, was das Leben ihm gegeben, was es ihm geraubt hat und was er noch besitzt, und nur nichtigen, schnell vergehenden Tand darin sieht und doch zugleich seine werthvollste Habe, von welcher sein Herz nicht lassen kann bis zum Tode. Es ist eines von seinen bekannteren Liedern:

Was ich hatte, was ich habe,
Es ist alles Tand,
Und zuletzt im engen Grabe
Deckt es leichter Sand.

Was ich hatte, was ich habe,
Ist mein innig Glück,
Dankbar froh seh ich am Grabe
Noch darauf zurück.

Was ich hatte, was ich habe,
Nehmt mir nichts davon,
Lieb und Leid ist bis zum Grabe
Menschen Loos und Lohn.

Sehr verschieden in Gedanken und Färbung des Ausdrucks von dem oben mitgetheilten, anmuthigen Liede auf den Frühling, in welchem dieser als ein bekränztes durch die Fluren wandelndes Kind dargestellt wird, ist folgendes Frühlingsgedicht:

Hast mich so manches Jahr
Vielfach erfreut.
Mutter warst du dem Knaben,
Warst dem Jünglinge
Innige, sanfte Geliebte,
Und dem Manne
Wurdest du Himmlische, Hohe,
Wurdest ihm Königin, stille Natur.
Steine, Halme,
Mit euch hab' ich viel gespielt,
In euch hab' ich süß geträumt,
Hab' in frohem Wahn gereimt,
Was die Blume sinnt und fühlt;
Und noch ist mir jede Blume,
Wie die Sphinx am Heiligthume,
Stumm und ernst, gedankenschwer.

Dagegen die liebliche Darstellung aus dem Familienleben von den Kindern, die von der Mutter bunte Märchen verlangen, wie auch das Kindergemüth schon, müde der Gaben, welche die wirkliche Welt ihnen geboten, nach dem Wunderreich der Poesie sich sehnt:

Um die Mutter drängen sich die Kleinen,
Ungeduldig zerrend am Gewande.
Seid ihr hungrig, seid ihr durstig, Kinder?
Ist's ein Apfel, der euch lüstern macht?
Nein, es ist nicht Labetrunk noch Speise,
Nicht der rothe Apfel, der sie lockt,
Denn gegessen haben sie, getrunken,
Haben müde sich und satt gespielt;
Und die Welt, in der sie scherzen, tändeln,
Jeden Reiz verlor sie nun einmal.
Eine andre Welt soll sich erschließen,
Neu und wunderbar, damit auch die

Sich erkennen, fühlen, schmecken lasse.
Märchen sind es, bunte Märchen, Mutter,
Die der Kinder Ungeduld verlangt.
Auf und spende, gleich den alten Sängern,
Wie Demodocus und Phemius,
Liebend spende ihnen traute Märchen.
Was am Licht der reinen Sonne athmet,
Freue sich der goldnen Poesie,
Die den Menschen hebt und hoch beseligt:
Du auch, Mutter, Mutter, säume nicht,
Gieb den Kindern ihre süßen Mährchen.

Und ein in jeder Hinsicht vollendetes Gedicht ist das letzte, welches ich, um Giesebrecht als Dichter zu charakterisieren, mittheile. Die flüchtigen Tage des Menschenlebens, so schnell sie vorüberrauschen, sind dauernder als die starren unbeweglichen Felsen; denn sie sind erfüllt von Gefühlen und Gedanken, welche triumphierend über die sonst alles besiegende Vergänglichkeit von ferner Vergangenheit als werthvollstes Vermächtniß auf die fernste Zukunft kommen. Das ist der Inhalt des Gedichts, eine schlichte anspruchslose Wahrheit, aber mit welcher wunderbaren Gewalt des Ausdrucks hat der geniale Dichter es verstanden, sie darzustellen, sie in die tiefste, den Leser mächtig erregende Empfindung zu tauchen:

Eilende Kinder mit luftigen Schwingen,
Tage und Jahre des Menschen genannt,
Seid ihr nur Träume, die gaukelnd verklingen,
Die man am Morgen nicht wieder erkannt?

O ihr seid mehr, seid lebendige Geister;
Becher voll Liebe und Becher voll Leid
Gab in die Hand euch der Ewigkeit Meister,
Als er euch rief in die dämmernde Zeit.

Purpur am Abend und Purpur am Morgen
Sinket in Sonnenglanz, sinket in Nacht,
Purpurgeborner, du bleibest geborgen,
Lichter Gedanke vom Geiste gedacht.

Mischt uns die Becher, ihr lächelnden Kinder,
Reicht uns des Geistes hochheiligen Trunk:
Blumen vergehen, die Felsen nicht minder,
Tage der Menschen sind ewiglich jung.

Als die Gedichte erschienen waren, wurden sie in verschiedenen literarischen, auch politischen Zeitschriften zwar besprochen, zum Theil sogar enthusiastisch gelobt, aber in weitere Kreise drang der Name des Dichters nicht. Verwerfend war keine Kritik, es wäre auch ein trauriges Zeugniß von der Geschmacklosigkeit des Kritikers gewesen, aber es geschah keineswegs genug, um auf die hohe Schönheit dieser gedankenvollen und gefühlsinnigen Lyrik aufmerksam zu machen. Denn auch das allzubegeisterte, in jugendlichem Ungestüm über das Ziel hinausschießende Lob, das von einem Recensenten im Berliner Conversationsblatt, welcher sich mit einem Pseudonym Seidelmann nannte, dem Dichter mit vollen Händen gespendet wurde, war eher geeignet eine Gegenströmung hervorzurufen, wie denn selbst der Herausgeber des Blattes es für nöthig erachtete, in einer Anmerkung sein Mißtrauen gegen den leidenschaftlichen Dithyrambus des Recensenten auszusprechen. Die Recension ist durchaus nicht ohne Geist, und es ist manches in ihr enthalten, was in der That zur Charakterisierung der Gedichte beiträgt. So wenn der Verfasser in seiner bilderreichen Darstellung sagt: „Die Sprache ist stark und eigenthümlich geprägt, lauter harte, gewichtige Münzstücke; man sieht es den Worten an, daß der Dichter glaubt, die Zeit sei kostbar, und man dürfe sie nicht an nichtssagende Worte verschwenden. Seine Rede gleicht den starren, granitnen Urgebirgen der Erde, die ohne die Verbindung weicher verbindender Erdschichten ihre riesenhaften Kuppeln in den Himmel thürmen." Das gilt wenigstens von einer Art seiner Gedichte, denen nämlich, welche dem Genre des Erhabenen angehören; auf die Lieder, in welchen er anmuthig und innig den Frühling und das häusliche Leben schildert, paßt diese Charakteristik nicht. Der Schluß der Recension aber wird zu einem das Maß auch der pietätsvollen Anerkennung und Würdigung weit überfliegenden Panegyricus, den ich indeß

doch mittheile, weil er zeigt, welchen gewaltigen Eindruck die geistige Persönlichkeit des Dichters auf jugendliche Gemüther schon in jenen Jahren gemacht hat: „Giesebrechts Muse“, schließt der Darsteller, „das tiefsinnende Haupt mit dem sternenreichen Schleier umhüllt, schaut ernst hinab in das Getreibe der Menschen, lächelnd unter Thränen. Sie war schon einmal auf der Welt, als unter Hellas tiefblauem Himmel jene grandiosen, urweltlichen Conceptionen des Prometheus, der Oresteia gedichtet wurden in — Aeschylos, dem gepriesenen Dichterfürsten, und wieder ist sie aus dem nächtigen Grabe auferstanden mit aller Energie ihres Geistes, der feierlichen Priesterlichkeit, der bittern Resignation und durchschimmernden Herbe — in dem Dichter, dessen Bild wir aufzurollen versucht.“ Zwar ist auch in dieser Fluth begeisterter Worte ein Tropfen nüchterner Wahrheit für den enthalten, der an einzelne aeschyleische Chorlieder denkt, aber die Muse des Schöpfers der griechischen Tragödie und die des norddeutschen Lyrikers für identisch zu erklären, das wird bei jedem besonnenen Beurtheiler mit Recht lebhaften Widerspruch hervorrufen. Der Dichter selbst verhielt sich sehr kühl gegen diese Recension, die übrigens auch eine Beschreibung seiner Persönlichkeit giebt. „Sie enthält viel Unreifes und Ungehöriges“, schreibt er; „in der Charakteristik erkenne ich mich gar nicht wieder, nicht einmal im Signalement.“ Spottend berichtet er über seinen Kritiker in Gersdorfs Repertorium: „Der Recensent ist sogar unzufrieden damit, daß die Gedichte keine Ueberschriften haben, wie denn das leider immer mehr Sitte werde. Dabei sei der Uebelstand, daß man die Gedichte durchlesen müsse, um ihren Inhalt zu erfahren.“

Große Anerkennung fand Giesebrechts Dichtung bei Friedrich Wilhelm IV., der damals als Kronprinz häufig in Stettin sich aufhielt. Der Dichter wurde zur Tafel gezogen und empfing den herzlichsten Dank für seine Poesien, und so viel Schmeichelhaftes mußte er hören, daß, wie er an seinen Neffen schrieb, er es nicht wieder sagen könne. In dankbarer Rückerinnerung an die huldvolle Aufnahme, die seine Gedichte bei dem hochgebildeten Fürsten gefunden, schrieb der Dichter, der in der Krone seines Königs

zu jeder Zeit das Symbol der deutschen Einheit sah, in den ersten Tagen der Thätigkeit der Nationalversammlung in Frankfurt folgende Verse, welche das innige Herzensverhältniß, in welchem er zu seinem Könige stand, deutlich bekunden:

Dich sucht mein Lied; du hast es erst gesucht,
Aus dunklem Laub hast du hervorgezogen
Des Sinnens, des Gefühles stille Frucht.
Die Stille schwand, und Weltgeschicke flogen
Um dich, sogar um mich, in wilder Flucht;
Doch sucht mein Lied dich durch den Drang der Wogen,
Durch Mondenlicht, durch Gluth des lohenden Brandes
Dich, meines Herzens König, meines Landes.

So innig er aber auch dem Könige zugethan war, es kam ihm nie von fern in den Sinn, das Mindeste von seiner Ueberzeugung ihm zu opfern oder je auch nur zu verhehlen. Als Giesebrecht nach dem kläglichen Scheitern der Arbeit der Nationalversammlung sehr gebrochenen Muthes, aber noch auf seinen König hoffend, nach Stettin zurückgekehrt war, nahm er die erste Gelegenheit wahr, um ihn mit dichterischem Wort ernst an die Erfüllung der großen nationalen Aufgabe zu mahnen. Er erzählt selbst davon in den Anmerkungen zu seinen Gedichten: „Am 3. August 1849 wurde die Statue Friedrich Wilhelm III. enthüllt, welche die Stadt hatte herstellen lassen; mir war von dem Bürgermeister Schallehn der Auftrag geworden, zu der Festlichkeit ein sangbares Lied zu dichten. Ich legte begreiflich dahinein, wovon mir das Herz voll war. Der König selbst war zur Feier des Tages von Berlin gekommen; eine Anzahl Personen waren auf das Schloß zur Tafel entboten, ich unter ihnen. Indem nun der gütige Wirth unter seinen Gästen umher ging, trat er auch zu mir. Wir haben uns lange nicht gesehen, sprach er, haben Sie inzwischen fleißig gedichtet? Zu Zeiten wohl, Ew. Majestät, war meine Antwort. Das ist mir lieb, erwiederte er, ich freue mich immer, wenn ich etwas von Ihnen lese: es trägt alles das Gepräge des Ungewöhnlichen. Ich verneigte mich und schwieg, denn das königliche Wort ließ eine zweifache Deutung

zu. Da wandte er sich, schon im Vorübergehen begriffen, noch einmal zu mir um und sprach sehr freundlich: ich meine im guten Sinne, das versteht sich ja. Nach der Tafel trat auch der General, jetzt Feldmarschall, v. Wrangel zu mir und versicherte mich, mein Gedicht habe dem Könige sehr wohl gefallen. Aesthetisch vielleicht, politisch wohl nicht.“ In dem Gedichte nämlich kommen folgende Verse vor, die nicht geeignet waren, sympathisch das Ohr des Königs zu berühren:

In schlimmen, wie in guten Tagen,
Wir halten treu am deutschen Reich.
Ein Volk vom Hochgebirg zum Meere!
Wer löschte dieses Willens Macht,
Der Deutschen Recht, der Deutschen Ehre,
Die Leuchte in der Wolkennacht?

Da steht sein Bild, aus weißem Steine,
Gleich frischen Lilien, aufgeblüht:
O stände so vor uns das eine,
Das Werk, darum die Zeit sich müht!

Seitdem er damit umging, seine Gedichte zu veröffentlichen, hatte er größeren Antheil an kritischen Zeitschriften genommen, um die er sich eine geraume Zeit nicht bekümmert hatte. Er fand zu seiner Freude, daß inzwischen manches anders und besser geworden war. Interessant ist sein Urtheil darüber in einem Briefe aus dem Jahre 1835:

„In der Kritik steht die Berliner literarische Welt ohne Bedenken vorne an. Ich rede nicht bloß von den Jahrbüchern, die viel Tüchtiges geben. Auch der neue Zodiacus von Mundt interessirt mich. Klar sind diese Urtheile über unsre Literatur noch keinesweges, es ist sehr viel willkürliche Phantasterei in ihnen, Hegelsche Philosopheme tumultuarisch in Anwendung gebracht und unvollständig aufgefaßt; aber als Gegensatz gegen das altherkömmliche, vermoosete Recensiren ist eine solche Kritik immer etwas. Was daran nicht taugt, wird sich bald zerschlagen, aber nicht alles wird untergehen. In dem letzten Hefte hat sich Göschel zuerst vernehmen lassen, er will steuern, aber die Unbändigen wollen

nicht hören. Mich soll wundern, wie das Unternehmen auslaufen wird. Was ist das z. B. für eine seltsame Polemik gegen das Naturelement in der Poesie zu Gunsten des Menschlichen, das der Poet in Schenken, auf Straßen und Paraden aufsuchen soll! Das sind dürftige, äußerliche Studien, wobei nichts zu lernen ist, als wie die Menschen sich räuspern und spucken, und wie sie sich anziehn und essen und trinken. Wer die Volksgeister verstehen will, der dringe in die Geschichte der Völker ein, wer den Geist der Menschheit begreifen will, muß die Geschichte der Menschheit betrachten. Die Individuen aber sind nicht davon losgerissene Blätter, sie sind Früchte und Blüthen an dem Geäste der Völker und dem Baume der Menschheit. Freilich auch die Geschichte ist dem unverständlich, in dem das Denken gebunden ist, das Denken aber gelangt zur Freiheit in der Philosophie. Und der Genuß an der Natur ist der wirklich dem Genuß am Menschen entgegen gesetzt? Wer den Wein genießt, genießt sich selbst, den erregten Zustand seiner menschlichen Seele. Wer an Landschaft, Sonnenschein, Morgen- und Abendroth sich erfreut, erfreut sich nicht dieser Gegenstände unmittelbar, sondern der durch sie vermittelten Vorstellungen. Wie König Midas was er berührt in Gold verwandelt, so verwandelt der Mensch alles Natürliche, das er in seinen Kreis zieht, in Menschliches. Er ist ja auch von der einen Seite natürlich, während er von der andern Geist ist. Dennoch liegt in dieser und andern zodiacalen Schiefheiten etwas Richtiges zum Grunde, man wird von dem Treiben dieses jungen Deutschlands angezogen und abgestoßen. Laß sie nur gewähren."

Aus derselben Zeit ist ein Brief, in welchem er beschreibt, welchen Eindruck er von der Improvisationsgabe Wolfs empfangen hat. Das Wesentliche von dieser Darstellung hat er später in der Damaris (1860) reproduciert. Er erzählt: „Der jetzt schon verstorbene Improvisator Professor Wolf aus Jena war hier. In einer Abendgesellschaft bei unserm Löwe kam ich mit ihm zusammen. Man bat ihn zu improvisiren; er war sofort bereit und ersuchte die Damen, ihm eine Aufgabe zu stellen. Da die schöne Welt sich zurückzog, wurde ich von der Wirthin befehligt

vorzugehen. Aufgaben, welche Reflexion erforderten, verbat der Improvisator; übrigens seien lyrische und dramatische gleich willkommen, für letztere besonders biblische Stoffe oder antike, überhaupt solche, welche die Einführung von Chören gestatteten. Ich schlug Jephthas Tochter vor. Wolf bedachte sich einige Minuten, dann setzte er sich neben Löwe an den Flügel und ließ sich von diesem so begleiten, daß der Vortrag einen melodramatischen Charakter erhielt. Ein Chor der Jungfrauen begann, die Tochter Jephthas erhob ihre Stimme, Priesterchöre, Kriegerchöre folgten; es war aber alles überaus matt. Dem Dichter selbst entging das nicht, er erklärte unumwunden, er könne nicht fort, ihn verwirre, er wisse nicht was. So konnte die Sache aber unmöglich ohne Mißstimmung in der Gesellschaft ausgehen, jeder that das Seinige, sie wieder ins Gleiche zu bringen. Frau Tilebein mit ihrem feinen geselligen Tact traf sogleich das Richtige. Sie brachte etwas Lyrisches, eine Antwort auf Byrons Fare well in Vorschlag. Der Improvisator fing wieder an zu recitiren, diesmal indem er die Augen mit der Hand verdeckte. Die gereimten Verse flossen ihm leicht zu, der Affect hob, steigerte sich, und das Gedicht schloß angemessen abgerundet ab. Durch diesen Erfolg aufgemuntert, begehrte der Poet noch einmal eine dramatische Aufgabe. Ich nannte ihm die Longobardenkönigin Rosamunde; er war mit dem Geschichtlichen nicht vollständig bekannt. Als ich ihm davon angegeben hatte, so viel nöthig schien, äußerte er, mit dem Stoff werde er einige Veränderungen vornehmen müssen. Dagegen war nichts einzuwenden. Nach einem Besinnen von höchstens fünf Minuten entwickelte er darauf in fünffüßigen, reimlosen Jamben ohne Anstoß eine dramatische Scene.

Alboin ist beim Mahl und fordert seinen Narren auf, er solle einen Scherz machen. Der Narr meint, das sei nicht so leicht, wie der König sich vorstelle, und witzelt über sein eigenes Thun verglichen mit dem königlichen. Dem Alboin gefällt das nicht, er will etwas über seine Kriegsthaten hören, und als ihm erwidert wird, davon zu reden sei nicht des Narren Amt, wendet er sich an seine Gemahlin und verlangt, sie solle das Lied von

seinem Siege über die Gepiden singen. Rosamunde weigert sich, giebt endlich nach, fügt aber dem Liede einige Verse hinzu, welche ihre Liebe zu dem besiegten Könige, ihrem Vater, und ihren Widerwillen gegen den Sieger verrathen. Der König, dadurch gereizt, läßt sich den Becher bringen, den er aus Kunimunds Schädel hat machen lassen, hält ihn Rosamunden vor, zeigt ihr die Stelle, wo der Erschlagene die Krone getragen, welche ihm geraubt, die Stelle, wo die tödtliche Waffe eingedrungen sei, füllt dann das Gefäß mit Wein und fordert die Königin auf, daraus zu trinken, es müsse ihr ja ein Genuß sein, mit ihren Lippen das theure Haupt des Vaters zu berühren. Rosamunde fleht, wirft sich dem Unerbittlichen zu Füßen und erklärt zuletzt, da sie kein Gehör findet, entschlossen, sie trinke nicht. Alboin dagegen befiehlt kalt seinen Kriegern, Rosamundens Hände zu binden, dem Narren ihr den Wein mit Gewalt in den Mund zu gießen. Da der letzte Auftrag mit einem Spaß abgelehnt wird, ergreift der König selbst den Becher, um ihn der noch nicht Gefesselten aufzuzwingen. Die Königin giebt scheinbar nach, nimmt den Becher, wirft Gift hinein, das sie verborgen bei sich trug, trinkt, und indem sie das Gefäß zurück giebt, durchstößt sie den Alboin mit einem gleichfalls verborgen gehaltenen Dolch. So strafe sie sich selbst und räche ihren Vater.

Die Schwächen der zugleich ohnmächtigen und forcirten Schauderscene sind handgreiflich, indessen als Erfindung des Augenblicks machte sie doch einen Eindruck, auch auf mich. Als eine poetische Production darf man sie nicht betrachten, wohl aber als eine rhetorische Reproduction von Motiven, Situationen, selbst Phrasen, die schon dagewesen. In der Unterhaltung zeigte Wolf eine ausgebreitete Bekanntschaft mit den Werken der neuern, besonders Deutschen Dichter. Auf einer solchen Unterlage bewegt sich das improvisirende Talent, wie auf seiner nothwendigen Voraussetzung; aber ein Talent bleibt es doch, das schon Vorhandene, das sprachlich Geformte in der Poesie so gegenwärtig zu haben und es augenblicklich für einen von Außen gegebenen Zweck in Bewegung setzen zu können."

So nahm Giesebrecht in jenen Jahren das lebendigste Interesse an Allem, was sich auf poetische Darstellung bezog. Auch in der Musik, für die er von Natur wenig Verständniß besaß, versuchte er heimisch zu werden, seit er seine Oratorien gedichtet hatte. „Musik höre ich in diesem Winter ungewöhnlich viel;" schreibt er im Jahre 1836, „wüßte ich nur mir etwas musikalischen Verstand zu verschaffen, daran habe ich unglaublichen Mangel." So war er auch voll von dem Gedanken an ein Ineinandergreifen der Musik und Poesie, an eine Regeneration der Oper. „Sophokles", schrieb er 1833, „wirkt auf uns nur durch sein eignes Wort, aber so wirkte er auf die Athener nicht. Musik und Poesie sind eine Weile so weit auseinander gegangen, daß sie beinahe feindlich wurden. Die Componisten wollten nur dürftige Texte, und sie haben sie gefunden. Wenn sie nun anfangen den Zusammenhang ihrer Kunst mit der scenischen und der Poesie einzusehen und darum von dem sogenannten strengen Stil abweichen, d. h. von dem, der jedes andre Kunstmittel als die rein musikalischen zurückweist, so kann ich darin nur einen Fortschritt sehen. Mögen die Versuche im Einzelnen noch nicht genügen, der Gedanke, der ihnen zu Grunde liegt, Verbrüderung der Künste, ist mir ein achtbarer." Sich selber aber hat er nie die Fähigkeit zugetraut, einen Operntext zu schreiben. Wie er früher Löwes Aufforderung dazu abgelehnt hatte, ebenso dreißig Jahre später dem Dr. A. Lorenz gegenüber; er sei sich, schrieb er diesem, schon damals bewußt gewesen, daß ihm zu einer solchen Arbeit nicht weniger als alle Tüchtigkeit fehle. „Der Mangel," fügte er hinzu, „hat seitdem gewiß nicht abgenommen, sondern sich gesteigert. In der Oper will das Publikum nicht allein hören, sondern viel, recht viel und möglichst Ueberraschendes sehen; wer ein solches Werk in die Hand nimmt, muß mit dem Theater und allen seinen Künsten und Wirkungen vertraut sein. Das bin ich gar nicht. Seit länger als zehn Jahren habe ich nur einmal oder ein andermal den Fuß in unser Schauspielhaus gesetzt, ungeachtet es vor der Thür meines Hauses steht; und — das siebenzigste Jahr liegt hinter mir. Auf Bahnen, die ich

in meinem früheren Leben bereits eröffnet habe, weiter zu gehen, dazu fühle ich wohl noch Trieb und Kraft in mir; aber einen Weg einzuschlagen, auf dem ich ganz fremde bin, lieber Freund, das ist kein Unternehmen für mich."

Damals aber besuchte er das Theater häufiger, wenn auch nicht oft. So schreibt er im Jahre 1841 über eine Aufführung des Faust: „Im Winter war Seydelmann hier und gab Gastrollen, das hat mich auch wieder einmal ins Theater gelockt. Ich habe den Mephistopheles gesehen. Man spricht heut zu Tage viel von dem Verfall der theatralischen Kunst. Wenn aber noch solche Talente, wie Seydelmann, aufstehen können, hat der Verfall gute Wege. Einen solchen Schauspieler habe ich nie gesehen. Mit seiner Auffassung des Mephistopheles bin ich nicht ganz einverstanden, das humoristische Element in dem Charakter, das ihn mildert, verschwand mir zu sehr; aber geht man auf die Ansicht ein, die Seydelmann von dem Charakter hat, so ist die Darstellung auch bis in die kleinsten Züge hinein durchgebildet und aus einem Guß."

Seit seine Gedichte in die Welt hinausgetreten waren, wurde der dichterische Trieb in ihm nicht schwächer, sondern eher noch lebendiger als zuvor. Zwar wollte er ihn zunächst zurückdrängen, weil ihn umfangreiche Arbeiten für die Schule beschäftigten; zwar machten ihn vorübergehend die Schlußarbeiten des Semesters, Examina, Censuren, Conferenzen, Correctur der Reden für den Schulactus unwirsch: aber die Lust am poetischen Schaffen ließ sich nicht hemmen. Alle freie Zeit wendete er der Poesie zu. „Könnte ich jetzt, wie ich wollte", schrieb er, „ich triebe nichts als Dichten und Vorstudien zum Dichten". Und diese Vorstudien waren mit der größten Gewissenhaftigkeit — man wird dabei an Schiller erinnert — auf das Geringste gerichtet. So holte er sich bei seinem Neffen Wilhelm, dem in Berlin die Schätze der Bibliothek offen standen und dessen Hülfe er bei seinen historischen Arbeiten wiederholt in Anspruch genommen hatte, auch über die Frage Auskunft, von wo der Gebrauch des Kaffees ausgegangen sei, da er bei den ihm zugänglichen Gewährsmännern

einander widersprechende Angaben darüber gefunden habe. Er hatte nämlich drei neue Bücher zu dichten angefangen, unter diesen ein Buch des Kaffees. Der Plan ist später so nicht ausgeführt, aber das Gedicht, das ihn zu der gelehrten Anfrage veranlaßt hatte, steht in der zweiten Ausgabe der Gedichte, unter der Ueberschrift „Desclieux“ dem zweiten Buch des Welschen eingereiht. Es gehört nicht zu seinen schönsten; aber sehr werthvoll ist ein anderes aus eben derselben Zeit, zu welchem ihn die thörichten Anklagen gegen die Philologie als ein todtes und heidnisches Studium veranlaßt hatten. Es hat die Form eines Gespräches zwischen einem Philologen und seiner Tochter. Diese bringt dem Vater den Morgentrunk in einer schönen Tasse, wie sie meint, von neuester Form. Der Vater entgegnet: „Die Form ist griechisch, liebes Kind.“ Auf denselben Ursprung macht er sie bei dem Theatergebäude, bei der Aufführung von Göthes Iphigenie aufmerksam. Nachdem die Tochter die Dichtung gehört, spricht sie hingerissen von der überwältigenden Schönheit des Dramas:

Welch ein Gedicht! In stiller Seele
Das Allerfernste ist mir nah;
Nur Hellas such' ich mit der Seele,
Ich bin, wie Iphigenia.
Ich hoffe, zage mit der Treuen
Einsam an der Barbaren Strand,
Mich faßt ein unermeßlich Freuen,
Ihr Segel eilt ins Vaterland.
Ist meine Heimath denn Mycene,
Bin ich Dianens Priesterin?
O Vater, Vater, warum sehne
Denn ich nach Hellas Ufern hin?

Ihr antwortet der Vater:

„Wer in das Land der Dichtung sehnet,
Der sucht der Griechen schöne Welt;
Es ist, wie fern er ihr sich wähnet,
Ihr Hauch, der seinen Busen schwellt.
Gut' Nacht, mein Kind, und träume leise
Ins holde Griechenland entzückt,
Es starb nicht aus, es war nur weise
Auf goldne Wolken fort gerückt.“

Besonders aber beschäftigten ihn damals seine dramatischen Gedichte. Er beabsichtigte, wenn es ihm mit der Aufnahme seiner Gedichte einigermaßen nach Wunsch ginge, seine dramatischen Arbeiten zu revidieren und drucken zu lassen, was ihm des Druckes werth schien. Er schrieb darüber an seinen Neffen: „Der Gedanke, meine dramatischen Arbeiten in ähnlicher Weise wie meine lyrischen durchzuarbeiten und zu bergen, was sich bergen läßt, rückt mir immer näher, er wird hoffentlich mit der Zeit zur Reife kommen. Die Aufnahme, die meine Gedichte finden, wird am Ende den Ausschlag geben müssen; geht es damit nicht, so wird sich kein Verleger zur Herausgabe der Schauspiele verstehen, denn es wird die Sammlung mindestens drei Bände, jeden zu 30 bis 40 Bogen gerechnet, umfassen. Ich bin dabei resignirt und bin es auch nicht: die Zeit des Gefühls sollte für mich vorüber sein, und doch beschleicht es mich manchmal, ohne daß ich es merke. O der seligen und schmerzlichen Ahnungen meiner Jugend!" Und wenige Wochen später: „Wie ich es mit meinen Schauspielen halten, welchen Weg ich einschlagen werde, darüber bin ich mit mir selbst noch nicht einig. Die Sache will überlegt sein, und ich habe noch mit andern Dingen vollauf zu thun. Jeden Falls kommt mir König Wenzel nicht so gar geringe vor; möglich, daß ein anderer nicht darin sieht, was ich; doch haben Dein Vater und Levezow immer viel Werth darauf gelegt, einige Scenen haben sie auch ohne mich zu fragen im Berliner dramaturgischen Wochenblatt abdrucken lassen. Ohne Zweifel ist es eine rasche, übereilte Jugendarbeit, manches völlig roh, höchstens versifizirt aus Hagek's Böhmischer Chronik und aus Pelzels Geschichte des Königs Wenceslaus aufgenommen. In dem Jahr, dem das Trauerspiel angehört, Ostern 1814 bis 1815 sind außer manchen kleinern Gedichten zehn Schauspiele zu Tage gefördert, beinahe keins ohne historische Vorstudien: Du magst daraus abnehmen, mit welcher Hast ich arbeitete. Und doch trieb mich äußerlich nichts, ich wurde eher gehemmt, aber ich war in einer Art poetischen Taumels, wie er mir so nicht wieder geworden. Ein solcher Zustand schaffte bewußtlos manches, das zwar noch kein ausgebildetes Gedicht ist,

aber den Lebenskeim dazu in sich trägt. So erscheint mir auch K. Wenzel, ich finde Elemente in ihm, die ich mir schwerlich werde entgehen lassen. Ueberhaupt liegen mir von 24 Stücken, die ich bis jetzt ganz oder bis auf weniges zu Ende gebracht, noch 11 vor; das ist das Material, mit dem ich mich werde zu beschäftigen haben, wenn es zur Ausführung meines Vorhabens kommen sollte. Sehen wir dann, was die Probe aushält."

Man sieht, wie mächtig in ihm der Trieb gewesen ist, als dramatischer Dichter zu wirken, wie viel er seit seiner Greifswalder Studentenzeit geschaffen hat. Es muß eine bittere Enttäuschung für ihn gewesen sein, als ihm allmählich die Ueberzeugung kam, daß ihm diese Wirksamkeit wahrscheinlich verschlossen sei. Damals aber hoffte er noch, wenn ihm von vierundzwanzig Stücken auch nur noch elf geblieben waren, die er auf die Bühne oder in die Lesewelt zu bringen gedachte. Doch selbst von diesen hat er später die Mehrzahl verworfen; nur vier sind noch handschriftlich vorhanden, die aber nach meinem Urtheil alle bedeutender sind, als die eine früher von ihm veröffentlichte Tragödie Lazar.

Der Stoff dieses Stückes ist dem Freiheitskampfe der Servier gegen die Türken entnommen. Der Untergang Lazars mit seinen beiden Schwiegersöhnen, die, wie er selber, servische Fürsten sind, wird in ihm dargestellt. Der eine von diesen beiden, Milosch, begeht, um sich von dem falschen Verdacht des Verrathes zu reinigen und seinem Volke durch das Opfer seines Lebens sicheren Sieg zu verschaffen, den Mord des feindlichen Heerführers, zieht aber grade dadurch das Unheil auch auf die Seinigen herab. Der Dichter hat die Tragödie Lazar genannt; neben Lazar nimmt Milosch, der träumerische und dann so unselig rasch entschlossene, unser Interesse in Anspruch; einen Helden aber, in welchem sich das leidenschaftliche Verfolgen des in der Situation gegebenen Zieles, der Befreiung von der Türkenherrschaft mit ergreifender Gewalt ausprägte, hat das Drama nicht; und das ist wohl sein größter Mangel. Freilich was Schopenhauer von dem Tragödiendichter verlangt, daß er seinen Helden durch Leiden

geläutert sterben lassen solle, d. h. nachdem der Wille zu leben schon zuvor in ihm erstorben ist, das ist in dieser Tragödie auf das vollständigste geleistet. Als nach der verlorenen Schlacht der grausame Sieger die gefangenen servischen Fürsten hinzurichten beschlossen hat, sagt Lazar auf der Trümmerstätte des Lagers zu Wuk, dem andern Schwiegersohn, der noch erfüllt ist von glühender Lebenslust:

Kennst du die Stätte noch; blick um dich, Sohn,
Dort war das Lager unsers Volkes.— Nun
Sieh Aschenhaufen, Trümmer und Gebälk,
Gewinsel tönt, Blut raucht vom Boden auf;
Was sich gerettet hat der Servier,
Flieht scheu und angstvoll des Verfolgers Schwert.
Magst du noch leben, Sohn, wo alles starb,
Was Lebensfreude in die Seele gießt?

Aber schon vor der Katastrophe wird der Held keineswegs dargestellt als seinen Zweck mit leidenschaftlicher Heftigkeit verfolgend; er war innerlich gebrochen durch den Verlust seiner Frau, deren Tod vor die Handlung der Tragödie fällt. Sagt er doch selbst mit wehmüthiger Resignation auf die seit diesem Ereigniß verflossene Zeit zurückblickend:

Mein Heldenthum war aus, seitdem *sie* starb;
Was hatt' ich da noch in der Welt zu thun.

Von den ungedruckten Tragödien nimmt eine, Philena, ihren Stoff aus der karthagischen Geschichte. Philena, die letzte eines Geschlechtes, von dem ein hochherziges Brüderpaar in früherer Zeit sich für das Vaterland in schmerzvollen Tod gegeben, wendet sich vom Leben ab, das ihr werthlos geworden ist durch den Tod des geliebten Kindes, welcher, wie im Lazar der Tod der Frau, der Vorgeschichte des Dramas angehört, dann durch die schmerzliche Ueberzeugung von dem mehr auf kriegerischen Ruhm als auf stilles Familienglück gerichteten Sinn ihres sonst edeldenkenden Mannes, endlich durch die Ermordung eines hochverehrten Gastfreundes. Durch die letzte Erfahrung, mit der sich

die Erfüllung eines dunklen Orakels verknüpft, wird ihr banger Todesmuth zu unbezwinglicher Todessehnsucht gesteigert. Die andern Charaktere sind kräftig gezeichnet, und in dem ganzen Drama herrscht frischeres Leben als im Lazar. Hervorzuheben ist der deutlich ausgeprägte Gegensatz zwischen rüstiger, mit den realen Lebensverhältnissen rechnender Thatkraft und dunklen, aber mächtig treibenden patriotischen und religiösen Empfindungen. Die Sprache erhebt sich nicht selten zu hoher dichterischer Schönheit. So sagt Fürst Adherbal, Philenas Gemahl, seine Lebensauffassung andeutend:

(Die Liebe) tönt, wie Nachthauch in den Espen rauscht,
Allein die Ehre hallt, dem Drange gleich
Des Sturms, der Wogen an die Klippen wirft,

Und ihm gegenüber Philena, ihr Loos beklagend:

Der Aetna kühlt die Stirn im ew'gen Schnee;
Was kümmert ihn das arme Weingerank,
Das seinen Fuß umstrickt, und das die Gluth
Des Lavastroms, den er ergoß, verzehrt.
Was fragt der Held nach meiner Seele Schmerz,
Wenn er nur sich das Abschiedsweh erspart.

Früher freilich der in Zeit der bräutlichen Liebe war ihr der Held anders erschienen; mit Wehmuth erzählt sie davon zu Heraklius, ihrem Gastfreunde:

O hättest du den Helden nur gesehn,
Als seine Lieb um meine Liebe warb;
Er war so kühn, er war so stark wie nun,
Und doch sein Auge sanft und rein und licht;
Er war ein goldumstrahltes Blitzgewölk,
Daraus der Donner und die Kühlung quillt.

Seit sie die innige Zuneigung ihres Mannes verloren zu haben glaubt, sieht sie ihre Lebensaufgabe darin, den Heraklius, gegen den die leidenschaftliche Kriegspartei in Karthago den ungerechten Verdacht der Verrätherei hegt, vor Gefahr zu schützen:

Die Blumenthräne quillt nur vor dem Tage,
Und ist verschwunden, tritt die Sonn' hervor:
Verstumme nun, wehmüth'ge Liebesklage,
Wohlan, Philena, richte dich empor!
Das ist der Götter erstes Wort: Entsage!
Und merktest du mit reinem Sinn und Ohr,
Dann tönt das zweite Wort aus heil'ger Frühe:
Auf, daß dein Herz für fremdes Glück erglühe.

Auch der durch das ganze Stück sich hinziehende Gegensatz zwischen pietätsvollem Glauben und kriegerischer Ehre, die das vom berechnenden Verstande gesteckte Ziel beharrlich verfolgt, zeigt sich am deutlichsten in einem Gespräch Philenas mit Heraklius:

Heraklius.

Aus dunkler Tiefe ahnt Karthagos Volk
Und lebt in dem Gefühl mehr, als es weiß,
Daß es nur dauern kann und dauern wird,
So lang an die Philenensage noch
Der Glaube freudig in dem Herzen glüht.

Philena.

Ein Blitz im Dunkel ist mir jedes Wort,
Heraklius, das deinem Mund entfließt:
Der Glaube — ja das ist's, da liegt es ja —
Und wenn der Glaube, die Begeistrung wankt,
Wenn man die heil'ge Sage niederzieht
Ins kleine Leben, wo der Zweifel herrscht,
Dann tritt die Ehre, starr und eisig kalt,
Anstatt des liebewarmen Glaubens ein.
Nun erst, Adherbal, nun versteh' ich dich.

Von hohem dichterischen Werth ist auch die Schilderung, die Leo, der thatkräftige und verschlagene Fürst von Agrigent, in der Klage um seinen ermordeten Bruder Heraklius von diesem und von sich selber giebt:

Mein Bruder, all' dein Leben war so schön.
Ich sah mich selbst, allein verklärt in dir.
Was ich mit harten Kämpfen mir errang

In Arbeit und Gefahr, in Zorn und Gluth,
Gleich einem Gott trugst du es leicht davon,
Und ungefurcht blieb deine milde Stirn.
Ich nur der Bergmann, der mit Müh' und Qual
Das flammende Gold aus finsterm Schachte sprengt,
Du des Gebirges Geist, vor dessen Blick
Die Adern aufgehn, da die Schätze ruhn.
Und dich erschlug die rohe Mörderhand!

Die andern drei Dramen bilden zusammen eine Trilogie. In ihnen wird dargestellt, wie Hermanfried, König der Thüringer, getrieben und unterstützt von seiner ehrgeizigen Gemahlin Amalberga nicht nur die andern Theile Thüringens, die von seinen Brüdern Berthar und Baderich beherrscht werden, sich unterwirft, sondern auch über Thüringens Grenzen hinaus siegreich vordringt, bis er den verbündet gegen ihn ziehenden Ostfranken und Sachsen erliegt.

Das erste Stück heißt die Königswittwe. Hermanfried und Amalberga kommen zu Besuch auf Berthars Burg, um diesen, der an Jagd und Waldeslust mehr Gefallen hat als am Krieg, für den Plan zu gewinnen, das königliche Feldherrnamt an Hermanfried gegen dessen Forsten abzutreten. Bei dieser Gelegenheit erfahren sie, daß Berthar mit einer ihm nicht ebenbürtigen Frau vermählt ist, und flößen in seine Seele Mißtrauen gegen den adligen Sinn und die Treue Emmas, seines Weibes. Berthar, der abgesehen von diesen Verdächtigungen vollgültige Gründe zu haben glaubt, seine Frau für untreu zu halten, ist auf das leidenschaftlichste erregt, und als jene den Vorschlag wegen des Feldherrnamtes erneuern, weis't er sie in seiner aufgeregten Stimmung mit beleidigenden Worten aus seiner Burg; Emma und ihr vor kurzem geborner Sohn, der dem Könige als Bastard gilt, sollen verstoßen werden. So erklärt er in Gegenwart seiner Ritter. Als aber bald darauf alle Verdachtsgründe gegen Emma völlig schwinden und sie in makelloser Reinheit dasteht, will er eilig die bis dahin noch nicht gekrönte Frau zur Königin krönen lassen und seinem Sohne das Erbrecht sichern. Dem widerstehen aber seine Ritter, weil nun einmal durch die öffentliche Beschuldigung

Zweifel an der legitimen Herkunft des Knaben entstanden seien, und die nachträgliche Versicherung nicht schwerer wiegen könne als jene voraufgegangene Anklage. In den mit Hermanfried darauf ausbrechenden Krieg zieht Berthar, von seinen Rittern verlassen; Emma, deren Herz durch die Kränkung ihrer Ehre auf das tiefste verletzt ist, will durch Entsagung für sich und ihren Sohn die Ritter für den König wiedergewinnen, aber die entscheidende Schlacht ist schon geschlagen, in ihr Berthar gefallen. Hermanfried nimmt Berthars Land in Besitz, Emma geht willig mit ihrem Kinde in die Dunkelheit zurück, aus der einst Berthar sie an seine Seite emporgezogen. „Sie ist heraufgestiegen wie ein strauchelnd Kind, sie steigt hinab wie eine Königin“ sagt von ihr am Schluß des Stückes die stolze Amalberga.

Die Hauptschwäche des Stückes, dem es an ergreifenden Scenen nicht fehlt, ist die nicht ausreichende Motivierung für Berthars Verdacht. Das scheint auch der Dichter selbst gefühlt zu haben, denn er schreibt im Jahre 1834: „Die Königswittwe darf, wie sie jetzt ist, nicht unter die Leute kommen, die Exposition bedarf einer gänzlichen Umarbeitung, die denn auch in den übrigen Acten Aenderungen nach sich ziehen muß.“ Es ist sehr zu bedauern, daß der Dichter diese Aenderungen nicht mehr vorgenommen hat; denn das Drama hat sonst große Vorzüge, besonders die Darstellung des Charakters der Königswittwe selbst ist eine hohe dichterische Leistung. Wie hold und liebreizend ist sie zuerst, bevor noch der traurige Verdacht den dunkeln Schatten in ihre Seele wirft, in ihrem jungen Mutterglück, in ihrer demüthigen Liebe zu dem königlichen Gemahl:

Nun wird es köstlicher mit jedem Tag;
Des Lebens Wirklichkeiten jung und hold
Umwachsen mich, aufquellend wie die Saat.

Und als die Reine, die mit keinem Gedanken Treulose als Buhlerin vor ihrem Manne, vor dem ganzen Hofe gilt, da trifft sie, gerade weil ihre Liebe zu dem einen Mann so schrankenlos, so innig, so selbstvergessen gewesen, dieser Schlag so hart, daß die

harmlose Lebenslust in ihrer Seele völlig ertödtet ist. Ihr Liebesfrühling hat keinen Herbst gehabt, es ist sogleich der starre Winter darauf gefolgt:

Dem Sturm im Herbst beugt sich der Buchenwald
Und wechselt traurig Ansehn und Gestalt:
Der Blätter Ton, die wispernd fallen ab,
Ist dann wie Liebesseufzer um ein Grab.
Doch wenn der Winter mit der eis'gen Faust
Der Bäume Kronen faßt und wild erbraust,
Dann dringt im Forst kein Klagen an dein Ohr,
Der nackte Ast reckt sich erstarrt empor,
Von glüh'ndem Sternenhimmel überdacht,
Doch stumpf und fühllos in der langen Nacht.
So, wenn der kalte, bitter kalte Gram
Das warme Herz in seine Schatten nahm,
Das Auge trocken und kein Weheton,
Und Feindes Blicke funkeln Grimm und Hohn,
O Herz, mein Herz, wie der entlaubte Hain,
So mußt du starr und stumpf und fühllos sein.

Was sie hier im Monolog mit ergreifenden Worten ausspricht, wird noch deutlicher in ihrem Gespräch mit Siegelinde, der Pflegerin ihrer Kindheit. Dem lichten Frühroth ihrer Liebe folgt kein sonniger Tag, sondern gleich die dunkeln Abendschatten.

Emma.

Ja seine Liebe fühlt' ich weich und lind
Sich um mich legen, wie den Frühlingswind,
Und süße Sorge, sehnsuchtbange Ruh
Trug er, wie Düfte meinem Herzen zu;
Und als mein Frühroth kam, mein Wonnetag,
Da ich als Braut in seinen Armen lag,
So weit der Sonne reiner Lichtstrahl zückt,
Wo war ein Herz, wie meines ganz beglückt?
Er war mein Gott, mein Lieben war Gebet! —
Frühroth und Liebe! — O wie spät, wie spät! —

Siegelinde.

Als Scheibe erst, als krumme Sichel bald

Siehst du des Mondes wechselnde Gestalt;
Doch wie er auch sich selber giebt und nimmt,
Es ist der Mond, der sanft im Aether schwimmt:
So wandelt auch die Liebe ihren Gang.
Erst stilles Sehnen, unentdeckt und bang,
Dann himmlisch Fühlen, bräutlich Glück und Kuß,
Und dann —

Emma.

Der Tod. Das ist der rechte Schluß.

Siegelinde.

Ein traulich, friedsam Beieinandersein,
Versöhnlich, still, auch das ist Liebe.

Emma.

Nein.
Was soll mir der verwelkte Blumenstrauß,
Er schließt nicht wieder auf, wirf ihn hinaus.

Und als dann die Liebe zu ihrem Sohne sie wieder zu Berthar gezogen, als sie sich wieder ihm zu eigen gegeben, freilich nicht mehr mit der übermächtigen, unbewußten Zuneigung, die einst das Mädchenherz durchdrungen hatte, und nun den nach so schmerzlichen Seelenkämpfen ihr Wiedergegebenen sich durch jähen Tod entrissen sieht, trotz des Opfers, zu dem sie bereit gewesen, da tönen aus dem durch schweres Leid zur friedevollen Entsagung geläuterten Gemüth die tief empfundenen Worte:

Nein, auch nicht einen meiner dunklen Tage,
In meiner wunden Brust nicht einen Schmerz,
Nicht eine Thräne miss' ich, keine Klage;
In solchem Weh' erfährt mein ahnend Herz
Antwort des Lichtes auf die düstre Frage,
Die ich geweint, gehöhnet himmelwärts;
So mußt' ich mich durch Nebelpfade winden,
So mich zum Ziele, dem umstrahlten, finden.

O komm und lege mir den Schleier an,
Mein Kleinod nun, gleich bräutlichen Geschenken:
Ach, es ist süß, um den geliebten Mann
Sich ohne Maß in tiefes Leid versenken.

Fragst du, was meine Liebe mir gewann?
Ein blumig Grab, ein heilig Angedenken,
Das leis' und mächtig meine Seele faßt,
Der Wittwe stille, sehnsuchtsvolle Rast.

Schön, von dem Königsthron herabzusteigen,
Den höchste Liebe für mich hingestellt,
Schön, zu versinken in ein mächtig Schweigen,
Wie Abendsonne, die ihr Grab erhellt.
Fragst du, was mir dann bleibe, was mein eigen
Von meiner Größe, die so rasch gefäll't?
Im Wechsel noch ein Hochgefühl der Dauer,
Der Königswittwe ernst gelassne Trauer.

Das zweite Stück der Trilogie heißt der Königssohn. Neben den Brüdern Baderich und Hermanfried und dessen Gemahlin Amalberga nimmt das größte Interesse Ortewin in Anspruch, ein Knabe, in welchem Amalberga ihren in früher Kindheit geraubten Sohn aus erster Ehe zu erkennen geglaubt hatte, den sie, als sie der Täuschung inne geworden, aber doch als ihren Pagen bei sich behalten hat. Schon in dem ersten Stücke der Trilogie erscheint er in ihrer Begleitung, ohne Einfluß auf die Entwickelung zu haben. Dem Baderich, der, wenn auch tapferen Sinnes, ruhige wissenschaftliche Beschäftigung dem sorgenvollen Glanz des königlichen Feldherrnamts vorzieht, macht der ehrgeizige Hermanfried denselben Vorschlag, den er einst dem andern Bruder gemacht hatte. Baderich geht darauf ein unter der Bedingung, den jungen Ortewin, in dem er die Züge seiner verstorbenen Frau Alfrede, Amalbergas Schwester, wiedererkennt, bei sich zu behalten. Auch ihm war sein Kind geraubt worden, und der Knabe, der ihm Alfredens Züge lebhaft vergegenwärtigt, war ihm lieb geworden, als wäre er sein eigenes Kind. Amalberga, so voll ihr Herz von ehrgeizigen Plänen ist, findet sich sehr schwer in diese Bedingung; denn sie hängt nach ihrer Enttäuschung immer noch an Ortewin. Nachdem der Vertrag geschlossen, kommt Baderich zu der Ueberzeugung, Ortewin sei in der That der verlorene Sohn, und glaubt sich bei so veränderter

Sachlage nicht mehr an sein Wort gebunden. Es kommt zum Kriege zwischen den Brüdern, in welchem Ortewin und Baderich beide ihr Leben verlieren. Hermanfried und Amalberga ziehen als Sieger und neue Herren in die Burg ein. An demselben Zeichen aber, an welchem Baderich Ortewin als seinen Sohn erkannt hatte, einem goldnen Halsschmuck Alfredens, den der Knabe besitzt, glaubt nun Amalberga noch viel sicherer ihn als ihren Sohn zu erkennen. Dennoch bleibt sie in bangen Zweifeln. Damit schließt das Stück und weis't über sich hinaus auf ein folgendes hin, das die Lösung bringen soll.

Als ein selbständiges Drama kann also der Königssohn nicht gelten und soll es auch nicht; seine schwächste Seite ist wohl die Zeichnung der beiden Knabencharaktere, Ortewins und Dagoberts, den jener an König Baderichs Hofe kennen gelernt und schnell sich zum Freunde gewonnen hat. Was sie sprechen, ist oft, wenn auch an sich vortrefflich, doch weit den Vorstellungskreis und die Ausdrucksweise so junger Seelen überfliegend. So wenn Dagobert sagt:

O wohl dem Menschen, dem ein ernster Zwang
Die dunkeln Kräfte in der Seele bindet,
Bis er getragen aus des Lebens Drang
Sich unverhofft in milder Klarheit findet.

Oder wie Ortewin sich ausspricht, als er von Baderich erfahren, daß er sich durch blutigen Krieg von Hermanfried das wieder erst erstreiten muß, was er in Uebereilung aus der Hand gegeben hat:

Was vernahm ich heut? Wie stürmt es schaurig
Um die Berghöhn, da ein König thront!
Aus dem Thal sieht man die weißen Gipfel
Glanzvoll schimmern in dem Abendroth,
Aber droben jagt der Wind die Wolken,
Jagt den Schnee die Gletscherbahn entlang.

Vortrefflich aber ist die Zeichnung der drei andern Haupt-

personen; nur zeigt sich auch hier zuweilen mehr die Begabung des Lyrikers als die des Dramatikers. So in dem an sich sehr schönen Monolog Amalbergas, als sie Ortewin an Baderich abtreten soll, und nun an die Hoffnungen, die sie gehegt, zurückdenkt, an die Enttäuschung, die sie erfahren:

Da weinte ich laut, denn es bluteten mir
Aufbrechende Wunden in innerster Brust.
Wie des Sturmes Geheul Seefahrenden tönt,
So klang in mir der zermalmende Ruf:
Dein Sohn ist hin, dein Sohn ist hin,
Dein Sohn dir ewig verloren.
Dann erstarkte die Brust, und ich lächelte wohl
Mein selbst und des Wehes, das erst mich bestrickt;
Frei wußte ich nun: Er ist nicht dein,
Nur Zufall eracht' es und trugvoll Spiel
Regsamer Natur, daß dein Abbild dir
In des Knaben Gesicht, wie auf spiegelndem See,
In lieblicher Stille begegnet.
Als ein Märchengebild, als der Wachenden Traum,
Auf des Frühroths Purpurgewölke erhöht
Und der Erde entrückt schien nun die Gestalt,
Die ich wirklich und nah mir im Leben geglaubt;
Und ich liebte den Traum, und ich nährte ihn mir.
Wer schweifte nicht gern in der Dichtung Land,
Da wir wissend und wollend uns täuschen? —
Nun fliehst du von mir unfreundliches Kind,
Und der mütterlich selige Traum entweicht,
Und die Märchen verwehn, und die Farben verglühn,
Und der purpurne Schein wo schwand er hinaus!
Wenn die Harfe verstummt, wenn die Dichtung schweigt,
Was bleibt an dem Leben, als Felsengestein,
Entkleidet und bloß
Von dem veilchenduftigen Moose!

Ganz anders als diese weichen Töne klingen die Worte derselben Amalberga, welche sie nachher zu Hermanfried redet:

Du sprichst: Ich kann nicht; und an solchem Grund
Muß mir genügen; aber dir genügt
Der Schmerzensruf von Frauenlippen nicht.

O weichliches Geschlecht, das stark sich nennt!
Ich kann nicht, mag nicht, ist der Weheruf,
Sobald das Leid an eure Thüre pocht;
Und bei uns Frauen geht es aus und ein,
Die Lippe schweigt und keine Klage tönt.

Das letzte Stück der Trilogie, die Sachsenfahne, zeigt uns Hermanfried zuerst auf der Höhe seines Kriegsruhmes und seiner Macht. Er hat sich eine Ruhmeshalle gebaut, geschmückt mit allen ersiegten Fahnen, und unter derselben ist das Grabesgewölbe, in welchem er einst ausruhen will. Doch der Gedanke, für alles, was er durch seine Kämpfe gewonnen, keinen Erben zu haben, betrübt ihn, und noch mehr Amalberga. Zwar sucht er sich vorübergehend damit zu trösten, daß der Ruhm des Mannes schönster Sohn sei, aber mit Begierde harrt er doch der Boten aus Italien, die ihm Gewißheit geben sollen über die Hoffnung, die in dem Königspaare erweckt ist, Amalbergas Sohn aus erster Ehe, Hildebald, sei noch am Leben. Aus der Erzählung der Boten geht unwidersprechlich hervor, daß der in dem Kriege mit Baderich getödtete Ortewin kein anderer gewesen, als der schmerzlich gesuchte Hildebald. Dadurch empfangen beide die ernste Lehre:

Oft hat die Hast der Menschen nur verwirrt,
Was sonst die Zeit gelöst in leichtem Gang.

Aber Hermanfried muß sich wieder zum Kriege rüsten, diesmal gegen Dietrich, König der Ostfranken, in dessen letzten Friedensvorschlägen der welterfahrene Mann gerade den festen Entschluß zum Kriege erkennt:

Denn wer zum letzten Unrecht schreiten will,
Der sucht mit Fleiß des Rechtes Schein für sich;
Er will der schuldlos Angegriffne sein
Vor Menschen, vor dem Himmel, vor sich selbst:
So ist der Völker altgewohnter Brauch.

Er hat auf den Beistand des von ihm besiegten Sachsenherzogs Hattwigo gehofft. Als er aber dessen wiederholte

ungestüme Forderung, sein Panier, das Zeichen seiner Niederlage, aus der Siegeshalle zurück zu erhalten, hartnäckig abweist, stellt sich auch dieser ihm feindlich gegenüber. Eine verlorene Schlacht nöthigt ihn zum Rückzuge in seine Burg. Da kommt ihm der Gedanke, den jungen Ostfrankenkönig, dessen Hochherzigkeit und strahlenden Heldenmuth er in jener Schlacht erkannt hat, zu seinem Sohne und Erben zu machen. Im Kampfe mit Hattwigo empfängt er die Todeswunde; auch da noch macht der Sachsenherzog auf die Fahne, ja auf die Leiche Hermanfrieds Anspruch, bis er endlich sich zur Versöhnung bereit zeigt. Dietrich wird König des ganzen Reiches, mit ihm eröffnet sich die Aussicht auf eine neue Zeit des Rechtes, des Friedens und der Freiheit:

> Die Todten liegen still und Friede blickt
> Die Lebenden mit klarem Auge an.

Giesebrecht hat die Sachsenfahne für das beste Stück der Trilogie gehalten. Ich zweifle, ob er richtig geurtheilt hat. Das selbständigste, an sich verständlichste ist es, aber das schönste schwerlich. Das hartnäckige, eigensinnige Streiten um das Panier, woran die Entwickelung des ganzen Dramas hängt, ist nicht recht geeignet, in dem Leser volle Sympathie zu wecken. Die Darstellung hält sich in diesem Stück, ebenso wie in den andern, zu sehr auf derselben Höhe; die sonst scharf ausgeprägten Persönlichkeiten sind durch ihre Ausdrucksweise nicht genügend individualisiert; aber andrerseits ergreift die Diction oft durch den erhabenen Schwung und fesselt durch die scharfen Antithesen.

Dem Dichter ist es nicht gelungen, diese Dramen, die trotz der unverkennbaren Mängel in Erfindung und Darstellung doch hohe dichterische Schönheit in sich bergen, in die Oeffentlichkeit zu bringen. Und als nun auch der Sammlung seiner Gedichte keineswegs die Aufnahme wurde, die sie verdienten, empfand er die Täuschung sehr schmerzlich. Es kamen längere Zeiten, in denen er gar nicht dichtete; ja er glaubte, daß seine poetische Thätigkeit für immer ruhe und „er in dieser Richtung fertig sei". Ihm war „karthäuserhaft zu Muthe". Einen Brief an einen

Freund aus dieser Zeit schließt er mit den Worten: „Nimm vorlieb mit meinem schlechten, zerstückelten Briefe; es gehört zum Briefschreiben wie zum Dichten eine Art Begeisterung, die mir heute und überhaupt in diesen Tagen nicht kommen will". Als so die Poesie für einige Zeit verstummt oder wenigstens zurückgedrängt war, beschäftigten ihn auf das lebhafteste seine geschichtlichen und antiquarischen Arbeiten in den letzten der dreißiger und während der vierziger Jahre, bis er durch die politischen Stürme aus seinem einsamen Gelehrtenleben herausgerissen wurde.

Mochte er nun aber seine Mußestunden mit wissenschaftlichen Arbeiten, mochte er sie mit dichterischem Schaffen ausfüllen, seine Lehrthätigkeit am Gymnasium blieb immer dieselbe überaus treue, gewissenhafte, nie und nimmer auch die scheinbar kleinsten Pflichten vernachlässigende. Seine Genialität, seine tief eindringenden und viel umfassenden Forschungen haben das Schulamt niemals beeinträchtigt; in hingebendster Pflichterfüllung steht er allen, die ihn kennen gelernt haben, als leuchtendes Vorbild vor der Seele. So haben ihn mir Schüler aus den ersten Jahren seiner Thätigkeit geschildert, so habe ich ihn aus eigener Anschauung in den vierziger Jahren kennen gelernt, so ist er geblieben bis zu dem letzten, dem fünfzigsten seiner Amtsführung.

Ueber seine pädagogischen Ansichten aus der ersten Hälfte seiner Thätigkeit theile ich zwei interessante Schriftstücke mit, das eine nur handschriftlich vorhanden aus dem Jahre 1831, in welchem er sich über Erziehung und Bildung, so wie über seine Auffassung der „pädagogischen Poesie," vornämlich bei Censuren, ausspricht und über seine eignen Versuche sie würdig zu gestalten, das andere, in dem ersten Bande der neuen pommerschen Provinzialblätter (1826) abgedruckt, wo er von dem Unterschiede handelt, der zwischen der Erziehung in der Schule und der im Hause bestehe und bestehen müsse.

Den Unterschied zwischen Erziehung und Bildung faßt er in folgender Weise: „Die Erziehung führt etwas in sich Unvollendetes zu seiner Vollendung, sie hat ein in der Erscheinung vorhandenes Vorbild, nach dem sie strebt, die Bildung führt etwas

in sich Vollendetes zu einer höheren Vollendung, sie trachtet einem Urbilde nach, das außerhalb der Erscheinung liegt und hat also ein unendliches Ziel. Das Vorbild des Knaben ist der Mann, dahin soll die Erziehung ihn führen, der Mann aber hat Vollendung in sich, er hat kein Vorbild in der Erscheinung, sein Urbild liegt außer der Erscheinung, er bedarf der Erziehung nicht mehr, aber der Bildung ins Unendliche.

(Der Gärtner erzieht aus dem Kern, dem Keim, dem Unvollendeten, das Vollendete, den Baum. Aus Thon, etwas in sich Vollendetem, bildet der Töpfer ein Gefäß, das etwas Vollendeteres ist als der Klumpen Thon; aus dem Marmorblock, der etwas in sich Vollendetes ist, bildet der Bildhauer ein höheres Vollendetes, eine Statue.)"

Ueber seine Versuche, der pädagogischen Poesie passende Form zu geben, spricht er sich in der Form eines Tagebuchblattes aus: „Am letzten März habe ich ein Gedicht beendet für den nächsten Aktus des Gymnasiums. Es ist allmählich im Laufe des letzten Winters entstanden, und ich glaube nun die Form für diese Gattung pädagogischer Poesie gefunden zu haben.

Als ich hieher kam, während Kochs Direction, waren die Feste der Schule der kirchlichen Feier nachgeahmt, ohne die Würde dieser erreichen zu können. Kirchenlieder wurden gesungen, gewöhnlich die allernüchternsten, der Director ergoß sich in Reden, eben so nüchtern und inhaltlos, mit gespreizter Rhetorik aufgestutzt. Als Löwe kam, fing man an, ein Gesangstück einzuschieben, das keinen Zusammenhang mit dem Uebrigen hatte, aber auch nur wie ein Specimen der musikalischen Fertigkeit der Schüler angesehen wurde, alles andere in sonstiger Weise. Seitdem Hasselbach die Direction übernommen hat, bin ich wiederholt aufgefordert, Festlieder zu dichten. Bis jetzt habe ich nun erst allmählich aufräumen müssen, das Kirchenlied und, was damit zusammenhängt, die Theilnahme des Publikums am Gesange, sind nach und nach beschränkt. Geht es nach meinem Sinne, so sind von der nächsten Feier an die Zuhörer Zuhörer, und wir bauen uns aus eignen Mitteln und nach eigenem Bedarf unsere Festgesänge auf.

Die Schule ist das Organ, durch welches der Staat seine pädagogischen Rechte übt; aus diesem Princip ergiebt sich zunächst das Personal, dessen ich für meine Gattung der Poesie bedarf: das Vaterland selbst, als Mutter und Königin gedacht, die Alten oder die Lehrenden und die Jungen oder die Lernenden, mithin eine Einzelstimme und zwei Chöre, welche letztere nach Erfordern der Umstände wieder in Halbchöre zerfallen und aus welchen einzelne Stimmen hervortreten werden. Werden die Mittel, welche wir besitzen, ausreichen, um ein solches Personal zu beschaffen? darüber muß Löwe entscheiden, vielleicht zerschlägt sich daran mein ganzer Gedanke.

Die Schule ist das Organ, durch welches der Staat seine pädagogischen Rechte übt: aus diesem Princip ergiebt sich auch zum Theil der Inhalt meiner Festgesänge. Das Vaterland spricht mit seinen Mandataren von und mit seinen Söhnen, diese erwiedern, preisen, fragen; von artigen, gesitteten, bescheidenen Schülern, von wohlmeinenden Lehrern, welche jene anstatt der Väter in nützlichen Kenntnissen unterweisen, und von allen sonstigen, herkömmlichen Phrasen der platten Spießbürgerlichkeit kann nicht die Rede sein.

Aber freilich der Staat ist mir auch etwas anderes, als die Leute sich darunter denken. Wie ein Kunstwerk den Zweck hat, das Schöne zur Anschauung zu bringen, so hat der einzelne Mensch und eben so auch der Staat die Aufgabe, die Gerechtigkeit, im platonischen Sinne, darzustellen. Im Mittelalter waren Kirche und Staat, Geistliches und Weltliches, getrennt; davon kann in einem evangelischen Staate nicht mehr die Rede sein. dieser hat die Kirche in sich aufgenommen und mit ihr sich durchdrungen. Die Richtungen, welche nun der Staat zu verfolgen hat, werden gehen auf das N ü t z l i c h e, das materielle Wohlsein seiner Bürger, auf das G e r e c h t e im engern Sinne, die gesetzliche Ordnung im Staate selbst und im Verhältnisse desselben zu andern Staaten, auf das S c h ö n e, Kunst und Poesie, und auf das H e i l i g e, die Religion. Für alle diese Richtungen ist die Schule die Vorbereitung. Jede von ihnen ist zu gewissen Zeiten und von gewissen Parteien als Hauptzweck der Schule geltend

gemacht, die letzte von Franke und den Pietisten, die vorletzte von den Humanisten, die erste mit Hinzuziehung der zweiten von den Philantropisten und Realisten. Unsere Gymnasien, denke ich, müssen alle vereinigen."

Man sieht, mit welchem gedankenvollen Ernste er alles behandelte, was er in den Kreis seiner Thätigkeit zog.

Die pädagogischen Bemerkungen in den Provinzialblättern sollen dem Vorurtheil entgegentreten, daß der beliebteste Lehrer der beste sei, und der Forderung, die Schule habe in ihrer Zucht dem Hause nachzustreben:

„Ein öffentlicher Lehrer, der, wie man sagt, in allgemeiner Liebe steht, ist mir eine bedenkliche Erscheinung. Sein Amt ist: Anringen gegen den Unverstand zunächst bei den Jungen, aber mittelbar auch bei den Alten, die ihren Kindern nicht nachstehen wollen. Wie kann nun Freundschaft sein zwischen ihm und der Menge, die zu allen Zeiten unverständig gewesen, und es noch niemals hat glauben wollen, daß dem so ist."

„Man will mir sagen, die Schule sei die Fortsetzung des Vaterhauses, die Lehrer seien die Stellvertreter des Vaters, ja ich habe die Behauptung gehört, die Gewalt des Lehrers über seine Schüler sei eine von dem Vater diesem übertragene. So müsse denn auch die Erziehung der öffentlichen Schule ein möglichst treues Abbild der Erziehung im älterlichen Hause sein; wie ein Vater unter seinen Kindern müsse der Lehrer unter seinen Schülern walten. Süß genug und auch nichts weiter!

Man braucht sich nicht viel in den Familien umzusehen, damit man zu der Ueberzeugung gelange, die häusliche Erziehung werde fast nirgend nach festen, klar erkannten Grundsätzen geübt. Dennoch geht die Sache größtentheils leidlich, mitunter sehr gut; denn das Gefühl der Blutsverwandtschaft, das beständige Zusammenleben, die Vermittlung der Mutter und der Geschwister, von Seiten des Kindes das Bewußtsein der Hülflosigkeit ohne den Vater, von Seiten des Vaters der Gedanke an die Oede seines Hauses und seines Herzens ohne das Kind: dies alles ist an sich

so bildend, und gleicht jede etwa entstehende Störung bald wieder aus, daß die häusliche Erziehung, gleich einer Naturerscheinung, ihren segnenden Gang fortgehen kann, ohne sich der Gesetze bewußt zu werden, nach denen sie wirkt. Alle diese Gefühle und Verhältnisse gehen der öffentlichen Schule ab, und doch soll es möglich und vernünftig sein, das älterliche Haus in ihr nachzubilden, sie als dessen Fortsetzung zu betrachten. Es ist eine seltsame Zumuthung, daß der Schüler von zwanzig und etlichen Lehrern jeden als seinen Vater liebe und achte, es ist ein nicht minder unerfüllbares Ansinnen, daß der Lehrer für einige hundert Schüler, die fortwährend wechseln, Vatergefühl empfinden soll. Die gepriesene Väterlichkeit in der Schule ist nichts anders, als Unklarheit und Schwäche.

Die Schule ist aber keine Fortsetzung des Vaterhauses, die Aufnahme in sie ist vielmehr der erste Eintritt in das öffentliche Leben, die Lehrer sind, schon nach dem Allgem. Landrecht, Staatsdiener, ihre Pflichten und Rechte sind ihnen ohne Zweifel nicht von den Eltern ihrer Schüler übertragen, sondern vom Staate, und haben mit der väterlichen Gewalt gar nichts gemein, das Verhältniß des Lehrers und des Schülers zu einander ist kein unauflösliches, durch die Geburt gegebenes, durch Naturgefühle unbewußt geordnetes; sondern nur auf klar eingesehenen, mit Consequenz durchgeführten Grundsätzen kann es sicher ruhen und Festigkeit und Haltung gewinnen: strenges Recht und pünktliche Ordnung müssen in der Schule walten, wie im Staate, der ihr Vorbild ist."

Unverständigen Anforderungen gegenüber, wie sie allerdings an die Schule zuweilen gestellt werden und die durch persönliche Erfahrungen damals gerade an ihn herangetreten sein mögen, ist das gewiß eine treffende Zurückweisung voll nüchterner Klarheit, und zu verlangen ist in der That von dem Lehrer kein anderes Verhältniß zum Schüler als das dargelegte, zu wünschen aber bleibt es auf das dringendste, daß liebevolle herzliche Theilnahme die Lehrenden, daß pietätsvolle Dankbarkeit die Lernenden erfülle und durchdringe. Der Standpunkt der Abwehr, den er einnimmt,

wird zu dieser Schroffheit, wie zu andern, die sich in jenen Bemerkungen finden, geführt haben; ein voller und erschöpfender Ausdruck seiner Ansichten über jenes Verhältniß ist es natürlich nicht. Freilich kann die Schule, wie der Staat, nur gegründet werden auf genaueste Pflichterfüllung, hinter der oft kein anderes treibendes Motiv steht als der klar berechnende Egoismus; aber wie es traurig um den Staat steht, der nicht auf opferfreudige Begeisterung zählen darf, so sieht es trostlos in der Schule aus, in welcher nur geschieht, was nöthigen Falls erzwungen werden kann, nichts, was die freie Neigung zu dem Lehrgegenstande und zu dem Lehrer, die sich beide nur zu oft zu unlösbarer Einheit verbinden, gerade als die schönste Blüthe des Unterrichts hervorruft. Und in wem wäre die Ueberzeugung von der treibenden und segensreichen Kraft solcher idealen Mächte lebendiger gewesen als in Giesebrecht, wenn er auch seinen Schülern gegenüber, wie in jedem persönlichen Verkehr, etwas Unnahbares hatte. Und wie begeisterte Dankbarkeit seinem Wirken reichlich zu Theil geworden, so hat er selber auch Werth darauf gelegt und in trüber Zeit sich an den Zeichen pietätsvoller Gesinnung erquickt.

In ähnlicher Weise ist eine briefliche Aeußerung aus dem Jahre 1838 zu beurtheilen. Giesebrecht schreibt: „Die Pädagogik ist ein gut Ding; wenn sie aber nicht wissenschaftliche Studien hinter sich hat, wirkt sie nur negirend, beschränkt, verbietet und sucht nur das Unkraut auszurotten, das allerdings vorhanden ist, aber sich nicht überall ausjäten läßt, ohne den Weizen mit zu verderben. Dagegen wirkt der Unterricht positiv, wenn auch nicht immer schnell. Wo der Gedanke mächtig wird, hätte er auch zunächst nur die Form eines literarischen Interesses, da verlieren die sinnlichen Triebe von ihrer Macht: der Geist ertödtet des Fleisches Geschäfte. Darum halte ich das Lehren für die Hauptsache beim Erziehen." Gewiß sind das goldene Worte denen gegenüber, die durch häufiges breites Moralisieren nachhaltigen Eindruck auf die Jugend zu machen glauben, während sie durch das werthlose Gerede sie nur langweilen oder, was noch schlimmer ist, vergnügen; aber zur rechten Zeit in der rechten

Form die kurze milde oder ernste Mahnung hat ihren durchaus selbständigen Werth, und der richtige Tact darin kann durch keinen Unterricht ersetzt werden. Das hat Giesebrecht auch gelegentlich vortrefflich verstanden. Schrieb doch zu seinem funfzigjährigen Jubiläum einer seiner ältesten Schüler, damals also auch schon ein bejahrter Mann, in dankbarer Rückerinnerung an eine so ferne Zeit, daß er als Secundaner durch einige ruhige Worte von ihm einst von einem Irrwege zurückgeführt sei. Giesebrecht hatte nämlich, als jener nicht nur die aufgegebene Arbeit versäumt, sondern sogar gegen die Zweckmäßigkeit derselben Widerspruch erhoben hatte, mit ernster Würde und ohne Unfreundlichkeit ihn darauf aufmerksam gemacht, daß, wenn er auch den Grund nicht einsehe, er der Ordnung sich doch fügen müsse. Die Folge dieser ruhigen Weisung in einem Falle, der den lebhaftesten Zorn des Lehrers zu erregen geeignet schien, war der angestrengteste Fleiß des Schülers, auf dessen späteres wissenschaftliches Arbeiten Giesebrecht geradezu bestimmend eingewirkt hat. Den Brief, in welchem er an jenen Vorfall erinnert wurde, beantwortete er mit folgenden ihn selber vortrefflich charakterisierenden Zeilen: „Habe ich Ihren Trotz schonend zurückgewiesen, so muß ich entweder in der Aufwallung selbst oder vorher in Ihrer Sinnesweise ein würdigeres Element bemerkt haben, das mir imponirte: gegen den gewöhnlichen läppischen Trotz bin ich nie besonders duldsam gewesen. So ist am Ende alles oder doch das Meiste, was die Pietät des Schülers als eine Bewegung betrachtet, die von dem Lehrer ausgeht, nur das Spiegelbild oder wenn Sie wollen das Echo des eigenen Thuns, und dieses wie jenes die Wirkung des göttlichen Erziehers. Hätten wir für die offene Herzen und Augen, hätten sie in jedem Augenblick, die Pädagogik wäre sehr leicht und einfach. Haben Sie mich lieb, aber loben Sie mich nicht; es ist nichts zu loben, nur zu dulden, zu tragen, zu entschuldigen."

Dieses Beispiel einer mächtigen sittlichen und wissenschaftlichen Einwirkung schon auf die frühesten seiner Schüler steht nicht vereinzelt. Männer, die in ihrem späteren Leben als Gelehrte,

Dichter oder in praktischer Wirksamkeit Bedeutendes geleistet haben, sind sich des gewaltigen Einflusses, den Giesebrecht auf sie ausgeübt, mit voller Klarheit und in pietätsvoller Erinnerung bewußt geblieben, und was hier besonders hervorzuheben, angesehene Schulmänner, die auf jene Zeit zurückblickend ihr Auge keineswegs verschließen für die Mängel seiner Methode, sind noch heute erfüllt von dem tiefen Eindruck, den seine sittliche Hoheit, seine unbeugsame Consequenz, die ganze ideale Persönlichkeit damals auf sie gemacht hat. Das weiß ich aus brieflichen Aeußerungen, wie aus mündlichen Unterhaltungen, und nenne nur deshalb keine Namen, weil ich eine zu große Unvollständigkeit in meinen Angaben befürchte.

Aber auch auf die weibliche Jugend Stettins gewann er damals durch seine Thätigkeit als Lehrer an der Blumeschen Schule ungewöhnlichen Einfluß. Das ist für seine Charakteristik als Schulmann um so beachtenswerther, als es oft begabten Schülern der ersten Klasse des Gymnasiums schwer geworden ist, sich in seine ebenso reiche, wie fest geschlossene Gedankenwelt hineinzufinden und seinen Anforderungen zu genügen. Mir liegen Aufsatzthemata und Dispositionen zu Aufsätzen vor, aus denen zu ersehen ist, wie vortrefflich er es verstanden hat, einerseits die Phantasie der Mädchen anzuregen und andrerseits durch klare dialektische Erörterung ihren Verstand zu bilden. Von den Dispositionen theile ich zwei mit, die beide sich auf Mährchen beziehn; die eine hat die Form eines Gespräches, die andere die eines Briefes:

Das Mährchen von Rothkäppchen.

1. Es ist eine Wiederholung des Mährchens von den sieben Geiserchen.
2. Doch statt der Ziegen sind hier Menschen, Rothkäppchen statt der sieben, die Großmutter statt der alten Ziege.
1. Die alte Ziege wird nicht aufgefressen, wie die Großmutter.
2. Dem Jammer über den Tod ihres Kindes entgeht sie nicht.
1. Sie rettet auch ihre Kinder und nimmt Rache an dem Wolfe.
2. In Rothkäppchens Geschichte wird Gericht über den Wolf gehalten. Der Jäger ist der Richter.
1. In dem ersten Mährchen gälte also Gewalt, Rache, in dem zweiten ordentliches Recht.

2. Darum mögen wohl in dem ersten Thiere, in dem zweiten Menschen dem Wolf gegenüber stehen.
1. Eine Wunderlichkeit enthält das Mährchen doch.
2. Das Mährchen ist seiner Natur nach wunderlich.
1. Warum frißt der Wolf Rothkäppchen nicht im Walde?
2. Er darf nicht, so lange es auf dem Wege bleibt.
1. Welcher Wolf kehrte sich daran?
2. Der Wolf im Mährchen muß es.
1. Und Rothkäppchens Unrecht ist, daß es vom Wege abgeht?
2. Dafür wird es gestraft. Der Wolf frißt es auf.
1. Rothkäppchen geht in guter Meinung vom Wege ab, um ihrer Großmutter Blumen zu pflücken.
2. Und hatte sie doch schon vorher an den Wolf verrathen.
1. Ohne Wissen und Willen.
2. Das mildert ihre Strafe, sie kommt mit der Angst in dem dunkeln Bauch des Wolfes davon.
1. Geht es so genau nach dem Recht in dem Mährchen zu, so enthält es wohl eine Moral?
2. Vielleicht das Sprüchwort: Ehrlich währt am längsten, oder: Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.
1. Oder, da es ein Kindermährchen ist, die noch schlichtere Regel: Kinder sollen auf ihrer Eltern Verbot hören.
2. So sagt es Rothkäppchen selbst.
1. Doch scheint die Wahrheit sehr unbedeutend.
2. Nicht unbedeutender als das vierte Gebot.

Die sieben Raben.

1. Ein früherer Brief der Freundin, an welche geschrieben wird, hat gemeldet, sie sei in einer Familie zum Besuch gewesen und habe da gesehen, wie unglaublich noch immer selbst von verständigen Leuten der Aberglaube unter der Jugend befördert werde. Die Frau vom Hause habe ihren Kindern gar nicht selten fade Mährchen erzählt, darunter auch eins von sieben Brüdern, die — in sieben Raben verwandelt worden.
2. Darauf bezieht sich die Briefschreiberin und scherzt über den Eifer ihrer Freundin. Sie sucht darzuthun, 1) daß es mit der Beförderung des Aberglaubens durch dergleichen Mährchen keine Noth habe, 2) daß die Verwandlung der Menschen in Thiere nicht schlechthin Aberglauben zu nennen sei, auch keinesweges bloß im Mährchen, sondern auch in der Wirklichkeit vorkomme. Beispiele. In der Wirklichkeit geht die menschliche Vernunft verloren, im

Mährchen die menschliche Gestalt, hier die Erscheinung, dort das Wesen des Menschen. Das sei der Unterschied.

3. Einwand, den die Freundin machen könne, Menschen, wie die zuletzt beschriebenen seien durch ihre eigene Schuld in den thierischen Zustand umgewandelt. Aber die Schuld der Knaben sei gering und mehr Uebereilung des Vaters als ihr eigenes Unrecht.
4. Darauf erwiedert die Briefschreiberin, es gehe bei manchen Verwandlungen der Wirklichkeit wohl eben so her. Alle Sünde fange klein an und bleibe in ihren Wirkungen gewöhnlich nicht auf den ersten Urheber beschränkt, sondern gehe ansteckend auf andre über.
5. Somit scheine das Mährchen von den sieben Raben nicht allein unschädlich, sondern es liege ein rechter, sittlicher Ernst darin. Es mahne an das sittliche Unheil, das aus gering scheinender Uebereilung hervor gehen könne, erinnere aber auch durch die beharrliche Treue der Schwester und den Erfolg ihrer Wanderung an die erlösende Gewalt der Liebe.

Mit seinen Schülerinnen verkehrte er gelegentlich auch außerhalb der Schule. Er erzählt selbst davon: „Die Vorsteherin der Anstalt war meines Hauses treue Freundin, sie kam mit ihren Kostgängerinnen zu uns, wir zu ihr, und als meine eigenen Töchter heran wuchsen, wurde die Verbindung mit jener jungen Welt begreiflich noch enger. Sie ließ es namentlich an meinem Geburtstage sich nicht nehmen, festlich in weißen Gewändern bei mir zu erscheinen, mich mit Worten und Blumensträußen, auch wohl mit einer Stickerei oder anderer Handarbeit zu begrüßen; dann blühten gewöhnlich auch die Rosen und Lilien in dem kleinen Garten hinter meiner Amtswohnung in der Mönchenstraße. Dahin führte ich meine jungen Gäste, meine Frau bewirthete und bemutterte sie, ich hatte meine Freude an den blühenden Häuptern, wie an den blühenden Kelchen." Wie er aber inniges Wohlgefallen an der jungen Mädchenwelt fand, wie weibliche Anmuth ihn zu jeder Zeit bis zu den spätesten Lebensjahren bewegte und erfreute, so waren auch manche seiner Schülerinnen, die er in jener Schule oder privatim unterrichtete, in herzlicher Zuneigung, die sich bis zu leidenschaftlicher Verehrung steigern konnte [10]), dem geistvollen Lehrer, dem genialen Dichter zugethan. Nicht bloß, so lange sie unter dem unmittelbaren Eindruck seiner Persönlichkeit

standen; auch noch als Frauen sprachen sie ihm mit schlichtem Wort wie in gebundener Rede ihre treue und innige Dankbarkeit aus für „den Segen von jenen Zeiten“ her, den sie in sich dauernd fortwirken spürten. Auf ein Gedicht solchen Inhalts aus einer Zeit, in der er längst aufgehört hatte, Mädchen zu unterrichten, antwortete Giesebrecht mit folgenden Versen:

Ertönst du wieder, liebe Stimme,
Die lange nicht mehr an mich kam.
Als ob mir frisch entgegen schwimme,
Was doch der Strom der Jahre nahm!

Das Herz, das ich an mich gezogen,
Des Kindes, Mädchens froh und rein,
Das Frauenherz blieb mir gewogen
Und denkt in stiller Treue mein.

So mag denn grauer, immer grauer
Verbleichen meines Hauptes Haar,
Mir nehmen auch des Todes Schauer
Nicht, was mir lieb auf Erden war.

Und aus jener Zeit selbst ist ein Gedicht, in welchem er über die begeisterte Verehrung, welche einzelne junge Mädchen ihm darbrachten, sich scherzend ergeht:

Ein Taubenpaar auf hohem Rand gefüllter Wasserschale,
Zwei schöne Kinder saßen so bei munterm Festesmahle.
Sie kosteten vom dunkeln Wein, sie sprachen zu einander
Mit Herzenslust von einem Mann — doch nicht vom Alexander,
Auch von dem großen Cäsar nicht, nicht von der Tänzer Fürsten,
Nicht von dem schönsten Corydon, nach dem die Blicke dürsten.
Und mit den Gläsern wird geklingt, genippt aufs Wohl des Einen.
Sie reden hin, sie reden her. Wer ist es, den sie meinen?
Der Kaiser ist doch heute nicht in unsre Stadt gekommen.
Ist eine von den beiden Braut? Man hat es nicht vernommen.
Ein Dichter ist der Glückliche, dem solche Huld erwiesen,
Ihm klingen ihre Gläser zu, ihn hat ihr Mund gepriesen.
Und macht die Gunst der Lieblichen nicht ihren Günstling eitel?
Nein, nicht die alternde Gestalt, nicht seine kahle Scheitel,
Sie lieben seines Liedes Wort, den Geist in Wort getauchet,
In seinem Geist den Menschengeist, vom ew'gen Geist durchhauchet.

Ueber die ersten zwanzig Jahre seiner Thätigkeit am Gymnasium — bereits 1826 war er „wegen der segensreichen Erfolge im Lehramt“ zum Professor ernannt worden — hat er sich selber so geäußert:

„Im Gymnasium war die größere Hälfte dieses Zeitraumes hindurch Koch, nach ihm Hasselbach Director (seit 1828). Der erstere, bedeutend älter, als ich, wollte mir wohl, nahm aber gegen mich die Stellung eines erziehenden Gönners an. Das stimmte nicht zu meinem unabhängigen Sinn, Differenzen zeigten sich: ihnen zu entgehen, zog ich mich, Schnecken ähnlich, in mein Haus. Anders Hasselbach. Er hatte nur zehn Jahre vor mir voraus, war mir verwandt, hatte in seiner Liebe zu aller Kunst, besonders zur Poesie und Musik, manche Berührungspunkte mit mir, ich konnte mich als jüngeren Bruder gegen ihn fühlen, und er zog mich von Anfang seines Directorats an, mehr als mir lieb war, mit hinein in die allgemeinen Sorgen für das Gedeihen und die Rechte unserer Anstalt. Dazu gehörte ihm die Belebung unserer Schulfeste: er freute sich, daß Löwe und ich für den Zweck nach Kräften thätig waren. Das konnte vornämlich geschehen, seitdem die Patrone das neue Gymnasium auf dem Marienplatz erbaut und uns überwiesen hatten (1832), seitdem ein wohlhabender Kaufmann, der Stadtrath Dreher, die Orgel in der Aula hatte aufrichten lassen, welche zu Festen aufforderte. Auch die Schüler betheiligten sich an ihnen mit Lust durch Gesang und Rede: es ging ein frischer, poetischer Hauch durch das Gymnasium. Freilich die Erfahrung, daß meinem Streben manches entgegen stand, die ich früher noch schärfer gemacht hatte, wurde mir auch während Hasselbachs Directorat nicht erspart, wenn auch ohne die Schuld meines Freundes; ich suchte mich im Widerstreit der Ansichten zu behaupten,“ In den vierziger Jahren aber kamen für das Gymnasium, und für Giesebrecht insbesondere, Zeiten der Anfechtung, die von der Behörde ausging. Die dreihundertjährige Säcularfeier, deren oben gedacht worden, wurde im Jahre 1843 noch in Frieden gefeiert. „Bald aber,“ so erzählt Giesebrecht, „verlauteten Aeußerungen von oben her, die mit

dem Sinn und der Art unserer Schule nicht in Einklang waren. Die Zeitungen meldeten, der Minister Eichhorn habe da und dort in einer Ansprache erklärt, sein Bestreben gehe dahin, das positive Christenthum aufrecht zu halten. Dazu bemerkte ich, im Gespräch mit Freunden, die Polizei müsse dahin sehen, daß die Sonne mit Bankeisen befestigt werde, sonst könne sie uns über kurz oder lang auf den Kopf fallen; wurde ernstlich gesprochen, so warf ich ein: nicht wir haben das Christenthum, das Christenthum hat uns, denn es ist aus Gott. Das schien freilich selbst Theologen eine verwegene Rede; du rasest, erwiderte man mir, die große Kunst macht dich rasend. Es dauerte nicht lange, so rückte das neue System dem Gymnasium näher. Dr. Eilers kam, im Auftrag des Ministers, den Zustand der Anstalt zu untersuchen. Hasselbach und ich waren augenscheinlich vorzugsweise die Objecte seiner Aufmerksamkeit. Er wohnte auch einer deutschen Lection in der Prima bei, da ich, der Verordnung vom 24. October 1837 gemäß, den Inhalt einer Aufgabe mit meinen Jüngern durchsprach. Diese gingen frisch auf meine Analyse ein, ich hatte nur zu leiten und Digressionen abzuwehren: so brachten sie auf meine Fragen das nöthige Material des Aufsatzes selbst herbei, ordneten es auch zweckmäßig. Der Revisor war befriedigt und wandte sich am Schluß der Lehrstunde mit einer Anrede an die Klasse, darin er sie aufforderte, einen solchen Unterricht ja fleißig zu benutzen. Schon am folgenden Tage wehte anderer Wind. Dr. Eilers hatte sich die Aufsatzhefte der Primaner vorlegen lassen und hatte gefunden, die Themata des halben Jahres enthielten disputable Sätze aus Herders Ideen zur Philosophie der Geschichte, die in den deutschen Arbeiten erörtert wurden. Das schien ihm sehr bedenklich, dadurch werde die Jugend verleitet, über die Autoritäten unserer Literatur sich ein Urtheil anzumaßen. Ich verwies auf das Reglement vom 4. Juni 1834, welches verlange, daß die mündliche Prüfung der Abiturienten im Deutschen auch darauf zu richten, ob die Examinanden einige Werke der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller mit Sinn gelesen haben; ich fragte, ob bei der Durchsicht jener Hefte irgend eine unziemliche Aeuße-

rung bemerkt worden, ob in der mündlichen Besprechung des vorigen Tages etwas der Art vorgekommen sei. Beides wurde verneint, aber dergleichen könne doch vorkommen. Dann möge man sich darauf verlassen, antwortete ich, daß die Anmaßung nicht ungerügt bleibe. Mündlich war damit die Sache abgethan; aber einige Monate später kam eine Verfügung des Ministers, welche mit Bezug auf den Revisionsbericht des Dr. Eilers die Rüge aussprach, es sei bemerkt worden und durch die Mittheilung einer Reihe von Thematen für deutsche Ausarbeitungen nachgewiesen, daß ich in meinem Unterricht vorzugsweise nur die kritische Entwickelung des Verstandes zu erzielen suche, und mich nicht dabei beruhige, das Positive in dem Gebiete der Religion und die Thatsachen der Geschichte, sowie die Erscheinungen in der Literatur, mit welchen die Jugend bekannt gemacht wird, auf das Gemüth und den Geist der Zöglinge unmittelbar wirken zu lassen, sondern ihnen über alles ein Verständniß zu eröffnen bemüht sei, vermöge dessen sie darüber ein fertiges Urtheil abgeben. Ich remonstrirte und erhielt einen bureaukratischen, abweisenden Bescheid, der meine pädagogische Ueberzeugung nicht ändern konnte. Daß unser Gymnasium zu denen gehörte, welche mit der versuchsweise angeordneten Einführung der Ruthardschen Methode beauftragt wurde, berührte mich nicht persönlich, erregte aber meinen Unmuth, sah ich doch, wie es recht eigentlich darauf abgesehen war, Poesie und geistiges Leben in der Schule zu tödten, sie zur starren Mumie zu machen. Aus dieser Stimmung erwuchs das Gedicht „Was ihr wollt“:

Positives, wie erfreulich,[1]
Das Verständniß, wie abscheulich!
Doch verstehn wir, was ihr sucht.
Was gelernt die jungen Seelen,
Könnt ihr messen dann und zählen,
Und das Phlegma wird gebucht.

Memorirt nach Ruthards Weise,
Dreht euch fort und fort im Kreise,
Dann erlangt ihr, was ihr sucht,

Bald ist dann der Geist entwichen,
Zwischen Linien und Strichen
Ist das Phlegma wohl gebucht.

Doch der Geist, ihr Geisterbanner,
Der vor euch entwich, zerrann er?
Dann erst habt ihr, was ihr sucht.
Nein, er bleibt, er spielt Verstecken,
Wird die weisen Meister necken
Ungebannt und ungebucht."

Einen ganz anderen Eindruck als diese Darstellung Giesebrechts macht Hasselbachs im Programm des Jahres 1843 über die Revision veröffentlichter Bericht. Derselbe schreibt: „Was auch dem Einzelnen im Leben nicht so gar häufig, aber deshalb nur als etwas desto Wohlthuenderes zu begegnen pflegt, eine willige und unbefangene Anerkennung seiner ernsten geistigen Bestrebungen, das ist unserer Anstalt im Laufe des Sommers zu Theil geworden. Der K. Geh. Regierungsrath Herr Dr. Eilers, der von dem K. Ministerium der geistlichen 2c.. Angelegenheiten den Auftrag hatte, auch die Pommerschen Gymnasien einer Revision zu unterwerfen, veranstaltete eine solche mit dem unsrigen, wie mit dem an dasselbe geknüpfte Seminarium für gelehrte Schulen, zwar nur innerhalb zweier Tage, aber mit dem sichern Takte des geübten Praktikers und mit einer Umsicht, welcher kein wesentlicher Punkt zu entgehen vermag. Der als Resultat der Revision in einer besondern Conferenz uns ausgesprochene Beifall über den äußeren und inneren Zustand der Anstalt kann den Lehrern derselben nur zur Aufmunterung dienen, an ihrem Theile des ihnen geschenkten Beifalls sich würdig zu erhalten. Für die Beweise aber eines Wohlwollens und einer Humanität, durch welche jedes menschliche Verhältniß, auch ein amtliches, so leicht und erfreulich sich vermittelt, fühlen wir uns gedrungen, unsern aufrichtigsten Dank hier zu veröffentlichen."

Dennoch stehen beide Darstellungen nicht mit einander in Widerspruch. Giesebrecht erzählt von persönlichen Erfahrungen, Hasselbach berichtet über das allgemeine Resultat der Revision.

Ueber dieses letztere hat sich Giesebrecht privatim ebenso geäußert, wenn auch nicht ohne ironische Färbung des Ausdrucks. Er schreibt: „Daß wir in diesem Sommer hier ministeriellen Besuch gehabt haben, weißt Du wohl schon. Der gute Erfolg davon ist, daß vielfache Verleumdungen und Anschwärzungen Hasselbachs, die von hier ausgegangen und an das Ministerium gebracht waren, in ihrer Nichtigkeit erkannt sind. Die Anerkennung ist, wohl weil hier ein vorher gegangenes Unrecht wieder auszugleichen war, durch Herrn Eilers etwas emphatisch ausgesprochen. War bei der letzten Revision durch Koch eigentlich kein gutes Haar an unserm Gymnasium, so sind wir nun eine Normalanstalt, die kaum ihres Gleichen hat. Auch für mich ist eine absonderliche Glorie abgefallen." Ueber den Verlauf der Conferenz, in welcher von Eilers Giesebrechts „Unterricht im Deutschen als ausgezeichnet gepriesen wurde, dergleichen ihm noch auf keinem andern Gymnasium vorgekommen", erzählt Giesebrecht in demselben Briefe noch Genaueres: „(Eilers gab zu), es könne mein Verfahren unter meinen Schülern wohl gefahrlos sein, aber während seines Aufenthalts am Rhein habe er die Erfahrung gemacht, daß ein Gymnasiallehrer, sein werther Freund, der in ähnlicher Weise wie ich im Deutschen unterrichtet, aber freilich nicht mit dieser Besonnenheit und Klarheit, fast alle die unruhigen Köpfe ausgebrütet habe, die nun in den Rheinischen Zeitungen so laut seien. Die Erfahrung mußte ich auf sich beruhen lassen, konnte aber nur erklären, daß mir, was ich gethan, in keinerlei Weise gefährlich scheine, daß es auch gar nicht meine Art sei, Dünkel in meinen Schülern zu nähren. Damit hatte die Diskussion ein Ende. Gegen Adolf (Giesebrechts Bruder, damals Provinzialschulrath in Stettin [11]) hat sich Herr Eilers privatim noch weiter ausgelassen, er sehe in mir das eigentliche bewegende Princip der Anstalt, den, der die jüngeren Lehrer anführe; alle bestehenden Autoritäten sollten vernichtet werden ꝛc. Du siehst, ich bin ein gefährlicher Mensch geworden. Es hat aber keine Noth damit. Wer mich kennt, muß über solche Anklagen lachen." Viele Jahre später hat sich Giesebrecht noch einmal über Eilers geäußert, in einem

Aufsatz in der Damaris (1865, 260), in welchem er Roth, als den Gegner des Lehrbegriffs der preußischen Gymnasien bekämpft, Roth hatte sich in seiner Gymnasial-Pädagogik auf Eilers, als auf eine Autorität berufen. Mit Rücksicht darauf schreibt Giesebrecht: „Ich bin mit dem Zeugen persönlich in Berührung gekommen, und er ist mir als sehr unsicher in sich selbst erschienen, als ein Mann, der heute lobte, was er morgen verwerflich fand; seine Autobiographie hat ihn mir später nicht anders gezeigt. Viel Redens von vermeintlichen Mängeln der Gymnasien, ein großer Kitzel zu reformiren, und am Ende nichts weiter, als der Rath, zu den Lectionsplanen des Philologen F. A. Wolf zurück zu kehren, welche das Ministerium v. Altenstein längst an den Schuhen abgelaufen hatte. Man kann sich nicht wundern, daß der Sturm des Jahres 1848 einen solchen Reformator über Bord warf.“ Das geringschätzige Urtheil kann nicht befremden. Ist es schon überaus seltsam, es einem Lehrer der Prima zu verargen, daß er seine Schüler zu selbständigem Urtheil erzieht, so findet solche persönliche Ansicht doch noch in der Parteistellung des Revisors ihre Erklärung, und diese Ansicht im mündlichen Gespräch zur Geltung zu bringen, kann ihm ebenso wenig, wie irgend einem andern, verdacht werden. Aber einem Manne, dessen Berufstreue exemplarisch, dessen Besonnenheit und konservative Gesinnung zweifellos, dessen Unterricht noch eben als ausgezeichnet gepriesen war, einem solchen Manne nachträglich in einem Rescript auf vage Möglichkeiten hin einen amtlichen Vorwurf zu machen, dessen Inhalt, wie Giesebrecht in seiner Rechtfertigung mit gutem Grunde behaupten konnte, „fast wie ein Lob aussah und den Befehl zu enthalten schien, er solle es mit seiner Lehrthätigkeit minder ernst nehmen als bisher“: das war ein Verfahren, das in der That jeden Menschen von unabhängiger Gesinnung und selbständigem Charakter in hohem Grade befremden mußte. Aber das Unrecht wurde noch sehr erheblich vergrößert. Giesebrecht rechtfertigte sich dem Minister gegenüber in einem ausführlichen Schreiben, in welchem er mit großer Klarheit und Ruhe, gestützt auf frühere Ministerialverfügungen, die ihm ge-

machten Zumuthungen überzeugend zurückwies, allerdings mit der durch das Wesen jeder Deduction gebotenen sachlichen Schärfe, aber ohne die Form irgend zu verletzen. Im Gegentheil, er erkannte dankbar die Milde an, mit welcher die Rüge ausgesprochen war. Leider ist das Schreiben zu lang, als daß ich es vollständig hier mittheilen könnte. Ich beschränke mich auf die Wiedergabe der Stelle, in welcher er die an ihn gestellte Forderung „das Positive auf das Gemüth und den Geist der Zöglinge unmittelbar wirken zu lassen" als eine unberechtigte darstellt. Sie enthält sehr beherzigenswerthe Worte über die Stellung des besonnenen und taktvollen Lehrers den Zeitfragen gegenüber:

„Erlauben mir Ew. Excellenz dagegen die gehorsamste Bemerkung, daß ich bei diesem pädagogischen Quietismus, so naturgemäß er scheint und in seinen Schranken gehalten, ohne Zweifel ist, sehr bedenklich bin, sobald er auf unbedingte Geltung Anspruch macht. Befände sich unser Gymnasium in idyllischer Abgeschiedenheit von allem Weltleben, so möchte ein Versuch mit ihm zu machen sein. Ich erwarte nicht, daß die Theorie sich bewähren würde, denn jener leisen, geistigen Wirkung, die von der Religion und der Wissenschaft ausgeht, steht in den jugendlichen Gemüthern eine sehr derbe, sinnliche gegenüber, die der ersteren die geistige Hülfe des Lehrers wohl nothwendig machen dürfte. Aber ein einsames, abgeschlossenes Gymnasium dürfte den Versuch wagen, wir, glaube ich, nicht. Unsere Anstalt mitten in einer lebendigen, größeren Handelsstadt, liegt von allen Seiten her verwirrenden Einflüssen offen, die keine menschliche Macht von den Schülern abhalten kann. Das gesellschaftliche Leben, in das sie von ihren Angehörigen möglichst früh eingeführt werden, um Conduite zu lernen, mündlicher und brieflicher Verkehr mit Studenten und solchen, die eben von der Universität heimkehrten, Zeitungen, Zeitschriften, Bücher, unverbotene und verbotene, denn die letztern werden bekanntlich am sorgfältigsten gelesen und am weitesten verbreitet, machen schon unsere Primaner mehr oder weniger bekannt mit den Wirren und der Sophistik unsrer Zeit, wie ich das nicht eben selten im Privatgespräch aus dem Munde wackerer Jünglinge vernommen

habe. Soll der öffentliche Unterricht solchen eindringenden Irrthümern gegenüber sich passiv verhalten? Es scheint mir unmöglich. Soll er den einzelnen Irrthümern mit bestimmter, specieller Polemik entgegen treten? Es wäre der Kampf gegen die Hydra; es brächte eine Unruhe in den Unterricht, die der Wissenschaft und der Schule gleich wenig geziemt. Aber das halte ich für meine Aufgabe, ohne besondere Beziehung auf Zeitansichten, im Gegensatz zu dem formellen Irrthum der Zeit, der Sophistik, in meinen Schülern den Grund zu legen zu der formellen Wahrheit, d. h. zu einer scharfen logischen und dialectischen Bildung; denn sophistischen Bestrebungen läßt sich, meines Erachtens, jetzt, wie in den Tagen des Socrates, nur durch eine männliche Dialectik begegnen, die den Gegner sicher ins Auge faßt und dessen Trugschlüsse und falsche Kategorien ruhig aufdeckt. Die erleuchtetsten Männer der Kirche, wie Augustinus, wie Calvin, haben ebenso geurtheilt und gehandelt; diejenige Theologie aber, die sich vor der Dialectik fürchtet, ist gewiß nicht die rechte.

Wie mit dem formellen halte ich es mit dem substantiellen Irrthum der Zeit, soweit er in meine Sphäre fällt, d. h. mit der entstellten Auffassung der Religion und der Geschichte. Ich halte es für meine Aufgabe, in meinen Schülern den Grund zu substantieller Wahrheit zu legen, nicht zu der Religion — er ist durch Gott gelegt —, nicht zu der Geschichte — sie ist gegeben — sondern zu der wahrhaften, aus der Idee Gottes abgeleiteten Auffassung beider, der Philosophie der Geschichte, deren Princip ich bereits angegeben habe." Nachdem er dann dargethan, daß mit dieser seiner Ansicht die Ministerialverfügung vom 24. Octbr. 1837 übereinstimme, daß ferner der angewandten Methode die wiederholte Billigung des Geh. Raths Eilers zu Theil geworden sei, schließt er seine Rechtfertigung mit den Worten: „Ew. Excellenz wollen aus dem Gesagten hochgeneigtest entnehmen, daß ich mich treulich den gesetzlichen Verordnungen gemäß verhalten habe und nicht weiß, wie ich in irgend etwas Wesentlichem von der bisherigen Weise meines Unterrichts abgehen könnte, ohne von meiner Amtspflicht zu weichen. Ich frage also unter-

thänigst an, ob Ew. Excellenz nach den von mir gegebenen Erklärungen mir noch ferner die Leitung der Deutschen Ausarbeitungen in unsrer Prima anvertrauen mögen. Sollte dies nicht geschehen können, so bitte ich unterthänigst, dem Herrn Director Hasselbach dem gemäß vor Anfang des Sommersemesters Anweisung ertheilen zu wollen."

Auf die bestimmte Anfrage kam keine Antwort, wohl aber ein Schreiben, das sich zwar mit keinem Wort auf seine sachliche klare Darlegung einließ, aber das „ernstliche Mißfallen" der Behörde über die Art ausdrückte, in welcher er „die wohlgemeinte Warnung" aufgenommen habe. Solch ein Machtspruch war allerdings nicht geeignet, Giesebrecht zu den Ansichten des Revisors zu bekehren, dem er geistig so sehr überlegen war.

Während der vierziger Jahre bin ich in verschiedenen Classen sein Schüler gewesen und habe ihn als Lehrer der Geschichte in der Quinta und in den drei oberen Classen, der Religionswissenschaft in der Secunda und Prima, des Deutschen in der Tertia und Prima kennen gelernt. Ich bin nun weit davon entfernt, seine pädagogische Wirksamkeit, insbesondere seine Methode, als eine in jeder Hinsicht nachahmenswerthe darstellen zu wollen und durch Schönfärberei die Mängel, die seinem Unterricht unleugbar anhafteten, zu übertünchen; die ehrfurchtsvolle Hochachtung, die innige Dankbarkeit, die ich für meinen Lehrer empfinde, wird mich nicht hindern, ehrlich und offen auch die Schwächen seiner schulmännischen Thätigkeit darzulegen. Sind doch andrerseits seine Vorzüge der Art gewesen, daß sie sich selten, sehr selten in einer Lehrerpersönlichkeit so wieder finden.

Ueber die allgemeine Methodik seines deutschen Unterrichts, wie er ihn wenigstens in den letzten Jahren seiner Thätigkeit eingerichtet hat, spricht er sich in der Damaris (1861, 391) selber so aus: „Die Aufsatz bildende Thätigkeit ist, wie jede andere in der Schule, eine gemeinschaftliche des Lehrers und der Schüler, so auch ihr Anfang, die Erfindung: darüber ist im Wesentlichen wohl kein Streit mehr. Der Lehrer wählt zuerst fruchtbare Aufgaben, Standpunkte, von da aus die Zöglinge Kenntnisse aus verschiedenen Wissenschaften, die sie sich angeeignet haben, in

ihren gegenseitigen Beziehungen auf einander und auf eine gemeinsame Einheit übersehen, sich auf einem kleinern oder größern Raum orientiren können.

Wird dabei ausgegangen von etwas schon fertig vor dem Auge des Lesenden Dargelegten, vielleicht von Stellen alter oder neuer Schriftsteller, deren Inhalt zusammengezogen oder durch Erklärungen erweitert darzustellen ist, so wird die Arbeit der Primaner für diesen Theil des Aufsatzes, was sie nach Thiersch für das Ganze und immer sein soll, Formation eines unmittelbar gegebenen Stoffes.

Damit mag ein Schüler der obersten Classe ohne specielle Hülfe des Lehrers fertig werden. Darüber hinaus ist er durch die Aufgabe allein in der Regel noch nicht zur Genüge geleitet. Wie groß die Sehnsucht sein mag, welche den Jüngling aus der Welt der Erscheinungen, die vor ihm ausgebreitet liegt, in die Gedankenwelt hinüber treibt, die er ahnt, in die er hie und da wie durch zerrissene Nebel hinein blickt, leicht wird ihm der Uebergang doch nicht. Er bedarf des Führers, der ihn aufmerksam macht auf das Gleiche in dem Verschiedenen und Mannigfaltigen, der ihm aus Besonderem Allgemeines oder aus Allgemeinem Besonderes ableitet, Entlegenes combiniren, den gewonnenen Gedankenstoff ordnen hilft. Dies kann, wie es der Gegenstand oder irgend eine andere Rücksicht zweckmäßig erscheinen läßt, bald in erotematischer, bald in akroamatischer Lehrweise geschehen, nur darf davon nichts nachgeschrieben werden. Denn das Nachschreiben hebt das Nachdenken des Vorgedachten, worauf es recht eigentlich ankommt, ganz oder theilweise auf. Nach einer solchen Besprechung wird die Arbeit der Schüler für den Aufsatz, um den es sich handelt, ganz, vielleicht auch nur zum Theil, was Hegel forderte, Reproduction mitgetheilten Gedankenstoffes.

Aber es kann nicht ausbleiben, die mitgetheilten Gedanken regen, indem sie nachgedacht werden, andere nicht mitgetheilte in der empfänglichen Jünglingsseele an. Treten diese in dem Aufsatz zwischen die mitgetheilten oder an sie heran, gestalten sie sich aus Anlaß eines anderen Themas zu einer besonderen Deut-

schen Arbeit, so wird die Thätigkeit des Zöglings hier ganz, dort theilweise freie Production im Sinne Meierotto's und seines Jüngers Bernhardi.

Die genannten drei Momente der Erfindung sind seit Einführung des Deutschen Aufsatzes in Prima oft genug zur Sprache gekommen. Von einem vierten war meines Wissens noch nicht die Rede; gewußt, geübt mag es lange sein. Ich will daran erinnern.

Jeder Aufsatz für sich ist ein Anlauf des Schülers zu der Gesammtbildung, die er sucht. Mich dünkt, es ist zweckmäßig, diese Bestrebungen nicht vereinzelt zu lassen, sie vielmehr von Zeit zu Zeit immer wieder in Erinnerung zurück zu rufen und zu überblicken, was gewonnen ward. Dies Resumiren ist die Thätigkeit, die ich meine.

Für sie ist in der Secunda, Unterprima und Oberprima des Stettiner Gymnasiums am Ende jeden halben Jahres eine feststehende Aufgabe, der Abschluß genannt. Sie verlangt von jedem Schüler, daß er die Hauptgedanken aller Deutschen Aufsätze, welche er bis zu dem Zeitpunkt des Abschlusses in den genannten Classen gearbeitet hat, in ein Resumé bringe. Als Vorbereitung darauf dient im Laufe des Semesters ein Aufsatz: Geschichtliche Gedanken, die wir gehabt, Gedanken über Poesie und Poesien, die wir gehabt, ꝛc. ꝛc., welcher zusammen faßt, was aus einem einzelnen wissenschaftlichen Kreise vorgekommen ist. Nach dieser Analogie ordnet der Secundaner in seinem Abschluß auch die übrigen von ihm gearbeiteten Aufsätze in stoffliche Abtheilungen, unterscheidet dann in jedem Aufsatz die Hauptgedanken von den abgeleiteten und stellt jene innerhalb der Abtheilungen zusammen, wie sie ihrem Inhalt nach sich aneinander schließen. Findet er dabei Lücken in dem Gedankengange, so ist er angewiesen, es zu bemerken und von spätern Aufsätzen die Ausfüllung zu erwarten. Die Aufgabe des Abschlusses besteht also für ihn vornämlich im Gruppiren.

Der Unterprimaner, erinnert, daß die Aufsätze, die er in Secunda und Unterprima gearbeitet hat, nicht selten aus einer

stofflichen Abtheilung in die andre hinüber greifen, sieht von diesen ab und ordnet allein nach dem Inhalt. Geordnete, nach ihrem Zusammenhang geordnete Compilationen der leitenden Gedanken, also des wesentlichen Inhaltes aller von ihm gemachten Aufsätze ist für ihn die Aufgabe des Abschlusses. Findet er dabei solche, deren Inhalt außer dem Zusammenhang liegt, so bezeichnet er sie und weis't sie in ihrer Vereinzelung nach.

In diesem Abschluß ist schon der Anfang eigner Production des Schülers bei überwiegender Reproduction. Der Abschluß der Oberprimaner kehrt das Verhältniß um; in ihm überwiegt die Production oder tritt wenigstens stärker als in dem der vorhergehenden Classe hervor. Er verbindet nämlich den Inhalt sämmtlicher Aufsätze durch Beziehung auf einen allgemeinen, in ihnen nicht unmittelbar gegebenen Gedanken oder einzelner durch selbstgefundene Mittelglieder. Er ist Combination, die sorgsames Compiliren voraus setzt, wenn sie Werth haben soll.

So gewinnt der Jüngling in den letzten vier Jahren seines Schullebens allmählich durch eigene Thätigkeit ein System allgemeiner Gedanken über die wissenschaftlichen Studien, die ihn beschäftigen, damit zugleich einen Kern, an den sich anlegt, was er anders woher sich aneignet, vielleicht noch eine Weile nach seiner Schulzeit. Reißen geistige Strömungen den Bau der jugendlichen Seele auseinander, so bleibt doch auch dann wohl noch Einzelnes oder kommt nach längerer Vergessenheit einmal belehrend, erfreuend, ja beseligend in das Bewußtsein zurück."

Die deutschen Aufsätze waren ihm keine Stilübungen, auf die Form in ihnen, meinte er, komme viel weniger an, als auf den Inhalt (Dam. 65, 283); der Gedanke, die Erkenntniß sei das Eine, von dem überhaupt der Jugendunterricht ausgehe und allein ausgehen könne, der Gedanke in den drei Richtungen, die möglich seien, auf Gott, auf die natürliche Welt, auf den Denkenden selbst, den Menschen. Der Methode nach war ihm aller Unterricht Ueberlieferung und Dialectik, das Ziel und Ergebniß desselben aber immer Gedankenbildung, nicht die viel gerühmte formale Bildung. Zum gedeihlichen Wirken entgegengesetzter Kräfte be-

dürfe es natürlich, wie überall in der geistigen Welt, so auch in der Lehrmethode des Gleichmaßes. Seit dem Tode des Ministers von Altenstein sei aber von oben her auf Kosten der Dialectik für die Ueberlieferung im Unterricht gewirkt worden. Schon das conservative Princip, welches im Staatsleben herrschte, habe die Schule nach derselben Richtung getrieben. Daß aber auch die Dialectik ihren guten psychologischen Grund und ihre geschichtliche Berechtigung habe, weist er in folgender Darlegung nach (Dam. 61, 98):

„Gehn wir in die Kinderstube. Mit funkelnden Augen lauscht das lebhafte Kind auf dem Schooße der Mutter deren Erzählung aus der wirklichen Welt oder lieber noch aus dem Reich der Mährchen; es begehrt sie zum zweiten, zum dritten mal und rügt jede Abweichung von dem ersten Vortrag. Man muß gestehen, der kindliche Mensch ist conservativ, er haftet an der Ueberlieferung. Doch nun ist die Erzählung geendet, die Hörlust des Kindes gesättigt. Sofort fängt es an zu fragen, so viel, so unablässig, daß selbst der Mutter die Geduld ausgehen will, und woher, wohin, warum — diese Fragen nach der Begründung, nach dem Ursprung und dem Zweck fließen wieder und wieder über die lieblich geschwätzigen Lippen. Es ist unleugbar, schon das Kind ist ein Dialectiker.

Dann hat die Dialectik ihr gutes, auf die Art des menschlichen Geistes gebautes Recht in dem Lehrbegriff der Schule. Im Mittelalter, in der Zeit der Reformation ist das nie bezweifelt, von den Oesterreichischen und Würtembergischen Gymnasien auch später nicht, bis in die Gegenwart, und die zuletzt genannten Schulen haben Theologen wie Bengel und Oetinger, Philosophen wie Schelling und Hegel, wenn nicht gebildet, doch vorgebildet. Nur im nördlichen Deutschland ist jene Wissenschaft eine Zeit lang durch die Polymathie aus den chaotisch gewordenen Lehrplanen verdrängt, bis Fürstenberg in Münster, zuletzt Altenstein sie wieder einsetzten.

Dem Ueberliefern von der einen Seite entspricht von der andern das Aufnehmen des Ueberlieferten, seinem Gedankeninhalt

nach, durch die Erinnerung, seiner sprachlichen Fassung und Form nach, durch das Gedächtniß. Dieses ist unter dem Namen des Auswendiglernens bekannt, so wird man jenes als Inwendiglernen bezeichnen dürfen. Man meint, das Erstere gewähre fester bleibenden Besitz des Ueberlieferten, als das Letztere. Das ist ein Irrthum. Was inwendig gelernt ward, worein das Denken des Aufnehmenden sich aufmerksam vertieft hat, das gehört diesem viel eigener und sicherer, viel lebendiger und fruchtbarer.

Die Dialectik im Unterricht setzt den Meister mit dem Jünger in unmittelbare Verbindung, Frage und Antwort gehen herüber, hinüber, nur daß der Lehrende das Gespräch leitet und beherrscht. Das Ergebniß aber soll Gedankenbildung sein, die das Ueberlieferte zu beweisen vermag, nicht bloß Bildung des Denkens, die, gleichgültig gegen den Inhalt, nur die Formen des Denkens mit Bewußtsein anzuwenden weiß, noch viel weniger, was man formale Bildung genannt hat, d. h. ein geläufiges Anwenden gewisser äußerlich angelernter, nicht zum vollen Bewußtsein gebrachter Regeln des Denkens, mehr noch des Sprechens."

Es liegt auf der Hand, daß von solchem Gedankengange aus ihm nichts ferner liegen konnte, als seine Schüler zu einem starren Schematisieren in den Dispositionen der Aufsätze anzuleiten, sie auf feststehende Formen hinzuweisen, in die jeder mögliche Inhalt gegossen werden könnte. War er doch davon überzeugt, daß, so oft in der Geschichte der Literatur die sprachliche Darstellungsweise sich verändere, der Grund des Phänomens in der veränderten Richtung und dem veränderten Stoff des nationalen Denkens zu suchen sei. „So geht aus der allen Hörern bekannten nationalen Sage die Form der Mähre hervor, aus dem Eintreten des Christenthums und der nicht allen Hörern bekannten christlichen Ueberlieferung die breiter ausgeführte Form des Epos im Heliand und Krist, aus der ritterlichen Denkweise das ritterliche Epos, aus der Reformation das Kirchenlied ꝛc. Und was am Ganzen im allgemeinen Umriß, wird an den Theilen im Besondern und Einzelnen erkannt, der Ursprung der verschiedenen Formen poetischer und wissenschaftlicher Darstellung, gebundener und ungebundener Rede

aus der verschiedenen Richtung und dem verschiedenen Stoff des Denkens; daher die Beweglichkeit dieser Formen, ihr Uebergehen eine in die andre."

So wird es nicht befremden, wenn er von der Chrie nichts wissen will. „Seit einigen Jahren", sagt er, „ist viel Redens von den Progymnasmatikern und ihren Progymnasmen, namentlich von der Chrie; die gilt als der rechte Leisten, über den die Deutschen und Lateinischen Aufsätze der Gymnasialjugend zu schlagen. Ueberraschen kann die Erscheinung nicht; sie hat ihren Grund in der Pädagogik der ungemischten Ueberlieferung, welche im Eifer gegen wirkliche und vermeinte Uebergriffe der Dialectik diese kurz und gut beseitigen möchte. Wird nun der Gedanke gehemmt, so herrscht die fertige Phrase, soll das Inwendiglernen vermieden werden, so wuchert das Auswendiglernen: das ist ganz in der Ordnung. Die Chrie soll zur eigenen freien Production vorbereiten, hinüber führen. Also zuerst die Form, dann der Inhalt. Man sollte meinen, der Inhalt bestimme die Form, diese könne nichts anders sein, als die Aeußerung jenes. Und was ist eigene Production? Es muß wiederholt werden: sie ist auf der höchsten Stufe der Geistesbildung nicht ohne Reproduction, wie diese auf der untersten nicht ohne Production."

Auch wenn die Jugend, wie es ihm mit Recht zweckmäßig scheint, die Tropen und Redefiguren kennen lernt, so kann nach seiner Ueberzeugung die Absicht nicht sein, ihr damit zum eigenen Gebrauch bei der Darstellung Mittel an die Hand geben zu wollen, zum geflissentlichen Schönreden, zum pathetischen Schwung sie anzuleiten: „(Die rhetorische Ueberlieferung des klassischen Alterthums) hat die Tropen und die Redefiguren genau beobachtet, beschrieben und benannt. Ist sie weiter gegangen, hat sie von ihnen geredet als von Mitteln zum Ausschmücken der Rede, damit zum Erreichen gewisser Zwecke in dem Willen der Hörer, so bedeutet das der Schule nichts; sie erkennt in jenen nur Aeußerungen des mehr oder minder, so oder so erregten Bewußtseins der Sprecher, fragt also nicht nach ihrem Zweck, sondern nach ihrem psychologischen Grunde. So gemodelt möchte die Lehre von

den Grundformen des Ausdrucks, dem eigentlichen, tropischen und figürlichen aus der Rhetorik der Alten herüber zu nehmen sein, nicht in ganzer Breite, sondern so viel erforderlich, um das Wesen jener Formen einzusehen."

Mit diesen Principien stimmt die Art, in welcher er die Aufsätze beurtheilte, durchaus überein. Selten mag ein Lehrer schonungsloser die abgegriffenen, nichtssagenden und doch so prunkenden und tönenden Phrasen verfolgt haben, das unsichere Umhertappen, das Zusammenraffen schlecht verbundener, wohl gar unverstandener Notizen, das Hin- und Herschieben gedächtnißmäßig aufgefaßter Vorstellungen. Ohne Anerkennung des immerhin aufgewandten mühsamen äußerlichen Fleißes verurtheilte er die Arbeiten, aus denen er sah, daß dem Verfasser Erinnerungen aus dem Unterricht unklar, zerpflückt und zerstückt, wie im Traum durch den Sinn gefahren und von ihm ebenso träumend durcheinander gewirrt waren. Unleidlicher aber noch war es ihm, wenn er ganz Unbedeutendes lesen mußte, das doch gern recht bedeutend scheinen wollte, wenn die dürftigen, verworrenen Vorstellungen mit hohlen Redensarten ausstaffiert waren, wenn der Verfasser nicht über Gemeinplätze hinauskam, auf denen er sich in gespreizten Phrasen erging, und so aus dem oberflächlichen Gerede ein fahriges Schwadronieren wurde. Ihm genügte vollkommen eine gedrängte, schlichte Darstellung, das einfache Gewand eines klaren Gedankens, auch die trockene Darstellung, wenn nur der Ausdruck bestimmt und deutlich bezeichnend war. Freilich hatte der Dichter, der die Sprache so meisterhaft beherrschte, seine Freude an jugendlich frischer, an glatter, zierlicher Diction, auch wenn sich Neigung zum Rhetorischen in ihr zeigte, nur mußte der Schmuck aus productiver Phantasie hervor gehen, nicht äußerlich angelernt sein; nur mußte die Zierlichkeit nicht zu Ziererei, zu leerem Floskelkram werden. Viel lieber war ihm in den jugendlichen Arbeiten, wenn doch einmal der treffende Ausdruck nicht gefunden wurde, der noch unfertige, unbehülfliche, der keine Ansprüche macht. Mit Recht fürchtete der besonnene Lehrer, dem es vor allen Dingen auf die Sache, auf den Gedanken ankam, daß durch eine

Gewöhnung an rednerische, blumenreiche Sprache die Vorstellungen nur zu leicht getrübt werden könnten. Denn auf die Richtigkeit der Gedanken, auf die ohne Umwege zum Ziel führende Anordnung derselben, auf die klare logische Bestimmtheit in der ganzen Arbeit legte er das Hauptgewicht, ließ sich aber, wo es hin gehörte, auch das phantasierende Denken gefallen, wenn es als ein sinniges sich zeigte, mochte es auch zuweilen zum Grübeln werden; denn es war ihm ein Zeugniß von der geistigen Regsamkeit des Schülers.

Die Aufgaben, die er seinen Schülern in den verschiedenen Classen des Gymnasiums stellte, zeugen von dem weiten Gedankengebiet, von der sonnigen Klarheit, mit welcher er es beherrschte. Vom Jahre 1820 bis zum Aufhören seiner Lehrthätigkeit im Jahre 1866 sind sie fast alle, die dazu ausgearbeiteten Dispositionen zum größten Theile noch vorhanden, und in diesem langen Zeitraum findet sich so überaus selten eine Wiederholung desselben Themas, daß sie gar nicht in Betracht kommt: ein wahrhaft glänzendes Zeugniß für seinen Gedankenreichthum und für seine Gewissenhaftigkeit. Er hat verboten, nach seinem Tode sie zu veröffentlichen, weil über manche Gedanken, die er in den Dispositionen ausgesprochen, seine Ansichten in dieser langen Zeit sich geändert hätten. Das ist sehr zu bedauern, denn eine Veröffentlichung derselben wäre eine sehr werthvolle Bereicherung der pädagogischen Literatur. Aber es wird als keine pietätslose Vernachlässigung seines Verbotes erscheinen, wenn ich, um ihn als Lehrer zu charakterisieren, einige von den Dispositionen mittheile.

Die Aufgaben für die Tertia sind sehr mannigfaltig, unter ihnen allerdings auch solche, die nur für besonders begabte Schüler dieser Classe geeignet schienen. Sehr schöne, durchaus originelle und dem Standpunkte der Tertia gewiß entsprechende Themata sind die, welche auf eine längere zusammenhängende, in einer Reihe von Aufsätzen zu bearbeitende Erzählung hinausgehen. Den Gang und das Wesentliche der Erfindung giebt der Lehrer; dabei bleibt dem Schüler noch sehr viel übrig im Einzelnen auszumalen. So wird die Phantasie lebendig angeregt und doch

der wüsten phantastischen Ausschweifung vorgebeugt, und andrerseits wird manchem klaren, aber dürren, phantasiearmen Verstande eine willkommene, ja auf jeder Stufe des Unterrichts nothwendige Hülfe dargeboten. Ich gebe folgende Probe:

1.

Das Häuschen am See.

Zu erzählen von einem viel in der Welt umher getriebenen Manne (seine Schicksale sind anzuführen), der sich nach einer Stätte sehnt, wo er sein übriges Leben in Ruhe und Zurückgezogenheit mit den Seinigen zubringen kann. Er findet Vergnügen an der Fischerei und sieht sich nach einem See um, den er pachten könne. Es kommt ihm ein solcher vor, wie er ihn wünscht. Beschreibung des Sees und seiner Lage. Er pachtet ihn, erwirbt auch ein kleines Grundstück daneben, wo er sich ein Häuschen baut und nährt sich von seinem Gewerbe. Beschreibung seiner Thätigkeit und seines häuslichen Lebens im Sommer und im Winter.

2.

Der See macht wohlhabend.

Der Fischer erfährt, es sei von Staats wegen beschlossen, einen Kanal zu bauen, durch welchen sein See mit einem großen schiffbaren Flusse und der daran gelegenen Hauptstadt des Landes in Verbindung kommen werde. Zu erzählen, wie dem Fischer die Nachricht zukommt. Er glaubt es anfangs nicht. Beschreibung der vorbereitenden Anstalten, aus denen er erkennt, daß die Nachricht gegründet ist. Der Bau des Kanals, Vortheil, den der Fischer davon hat. Die Fischhändler aus der Hauptstadt kommen und kaufen ihm seine Fische zu hohen Preisen ab. Die Pacht wird ihm nicht erhöht. Sein Wohlstand nimmt zu. Nach einigen Jahren bietet sich ihm eine gute Gelegenheit, den See zu kaufen. Er kauft und wird Eigenthümer.

3.

Die Entwässerung.

Nach dem Tode des Fischers kommt der See an einen andern Besitzer, dem die Fischerei nicht so sehr am Herzen liegt und der ein vermögender Mann ist. Ihm kommt der Gedanke, das Wasser des Sees abzulassen und den Boden als Ackerland zu benutzen. Seinem Plane werden Schwierigkeiten in den Weg gelegt wegen des Kanals, der dadurch unfahrbar werden könnte. Endlich einigt man sich, den See nicht ganz, aber doch den größten Theil abzulassen. Beschreibung der Arbeit. Verändertes Ansehn der Gegend.

4.
Schloß Seeburg.

Der Besitzer des entwässerten Seebodens kommt unerwartet zu großem Reichthum (durch Erbschaft oder irgend einen andern Glücksfall. Die Art und Weise ist genauer auszuführen). Das bringt ihn zu dem Entschluß, hier ein stattliches Schloß mit Parkanlagen zu bauen. Der Entschluß wird ausgeführt. Beschreibung des Schlosses. Beschreibung der Anlagen. Das Leben des reichen Mannes in seinem Schloß.

5.
Seeburg zerstört.

Erzählung wie das Schloß zerstört wird durch Brand, Krieg oder wodurch sonst. Schilderung des Unglücks. Schilderung des Zustandes nach der Zerstörung. Das Land bleibt öde liegen.

6.
Die Försterei Seeburg.

Der Besitzer wird gehindert (wodurch ist anzugeben), sein Schloß aufzubauen, ja er muß aus dem Lande flüchten, und die Familie bleibt lange Zeit in der Fremde. Unterdessen verwildert der Boden, Gestrüpp und Wald wächst auf. Als endlich die Familie heimkehrt und wieder zum Besitz ihres Eigenthums gelangt, findet sie angemessen, es zu verkaufen. Der Staat kauft es, um das Land als Forst zu benutzen. Ein Försterhaus wird gebaut, das heißt von dem alten Schloß gleichfalls Seeburg. Lage und Einrichtung dieses Häuschens.

7.
Der Waldbrand.

In der Seeburger Forst entsteht Feuer. Die Art der Entstehung. Erste Entdeckung des Brandes durch den Förster. Gegenanstalten. Das Feuer greift um sich. Ausgedehntere Anstalten, um ihm Einhalt zu thun. Allmähliches Nachlassen und endliches Ausgehen des Waldbrandes. Zustand der Forst und des Forsthauses nach dem Brande.

Dazu gehört noch ein achter abschließender Aufsatz mit der Ueberschrift: „Die sieben Eichen", dessen Disposition ich nicht mehr vorgefunden habe. Man mag sich denken, daß in der Arbeit dargestellt werden sollte, wie an sieben Eichen, die von dem Brande verschont geblieben sind, sich in späterer Zeit die Erinnerung an die wechselvollen Schicksale jenes Ortes anknüpft. Aehnlich dieser Reihe von Aufsätzen ist eine andere, an sich interessant, aber wohl über das Vermögen eines Schülers hinaus-

gehend, in welcher die innere Entwickelung eines Menschenlebens dargestellt wird. Die Themata sind: der Declamator, der angehende Stilist, der angehende Redner, die Rede aus dem Stegreif, der Phrasenmacher, der Redner verstummt, der besonnene Redner, der Schriftsteller. Ich theile einige der hierher gehörigen Dispositionen mit:

Die Rede aus dem Stegreif.

N. kommt, ohne daß er es beabsichtigt, in den Fall unvorbereitet eine Rede halten zu müssen (der Fall ist näher anzugeben). Er nimmt das Wort nicht ohne Bangigkeit, die Sache für die, die Person, zu der er zu sprechen hat (Sache und Person sind genauer zu bezeichnen) liegen ihm aber so sehr am Herzen, daß er im Sprechen immer freier wird und durch Gründe, welche er anführt (die Gründe sind anzugeben), die angeredete Person von der Güte der Sache überzeugt, die er verficht. Die Rede aus dem Stegreif hat also Glück gemacht.

Der Phrasenmacher.

Der Erfolg seiner Rede aus dem Stegreif macht den N. eitel. Er hält nun Reden, wo er nur Gelegenheit findet. Beispiele. Die ersten dieser Reden finden noch Gehör; auf die späteren achtet niemand mehr. Da hört er einmal, wie einer der Zuhörer zu dem andern leise sagt: es ist immer wieder dasselbe, was er vorbringt. Nun weiß ich, was mir fehlt, sagt N. zu sich selbst; dergleichen soll man mir nicht wieder nachsagen. Von nun an bemüht er sich um mannigfaltige Wendungen und Redeweisen. Indem er nun fortwährend darnach strebt, die gewöhnlichsten Gedanken auf ungewöhnliche Weise auszudrücken, werden seine Reden vollends geziert. Man hört noch weniger auf ihn, als vorher, aber N. merkt nicht, wo er es versehen hat. Er gefällt sich als Phrasenmacher sehr wohl.

Der Redner verstummt.

A., ein Freund des N., sucht diesen zu bewegen, daß er von seiner Rederei ganz ablasse oder einen andern Weg einschlage: er erzählt ihm, so schonend wie möglich, was die und die Person über seine Reden geäußert habe. Sie verstehen es nicht, erwiedert N. A. meint, es seien doch verständige Leute. Aber N. antwortet, der Neid spreche aus ihnen. So bleibt er bei seinen Phrasen. Nun kommt er aber einmal in eine unbedeutende Stadt zu wenig gebildeten Menschen. Durch Umstände veranlaßt, hält er eine Anrede an diese, die ihm selbst schwach vorkommt, nachdem er sie beendet; aber die Zuhörer finden sie vortrefflich und äußern ihren Beifall so abgeschmackt, daß

R. nun endlich zur Einsicht kommt, wie unrichtig sein bisheriges Streben war. Er reis't sogleich ab und gelobt sich selbst: nun halte ich nie wieder eine Rede. So verstummt der immer fertige Redner zur Verwunderung seiner Bekannten; man fordert ihn gelegentlich auf zu sprechen, er lehnt alle Anträge der Art ab.

Andere Aufgaben behandeln in der Form einer Erzählung rechtliche und moralische Begriffe, so wie contrastierende menschliche Charaktere:

Besitznahme.

Ein Seemann A. besucht einen Freund B. in dessen Garten und freut sich über die neue hübsche Anlage. B. erzählt darauf, das Grundstück sei so ganz unfruchtbarer Sand gewesen, daß in der Gemeine, zu deren Feldmark es gehöre, niemand darauf Anspruch gemacht, auch die Gemeine sich nicht darum gekümmert. So habe er es ohne Widerspruch genommen und durch Mühe und Arbeit etwas daraus gemacht. Um so aufmerksamer sieht der Gast den Garten nochmals an. Eine allerliebste Besitzung, meint er dann, aber wenn nun die, welche ihn früher verschmäht haben, anderen Sinnes werden und ihn dir nehmen? Ei, erwiedert B., ich habe den wüsten Fleck Landes ja vor aller Augen bearbeitet. Was ich bearbeitet habe, ist mein.

Hm, sagt A., wir machen das anders. Er erzählt darauf von seiner letzten Seefahrt auf einem Kriegsschiff, das von dem Landesherrn auf Entdeckung ausgesandt. Man habe eine schöne unbewohnte Insel gefunden und sogleich für den König in Besitz genommen, aber zum Bearbeiten sei es dabei nicht gekommen. Man habe nur einen Pfahl mit dem Wappen des Landesherrn und einer Inschrift errichtet.

Indem sie so sprechen, treten sie in eine Laube, wo des B. beide Kinder spielen. A. holt einen Granatapfel aus der Tasche, wirft ihn auf den Tisch und ruft: Wer will ihn haben? Greift zu! Beide Kinder rufen: ich, fassen nach der Frucht und C. ergreift sie. Er ist mein, spricht der Knabe erfreut. Nein, ich will ihn haben, erwiedert der andre, ich habe ihn zuerst greifen wollen. Auf das Wollen kommt es hier nicht an, versetzt der Vater, dein Bruder hat nicht bloß gewollt, er hat auch zuerst zugegriffen, der Apfel ist daher sein. Der Abgewiesene macht ein betrübtes Gesicht. Zum Glück hat der Gast noch eine ausländische Frucht mitgebracht, durch die er den Traurigen wieder erheitert.

Die Kinder laufen weg, um der ganzen Hausgenossenschaft ihr Glück zu verkündigen. B. sieht ihnen nach und wendet sich lächelnd zu A. Da haben wir ja sämmtliche Arten, wie etwas Besitz wird,

gleich bei einander, spricht er zu seinem Freunde. Besitzen kann nur eine Person, besessen werden nur eine Sache. Besitz ist also jede Sache, in welche eine Person ihren Willen gelegt hat; zum Besitze wird etwas durch den Act der Besitznahme, der auf mehr als eine Weise erfolgen kann, nämlich durch Ergreifung, durch Umbildung, durch Bezeichnung einer Sache.

Vergnügen, Glückseligkeit, Seligkeit.

1. A. erzählt dem B. ein Ereigniß, das ihm begegnet ist, und schließt mit der Bemerkung: das war mir ein rechtes Vergnügen. Ich kam mir vor wie König Krösus. Wie Krösus? fragt B. Nun ja wohl, antwortete A. und erzählte seinem Freunde die Geschichte vom Krösus und Solon. Als er geendet hat, sagt B.: der Zustand des Krösus war doch ein anderer als der deinige. Der König nannte ihn selbst Glückseligkeit. Solon war damit nicht einverstanden, versetzte A., denn dem Zustand des Krösus fehlte die Dauer.

Wenn das ist, erwiedert B., so hätten wir ja wohl den Unterschied zwischen Vergnügen und Glückseligkeit gefunden. Vergnügen wäre nämlich ein vorübergehender, einmaliger, Glückseligkeit ein dauernder Zustand.

Das ist wenigstens etwas, das zur Sache gehört. Aber nun will ich dir noch etwas erzählen, sagt A. Er erzählt darauf von einem Manne (der genauer zu bezeichnen), der mancherlei Leid zu tragen hat (das Leid anzugeben), aber immer heiter ist. Beklagt man ihn, so antwortet er: ich empfinde den Schmerz wohl, aber es ist ja Gottes Wille, daß ich ihn trage. Wie wollen wir des Mannes Zustand nennen? Das ist Seligkeit, antwortete B.

2. Vergnügen, Glückseligkeit und Seligkeit sind also Zustände des menschlichen Willens, der sich befriedigt findet. Der vergnügte und glückselige Wille sind durch äußere Gegenstände befriedigt, der erstere einmal, vorübergehend, der letztere dauernd. Der selige Wille ist durch Inneres, durch den Gedanken an Gott, dauernd befriedigt.

Der Theoretiker.

Der Kaufmann A. klagt seinem Freunde B., dem gelehrten Mathematiker, er habe einen bedeutenden Verlust in seinem Geschäft erlitten. Am Schluß seiner Erzählung sagt er: Ich habe mich verrechnet, daher kommt der Schade. Wäre ich ein Mathematiker wie du, mir wäre das nicht begegnet.

Vielleicht etwas noch Schlimmeres, erwiedert B., kennst du meine Lebensgeschichte? Als A. dies verneint, erzählt B. wie er von Jugend auf Lust und Anlage zur Mathematik gehabt. Das habe seinem Vater gefallen, der habe gemeint, so ein Knabe müsse Kaufmann werden.

B. kommt zu einem Kaufmann in die Lehre und soll im Laden verkaufen, macht aber alles ungeschickt, weiß namentlich gar nicht mit dem Gelde zurecht zu kommen. Beispiele seines Ungeschicks. B.'s Vater meint, auf dem Comptoir werde es besser gehen. Man braucht ihn bei der Buchhaltung. Er macht auch hier lauter Verwirrung. Da sagt der Vater: der Junge soll studiren, er ist zu einfältig zum Kaufmanne. B. erzählt dann weiter, wie er, nun seine Studien angefangen und es mittlerweile doch so weit gebracht habe, daß Engländer und Franzosen seine mathematischen Schriften übersetzt hätten.

Wie ist das möglich? fragt A. Du kannst so tiefsinnige Rechnungen erfinden und durchführen, und mit dem kaufmännischen Rechnen konntest du nicht zurecht kommen?

Nun ja, erwiedert B. Ich bin von je her ein Theoretiker gewesen, d. h. einer, dem es allein darum zu thun ist, Gegenstände zu *wissen*.

Der Praktiker.

Ein Botaniker A. erzählt die lustigen Abentheuer, die er auf einer botanischen Excursion gehabt. (Die Abentheuer mag jeder frei erfinden und anordnen, wie er es am besten findet, nur folgende zwei müssen darunter sein:) A. kommt mit B. zusammen, der sich ausführlich aus einander setzen läßt, wie man die Pflanzen aufsuche und wie es dann weiter mit ihnen gehalten werde (das Verfahren ist zu beschreiben). Was hat man aber am Ende davon? fragt B. darauf. Ein Herbarium und Pflanzenkenntniß, meint A. Das ist wenig genug, erwiedert der andre, ich nehme eine Schüssel voll frisch gepflückter Erdbeeren lieber. — A. trifft im Walde mit C., dem Förster des Reviers, zusammen. Er kommt diesem verdächtig vor (Welchen Verdacht C. gegen A. hat, bleibt der Erfindung eines jeden überlassen). C. fragt deshalb, was A. hier suche. Als der angiebt, er suche Pflanzen, will C. es nicht glauben, darum laufe kein vernünftiger Mensch im Walde herum, A. werde wohl andre Absichten haben. Wer er denn sei. A. antwortet: ich bin ein Apotheker. Sogleich ist C. zufrieden gestellt und entschuldigt sich seines Mißtrauens halber; das verstehe sich, ein Apotheker müsse freilich Kräuter suchen, um Arzenei daraus zu kochen. Die Gesellschaft, der A. seine Schicksale erzählt hat, findet die Aeußerungen B.'s und C.'s sehr einfältig. Was ist davon viel zu sagen, antwortet A., sie sind alle beide beschränkte Praktiker, die nicht begreifen, daß jemand daran liegen kann, von einem Gegenstande zu *wissen*, ohne von demselben etwas zu *wollen*. Denn darin unterscheiden sich der Theoretiker und der Praktiker: dieser will, jener weiß etwas von einem Gegenstande.

Von den Abhandlungen, welche nicht den Rahmen eines Gespräches oder einer Erzählung haben, gebe ich folgende vortreffliche, klare Disposition, welche den Schülern noch genug Raum zu phantasiereicher Ausführung und specieller Erörterung übrig läßt:

Das Meer und die Wüste, das Schiff des Meeres und das Schiff der Wüste.

Die Araber nennen die Sahara das Sandmeer, das Kameel nennen sie das Schiff der Wüste. Gehen wir der Vergleichung weiter nach und sehen, wie weit sie richtig ist. Meer und Wüste sind zum bleibenden Wohnsitz für Menschen gleich ungeeignet wegen ihrer Beweglichkeit; beide werden deshalb auch durch Stürme gewaltsam und verderblich aufgeregt. Das Meer ist überflüssig feucht und die Wüste überflüssig dürr, doch haben beide denselben Mangel an Quellwasser. Doch enthalten Meer und Wüste ihrer Beweglichkeit ungeachtet Stellen unbeweglichen Bodens, Inseln, Oasen, und sind von unbeweglichem Boden begränzt. Meer und Wüste, obwohl zum bleibenden Wohnsitz für Menschen nicht geeignet, können daher von ihnen doch durchzogen werden, doch nicht ohne Vermittelung eines andern. Dies Vermittelnde ist für den Seefahrer das Schiff, ein Werk menschlicher Hände, für den, der die Wüste durchwandert, das Kameel, ein lebendiges Thier. Beide müssen geleitet werden; was der Steuermann dem Schiff, ist der Kameelführer seinem Thier. Zum Durchziehen der Wüste und des Meeres gehört also Geschick und Muth, aber Geschicklichkeit verschiedener Art.

Wie die Erzählungen, die im Laufe eines Semesters von den Schülern zu bearbeiten waren, in geschlossenem Zusammenhang standen, so gab er auch sehr häufig für die Abhandlungen solche Themata, die alle demselben Gedankenkreis angehören. Das oben gegebene Beispiel gehört einer Reihe von Aufgaben an, von denen er in einer Vorbemerkung selber sagt, daß sie Prolegomena von der in Prima zu gebenden Philosophie der Geschichte sein sollen. Der Zweck sei, an Beispielen den Schülern faßlich zu machen, daß die Natur den menschlichen Willen anrege, aber nicht ihn bestimme, daß der Wille des Menschen der Natur gegenüber frei sei.

Die Aufgaben für die beiden oberen Classen sind ungemein mannigfaltig, so daß es schwer ist durch wenige Beispiele, auf die

ich mich nun einmal beschränken muß, eine Anschauung von dem Reichthum des Lehrers zu geben. Ich theile folgende Dispositionen mit, deren Gedanken sich auf sehr verschiedenen Gebieten bewegen:

I. Die Schlacht bei Platäa und die Schlacht bei Tours.

Das Bewußtsein der Völker hat im heidnischen Alterthum den Gegensatz der Hellenen und Barbaren, im christlichen Mittelalter und noch im sechzehnten Jahrhundert den der Christen und Nichtchristen in sich getragen und sowohl in dem wirklichen Leben als in der Poesie ausgeprägt.

Der antike Gegensatz erscheint auch in der Schlacht von Platäa. Das Geschichtliche.

Der mittelalterliche Gegensatz hat seinen Ausdruck in der Schlacht von Tours gefunden. Das Geschichtliche.

Beide Schlachten verhalten sich demnach in der Wirklichkeit zu einander, wie in der Poesie Medea und das befreite Jerusalem.

Wie beide ihrem Charakter nach also verwandt sind, so auch nach ihrer Bedeutung für die Geschichte Europas.

Die Schlacht von Platäa hat Europa für immer von den Persern befreit und dadurch die Hellenische Bildung, die an welcher unser ganzer Erdtheil sich entwickeln sollte, vom Untergange gerettet.

Dagegen läßt sich einwenden, die Griechen seien doch später unter die Herrschaft der Römer gekommen, und diese Fremdherrschaft habe die Hellenische Bildung nicht zum Untergange geführt, vielmehr sie auch auf die Sieger übertragen. Eben so hätte es auch geschehen können, wenn Griechenland den Persern unterworfen wäre.

Aber die Fälle sind verschieden. 1. Als die Perser in Griechenland eindrangen, war die Bildung der Griechen erst im Entstehen; als die Römer das Land eroberten, hatte sich die Griechische Bildung schon in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit entfaltet, bedurfte also der politischen Selbständigkeit nicht mehr so nothwendig. Dazu war 2. ein Unterschied zwischen Römern und Persern. Die Perser haben sich weit weniger empfänglich für Griechische Bildung gezeigt, als die Römer.

Die Schlacht von Platäa ist also allerdings als Bewahrerin der Griechischen Bildung für ganz Europa zu betrachten.

Die Schlacht von Tours hat von der abendländischen Christenheit die Gefahr abgewandt unter die Herrschaft des Islam zu kommen und hat dadurch die christliche Bildung, aus der die ganze Gestaltung des neuern Europa hervorgegangen ist, vom Untergange gerettet.

Wendet man dagegen ein, daß, wie die Geschichte zeigt, das

Christenthum auch unter Islamitischer Herrschaft fort bestanden habe, so ist das Fortbestehen zuzugeben, aber eine fröhliche und freie Entwickelung aller im Christenthum enthaltenen Keime ist unter einer solchen Herrschaft nicht nachzuweisen, noch weniger aber bis jetzt, daß der Islam eine Einwirkung des Christenthums auf sich willig gestattet hat.

Die Schlacht von Platäa und die Schlacht von Tours haben also die Hellenische und die christliche Bildung, die Fundamente der Entwickelung des heutigen Europa gegen Barbarenthum und Islam gesichert: das ist ihre weltgeschichtliche Bedeutung.

II. Der immerwährende Friede.

Der Friede hat begreiflich seinen Gegensatz am Kampf.

Der letztere kann Kampf der Gedanken, der Worte und Thaten, also innerer und äußerer sein.

Ebenso der Friede innerer und äußerer. Der innere das Wesen, der äußere dessen Erscheinung oder auch wesenloser Schein, wenn er nur äußerer ist.

Der Friede seinem Umfange nach politischer, bürgerlicher, häuslicher, individueller oder Seelenfriede.

Der individuelle Friede die Grundlage. Haben alle Individuen eines Hauses, eines Staates, mehrerer mit einander in Berührung kommender Staaten Seelenfrieden, so wird auch häuslicher, bürgerlicher, politischer Friede da sein.

Die Kämpfe in der Seele des Einzelnen, ethische und logische. Was sie sind.

Ist ein immerwährender ethischer Seelenfriede möglich? Ein immer währender logischer? Ein immerwährender äußerer häuslicher, bürgerlicher, politischer Friede? Ein immerwährender innerer häuslicher, bürgerlicher, politischer Friede?

III. Was wir wollen.

Wir wollen Befriedigung. Aber wir finden sie in äußerst verschiedenen Gegenständen, der Säufer in der Trunkenheit, der Musikfreund im Clavierspiel oder in einem Concert, der Andächtige im Gebet. Die Befriedigung kann rein und würdig, sie kann auch sehr gemein und schlecht sein.

Ordnen wir die Gegenstände menschlicher Befriedigung, so sind sie entweder zuerst sinnlich oder übersinnlich, die Befriedigung dem entsprechend entweder Sinnenglück oder Seelenglück. Wer gut wohnen, essen, trinken, schlafen, Taback rauchen oder schnupfen will, sucht Sinnenglück, wer Freundschaft, Ehre, Ruhm, Gelehrsamkeit &c., trachtet nach Seelenglück. Im Allgemeinen hat dieses höheren Werth

als jenes, wie auch die Seele mehr werth ist, als der Leib, doch ist manches Seelenglück auch keineswegs rein und gut zu nennen. Das Glück des hoffärtigen Menschen oben an zu stehen und auf andere Menschen mit Verachtung herab zu blicken, ist z. B. ein sehr unedles Seelenglück. Wiederum auch können Seelenglück und Sinnenglück zugleich statt finden. z. B. der Hungrige, der sich satt ißt mit dem Gefühl der Liebe und des Dankes gegen den Reichen, der ihn speis't, genießt Seelenglück und Sinnenglück zugleich. Beiderlei Glück kann auch getrennt sein. Hat der gespeis'te Hungrige jenes Gefühl des Dankes nicht, indem er ißt, so genießt er nur das Sinnenglück, sein Glück ist geringer als das des Ersten.

Unter den übersinnlichen Gegenständen unsers Willens ist nur Einer, der volle und stete Befriedigung gewähren kann, Gott. Wer ihn will, ist selig und je mehr und von ganzer Seele er ihn will, um so seliger ist er. Seligkeit heißt also die Befriedigung, die wir in Gott finden. Diese kann verbunden sein mit dem Seelenglück. Wir können z. B. Gott und Menschen zugleich lieben. Auch mit dem Sinnenglück kann die Seligkeit zusammen bestehen. Sättigt sich der Hungrige dankbaren Herzens gegen Gott, der ihm einen menschlichen Wohlthäter erweckt hat und gegen diesen, der ihm die Speise reicht, so genießt er zugleich Sinnenglück, Seelenglück und Seligkeit. Aber das ist nicht immer so. Der trunkene Säufer hat nichts als sein wüstes Sinnenglück, nichts von Seelenglück, nichts von Seligkeit. Wiederum Hiob, der an schmerzlicher Krankheit litt und den seine Freunde kränkten, entbehrte des Sinnenglückes und des Seelenglückes, aber er war selig in Gott.

IV. Kriegerische, politische, moralische Tapferkeit.

1. Durch die Tapferkeit ihrer Bewohner, hat Agesilaus gesagt, müssen die Städte befestigt sein. Er hat Recht; aber wie die genannte Tugend für den Zweck der Städtebefestigung sich noch anderer Mittel bedienen kann als der bloßen Faust, so wird sie auch noch andere Zwecke sich setzen können, als die Städtebefestigung.

2. Zunächst liegt am Tage, daß die Tapferkeit, welche die Städte fest und sicher macht, sich eben so wohl in der offenen Schlacht auf der See oder auf dem Lande zeigen kann, daß sie mithin allgemein den Zweck der Vaterlandsvertheidigung gegen auswärtige Feinde habe. So findet sie ihre Anwendung im Kriege: an glänzenden Beispielen solcher kriegerischen Tapferkeit mangelt es so leicht keiner Nation.

3. Doch bedürfen die Staaten auch im Frieden der Tapferkeit. Solon, Themistokles, Aristides, Perikles und viele andere Staatsmänner alter und neuer Zeit haben nicht geringe Tapferkei tbewiesen wenn sie angefeindet, geschmäht, verfolgt bei den Maßregeln verharrten, die

sie als heilsam und nothwendig für ihr Vaterland erkannt hatten. Die Tapferkeit kann also den Zweck haben, das Heil des Vaterlandes mit Nachdruck zu fördern. So ist sie politische Tapferkeit; ihr Zweck ist allgemeiner als der der kriegerischen; er schließt diesen mit ein.

4. Die Tapferkeit ist auch nicht auf Staatszwecke beschränkt; sie kann sich wie eines Staates Heil, so das einer Familie, eines Einzelnen, eines Freundes, ja eines Feindes zum Zwecke setzen, sie findet in allen menschlichen Verhältnissen Raum für ihre Thätigkeit. So ist sie moralische Tapferkeit, welche die politische, gleich der kriegerischen mit einschließt. Die Tapferkeit ist ihrem Wesen nach nichts andres, als der entschiedene, beharrliche Wille dessen, was Recht ist in allen Verhältnissen.

5. Zu ihrem Gegensatz hat diese moralische Tapferkeit einerseits die unmoralische, welche der entschiedene, beharrliche Wille dessen was Unrecht, in welchen Verhältnissen es sei, andrerseits die physische, jene natürliche Verwegenheit, der es nicht um einen würdigen Zweck zu thun ist, sondern die nur ihr Gelüsten nach Kampf und gefährlichen Unternehmungen befriedigen will.

V. Man hat die Noth die Mutter der Künste genannt; was ist von der Vorstellung zu halten?

1. Die Künste im weitesten Sinne des Wortes, nützliche und schöne, bezeichnen in ihrer Gesammtheit diejenige Thätigkeit der Menschen, welche die Naturgegenstände umbildet. Die Noth begreift als Gesammtheit die unabweislichen Forderungen der Naturtriebe, des Hungers, Durstes 2c. Der metaphorische Ausdruck, die Noth sei die Mutter der Künste, würde demnach nichts anderes sagen, als dies: alle menschliche Thätigkeit, welche die Natur umbildet, hat ihren Grund in den unabweislichen Forderungen der Naturtriebe.

2. Da nun aber jede menschliche Thätigkeit im menschlichen Willen und Zweck ihren Grund hat, so bestimmt sich die eben gegebene Erklärung näher dahin: alle menschliche Thätigkeit, welche die Natur umbildet, hat ihren Grund in dem Zweck, den Forderungen der Natur zu genügen.

3. Dagegen wird eingewandt, alle schönen Künste legen es gar nicht darauf an, Forderungen der Naturtriebe zu genügen, selbst von einem großen Theil der nützlichen müßte dasselbe gesagt werden: man könne ihren Grund also nicht in jenem Zwecke suchen, sie nicht als Kinder der Noth betrachten. Die Antwort auf dieses Bedenken würde sein: Kinder der Noth sind jene Künste nicht in Hinsicht auf die, welche die Werke der Künste genießen, wohl aber in Hinsicht auf die, welche dergleichen Werke arbeiten als Mittel des Erwerbes, mithin zu dem Zweck ihrer Noth abzuhelfen.

4. Indessen lehrt die Erfahrung, daß die Künste keineswegs von allen als Mittel des Erwerbes betrieben werden; Reiche und Mächtige haben ihnen obgelegen. Und selbst wenn alle Künstler jenen Zweck verfolgten, so wäre das immer erst der Zweck der Künstler, nicht der Zweck der Künste. Die Noth könnte dann mit Recht die Mutter der Künstler heißen, nicht die Mutter der Künste.

5. Die Zwecke der Künstler, deren sehr viele sein können, gehören den Individuen an, liegen also außerhalb der Künste und sind unwesentliche Nebenzwecke. Der allen Künsten innewohnende Zweck, der wesentliche, kann aber kein anderer sein, als der, die Macht des Geistes über die Natur zu offenbaren, den Menschen als den Herrn der bewußtlosen Natur darzustellen.

VI. Der Charakter des Max Piccolomini als Terminus medius der Charaktere Octavios und des Herzogs von Friedland in Schillers Wallenstein.

a. Wie kann ein Charakter als ein Terminus medius betrachtet werden? Charakter. Begriff. Ein Begriff, ein Charakter umfassender, als der andere.

b. Daß in Schillers Wallenstein der Charakter des Max so zu betrachten.

Max treu dem Kaiser und treu dem Freunde.
Octavio treu dem Kaiser und untreu dem Freunde.
Wallenstein untreu dem Kaiser und treu dem Freunde.

Wäre also die Frage:

Sind Octavio und Wallenstein treue Charaktere?

So wäre die Antwort:

Max ist ein treuer Charakter
Octavio und Wallenstein sind nicht wie Max
Octavio und Wallenstein sind keine treuen Charaktere.

c. Aus den Worten des Dichters in der Tragödie nachzuweisen, daß er die Stellung der drei Charaktere so will angesehen wissen.

VII. Die Maxime Volenti non fit injuria.

Niemand will, daß ihm Unrecht gethan werde: das ist ein Erfahrungssatz, der seinen Grund in dem Rechtsgefühl, aber auch in dem Egoismus der Menschen hat. Daraus ist die schon von Römischen Juristen anerkannte Rechtsmaxime abgeleitet: Was Jemand mit seinem Willen gethan wird, ist kein Unrecht gegen ihn. Ist die Maxime wahr oder unwahr?

Wer im Handel und Wandel betrogen wird, giebt dem Verkäufer den Kaufpreis ohne Zweifel mit seinem Willen. So müßte man jener Maxime gemäß sagen, dem Betrogenen sei kein Unrecht geschehen

hen. Aber lag es in seinem Willen betrogen zu werden, und wenn er gewußt hätte, die Waare sei den geforderten Preis nicht werth, würde er ihn gegeben haben? Die Maxime ist also, wenn nicht gerade zu unrichtig, doch nicht bestimmt genug gefaßt. Die Unbestimmtheit liegt darin, daß sie das Wissen, welches freilich nothwendig mit zum Wollen gehört, nicht ausdrücklich erwähnt. Genauer formulirt würde also der Satz lauten:

Volenti et scienti non fit injuria.

Es ist auch damit noch nicht alle Unbestimmtheit aufgehoben. Gesetzt, es litte Jemand an einer schmerzhaften, unheilbaren Krankheit und forderte einen andern auf: Tödte mich, damit meine Qual ein Ende hat. Thäte nun der Aufgeforderte, was von ihm verlangt worden, thäte er dann dem andern Unrecht oder nicht? Nach unsrer Maxime würde man antworten müssen: er thäte ihm kein Unrecht, denn jenem geschähe ja nur, was er wisse und wolle. Aber der Leidende hat von Schmerzen betäubt vielleicht nicht klar gewußt, was er wollte und hat jedenfalls nicht gewollt, was er dem göttlichen Willen gemäß wollen sollte. Damit ergiebt sich, daß die Rechtsmaxime noch näherer Bestimmung bedarf, um als wahr anerkannt zu werden. Wir werden sie fassen:

Recte volenti et recte scienti non fit injuria.

Und nur in so fern diese genauern Bestimmungen als in der ursprünglichen Fassung als mit enthalten gedacht werden, kann man letztere gelten lassen.

Wie Giesebrecht die Behandlung der Aufsatzthemata von den Schülern verlangte, das wird sich aus den mitgetheilten Dispositionen erkennen lassen; von dem Reichthum der Stoffe können natürlich die wenigen Proben keine klare Anschauung geben, wenn ich sie auch mit Rücksicht darauf ausgewählt habe. Am häufigsten erscheinen in den Aufsätzen Gedanken über große weltgeschichtliche Begebenheiten, die mit einander oder mit Werken der schönen Literatur verglichen werden, die Gegensätze in der Geschichte, an denen das Gesetz, wie der Gedanke von der These durch die Antithese zur Synthese drängt, dem Schüler faßlich gemacht wird, — so das Christenthum dem Judenthum und Heidenthum gegenüber — ferner der Gegensatz zwischen dem seiner selbstbewußten Menschen und der bewußtlosen Natur, zwischen Cultur und

Civilisation, Gedächtniß und Erinnerung; daneben in früherer Zeit häufig Themata über rechtliche Grundbegriffe, in späterer Zeit noch häufiger, besonders für die Secundaner, Aufgaben, deren Inhalt der Logik, Poetik und Rhetorik entnommen war. Sehr selten und nur in der ersten Hälfte seiner pädagogischen Thätigkeit überließ er das letzte Thema des Semesters der freien Wahl des Schülers, häufiger gab er ihnen, wenn sie durch das Voraufgegangene dazu vorbereitet schienen, die Disposition anheim oder begnügte sich damit, ihnen eine Anzahl von Fragen vorzulegen, welche sie angewiesen wurden sich zu beantworten, bevor sie an die Arbeit des Disponirens gingen. Wo er den Gedankeninhalt selbst angab, waren weitere Ausführungen, wie die mitgetheilten Dispositionen zeigen, von den Schülern einestheils leicht zu finden, und dann dem Lehrer sehr willkommen, anderntheils schien das gegebene so fest in sich geschlossen und bei aller Kürze so erschöpfend, daß es seine Schwierigkeit hatte etwas Wesentliches hinzuzufügen. Im letzteren Falle war auch Giesebrecht durchaus damit zufrieden, wenn er in den Aufsätzen nichts als die von ihm entwickelten Gedanken wiederfand. Manche Schüler allerdings begnügten sich aus Furcht, auf eine von ihm gemißbilligte Gedankenreihe zu gerathen, in jedem Falle mit der möglichst genauen Wiedergabe des Gegebenen und sind, wenn sie es selbständig reproducirten, auch dadurch erheblich gefördert worden; wer freilich das Denken scheuend auf verbotenem Wege diese Reproduction sich verschaffte und so, statt das Vorgedachte nachzudenken, geistlose Fingerarbeiten lieferte, kann sich nicht wundern, wenn er sich durch diese Schreibeübungen in seiner intellectuellen Entwickelung nicht sonderlich gefördert gesehen hat. Solchem verkehrten Treiben der Schüler, von denen so manche in banausischer Gesinnung nicht Bildung, sondern günstige Censuren wollen, genügend zu steuern, es durch Maßregeln wo möglich zu verhüten, lag nicht in seinem Wesen, ein Umstand, der freilich nicht durch schwächliches Nachgeben und Gehenlassen, sondern durch ein gewisses Ungeschick in äußerlichen Dingen hervor gerufen war und in inniger Verbindung mit seinem auf das Ideale gerichteten Sinn stand,

aber als ein Mangel an einem praktischen Schulmann gewiß wird angesehen werden müssen. Daß er dieses handwerkmäßige Treiben einzelner Schüler nicht genügend zu hindern verstand, hat denn hie und da die Meinung erweckt, als sei er in seinem Urtheile nicht frei von Parteilichkeit gewesen, da er in der einen Arbeit genau dasselbe gerügt, was er in einer andern ungerügt gelassen. Auf das allerentschiedenste muß ich dem entgegentreten, wenn dem hochsinnigen, charaktervollen Manne in dieser Richtung der leiseste Vorwurf gemacht wird. Mag sein, daß er dieselbe Deduction, mit derselben Wendung in der Arbeit des producirenden Schülers billigte, und sie verwarf in der Arbeit des abschreibenden, da sie ihm als mit dessen sonstiger Gedankenwelt in Widerspruch stehend nur als unverstandenes Gerede erschien, mag in andern Fällen die überaus ermüdende Lectüre solcher Aufsätze ihn hier zu strengerem, dort zu milderem Maßstabe geführt haben, mag man die Thatsache, an der zu zweifeln ich keinen Grund habe, erklären, wie man wolle: nur meine man nicht, daß er je in seinem Leben mit Bewußtsein zwei gleiche Leistungen verschieden beurtheilt habe. Die Beurtheilung also mag nicht immer objectiv unparteiisch gewesen sein, der Beurtheilende selber war immer aufrichtig und wahrhaftig, und mehr kann nach Göthes bekannter Maxime kein Mensch versprechen zu sein. Und das ist er gewesen, nicht blos hier, wo die Versuchung, es nicht zu sein, leicht zu besiegen ist, sondern sein ganzes Leben lang mit unerschütterlichem Mannesmuth und mit einer zuweilen wohl an Rücksichtslosigkeit streifenden Offenheit, den hochgestelltesten und einflußreichsten Persönlichkeiten gegenüber, deren Mißfallen ihn nie hinderte, was er meinte, zu sagen, und ebenso gegenüber seinen liebsten und theuersten Freunden und Angehörigen ohne Scheu durch den unumwundenen Ausdruck seiner Meinung vielleicht zu verletzen. Wie sollte ein solcher Mann Schülerarbeiten mit bewußter Parteilichkeit beurtheilt haben!

Von der mittelhochdeutschen Poesie, als von einem Unterrichtsgegenstand auf dem Gymnasium, wollte Giesebrecht nichts wissen. Für die Bildung der Jugend galt ihm von unserer Literatur nur der neuhochdeutsche Theil für werthvoll, der sich

an den Alten gebildet hat. (Dam. 1862, 200): „Die einfachen, stillen großen Formen, welche den Bildwerken der Nation mit Recht nachgerühmt werden, finden sich eben so im Homer und in den Tragikern, vor allen im Sophokles. Mit ihnen haben die großen Deutschen Dichter am Ende des vorigen Jahrhunderts gerungen. Sie haben sich zum Theil zu früh für besiegt erachtet und von dem reichen Inhalt, den das Christenthum ihnen bot, mehr als gut, für die schöne Griechische Form daran gegeben. Mag ein späteres Geschlecht das ausgleichen, wenn es kann; aber von dem Studium der Antike absehen darf die christliche Kunstbildung nicht, die theoretische so wenig, als die praktische.

Das Gymnasium bedarf der antiken Poesie, und die mittelhochdeutsche, phantastisch, buntscheckig, wie sie ist, auch nur neben jene einführen, heißt die Jugend verwirren, das Einfache, Klare ihr verleiden. Aber die Dichtungen Hartmanns von der Aue, Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg, sagt man, sind national. Sie sind französisch, selbst die nationale Sage ist in ihnen verritterlicht und verminniglicht, wie die Vergleichung mit Nordischer Sage und Nordischen Liedern zeigt, wie P. E. Müller schon vor länger als vierzig Jahren nachgewiesen hat.*) Ihr Werth für die Literargeschichte und welchen andern sie sonst noch haben mögen, bleibt unangefochten, aber sie sind nicht geeignet, einem Lebensalter als Vorbilder zu dienen, das aus seiner natürlichen Unruhe und Phantasterei zur Sammlung des Geistes soll hingeführt werden. Den Zweck fördert von allem, was die Deutsche Poesie hervorgebracht, nur der neuhochdeutsche Theil unserer Nationalliteratur; nur er hat sich an den Alten und durch sie gebildet. Und seine Häresien wird die christliche Schule zu überwinden, wird sie ihren Zöglingen selbst förderlich für deren Einsicht in die evangelische Wahrheit zu machen im Stande sein.“

Noch eingehender spricht er sich darüber an einer andern

*) P. E. Müller Saga-Bibliothek med Anmärkninger og indledende Afhandlinger. Kjöbenhavn. 1818. II. 316—343.

Stelle aus (Dam. 1860, 387): „Es ist neuerdings die Frage aufgeworfen, ob oder wie weit das Gothische, Altdeutsche und Mitteldeutsche mit ihrer Literatur in dem Gymnasialunterricht ihre Stelle finden sollen. Der Gedanke befremdet gegenüber der gleichzeitig verlautenden Klage über die Vielwisserei.

Was nun von Gothischer Literatur vorhanden, beschränkt sich auf den Codex argenteus; seinen Inhalt wie den der beiden Altdeutschen Evangelienharmonien entnimmt die Jugend in den Gymnasien besser und zweckmäßiger aus Luthers Uebersetzung und aus dem Griechischen neuen Testament, und auf das Fragment des Hildebrandliedes, auf das Ludwigslied, die Merseburger Formeln 2c. wird wohl verzichten können, wer auf die Tragödien des Aeschylus verzichten muß, ja selbst vom Sophokles zumeist nur eine erste Kenntniß gewinnt. Die Mitteldeutsche Literatur ist freilich bedeutend reicher, als ihre Vorgängerinnen; aber sie enthält unreine Elemente, ist durchaus phantastisch, in der Darstellung weitschweifig, und wer in der ersten Bildung seines Geistes begriffen ist, dem sollte man, wo möglich, nur Reines, Klares, Geordnetes, Concises vor das geistige Auge bringen. Da nun obenein zum vollen Verständniß dieser Poesie eine Bekanntschaft mit der Kulturgeschichte des Mittelalters erforderlich ist, welche der Gymnasialunterricht nirgend gewährt, so wird es am besten sein, in der Schule ganz von ihr abzusehen und sich an den Alten und an der Neudeutschen Literatur genügen zu lassen. Soll aber durchaus etwas in jener Richtung geschehen, lese dann der Primaner das Nibelungenlied und die Gudrun in Neuhochdeutscher Uebersetzung. Das genügt für ihn. Ein tiefer gehendes Studium überschreitet den Kreis des allgemeinen Wissens, in welchem das Gymnasium sich zu bewegen hat.

Man wird mir einwenden, um die Kenntniß der Literatur sei es gar nicht oder doch nur neben bei zu thun, dagegen um die Sprache allermeist. Mir däucht, wenn das Gymnasium nicht zur Fachschule für Sprachforscher werden soll, so hat es am Lateinischen, Griechischen, Hebräischen, Französischen und Neuhochdeutschen der besondern Grammatik eher zu viel als zu wenig.

Wird eingewandt, das Neuhochdeutsche sei ohne seine Antecedentien, das Gothische, Altdeutsche und Mitteldeutsche nicht gründlich zu verstehen, und an dem Verständniß der Muttersprache müsse doch jedem Deutschen, nicht allein dem Sprachforscher, vor allem andern Wissen gelegen sein. Ich dächte, die Argumentation habe mehr den Schein der Vaterlandsliebe, als deren Wirklichkeit. Der angeführte Grund ist eben so anwendbar auf das Angelsächsische und Isländische, und warum nicht auf Zend und Sanskrit? Welch eine Erweiterung des Lehrbegriffs der Gymnasien!"

Nachdem er dann nachgewiesen, daß durch die gegenwärtige Organisation des Gymnasialunterrichts für die verstandesmäßige Auffassung der sprachlichen Erscheinungen, auch in der Muttersprache, zum Zweck der allgemeinen Bildung durchaus genügend gesorgt sei, fährt er fort: „Niemand kann den Werth eines Zerlegens der Sprache in ihre Bestandtheile, des Nachweisens der Metamorphosen dieser zum Zweck ihrer Zusammenfügung und der Regeln, nach denen selbe erfolgt, gering achten, niemand der besondern Sprachwissenschaft die Befugniß absprechen wollen, auf dieselbe Weise mit früheren Gestaltungen unserer Sprache zu verfahren und so geschichtlich zurück zu gehen, wo möglich bis zu ihren Anfängen. Aber dies Besondere als einen nothwendigen Bestandtheil der allgemeinen wissenschaftlichen Bildung anzuerkennen, verbietet eben so sehr das Interesse der Schule, als der Nation. Der Schule, denn die unausbleibliche Folge würde sein, daß die musikalische und die poetische Seite der Muttersprache, welche allein das Sprachgefühl, das sinnvolle Spiel der Tropen und Figuren, welches nur die Sprachphantasie erfassen kann, also grade der geheimnißvolle Hauch des eigensten, nationalen Geistes auf Deutschen Lippen in der Bildung der Jugend entweder ganz unbeachtet blieben oder doch in den Winkel geschoben würden. Auch mit dem Interesse der Nation stände das Uebermaß verstandesmäßiger Behandlung der nationalen Sprache im Widerspruch. Zwar das Streben würde seine natürliche Grenze finden an dem vielseitigen Widerstreben gegen ein gelehrtes Studium, das seiner Art nach nur wenige, besonders gestimmte Geister anziehen kann;

aber bis diese Einsicht gereift und der verfehlte Schritt zurück gethan wäre, könnte unsrer Sprache schon manches zu Leide geschehen sein durch umbildnerische Versuche des sondernden und scheidenden, aber unproductiven Sprachverstandes. Denn nicht der Grammatiker ist zum Bildner der Sprache berufen, sondern der Dichter, der, welcher im Besonderen diesen Namen führt, und jener andre heimliche, der lauter oder leiser in jeder stillen Menschenseele sich vernehmen läßt."

Ihm erschien eben nicht alle gesteigerte Bildung als ein Gewinn, nur die harmonisch gesteigerte. Der Gymnasialunterricht kann nach seiner Ueberzeugung nicht für einen besondern Beruf vorbereiten, etwa den der linguistischen Studien; er kann und soll vielmehr die Jugend objectiv zu der Erkenntniß der nothwendigen Grundlagen alles menschlichen Wissens, subjectiv zu der Erkenntniß der eigenen Neigung und des eigenen geistigen Vermögens hinführen, damit jeder einzelne Schüler für sich erst den Entschluß zu einem besonderen Beruf fassen könne. (Dam. 1860, 197.) Ihm galten in Uebereinstimmung mit dem Gesetz vom 4. Juni 1834, dessen Weisheit er pries, die Gymnasien als allgemein wissenschaftliche Schulen, die ihren Zweck in sich haben, ihnen gegenüber die Universitäten als wissenschaftliche Fachschulen. Am entschiedensten spricht er sich hierüber aus in der Abhandlung über den deutschen Aufsatz in der Oberclasse Preußischer Gymnasien. (Dam. 1861, 386.) Die Stelle ist polemisch gegen Rudolf von Raumer gerichtet: „Die Schüler des preußischen Gymnasiums auch in den obern Classen, sind keineswegs nur künftige Pfarrer, Richter und Aerzte. Sämmtliche Civilbeamte, selbst die Subalternen haben bei uns den Gang durch das Gymnasium gemacht; die Postverwaltung, die Regierungen, selbst die landräthlichen Aemter nehmen keinen Schreiber an, der nicht das Primanerzeugniß aufzuweisen hat, das Abiturientenzeugniß giebt im Heere den Anspruch auf das Portepée. Auch Nichtbeamte, Gutsbesitzer, Fabrikherren, Kaufleute, Schiffskapitäne, Gewerbetreibende von mancherlei Art finde ich in nicht geringer Zahl unter meinen ehemaligen Schülern. So entsenden unsre Gymnasien nicht alle ihre Schüler, nicht einmal deren

Mehrzahl auf die Universitäten, können mithin auch nicht die Bestimmung haben, nur Studenten zu bilden. Sie schließen allerdings die Bildung ab, welche sie gewähren, nämlich die allgemeine oder, wenn man will, encyclopädische, nur nicht wie der Tod das animalische Leben, sondern wie der Feierabend die Menschenarbeit des Tages. Ob die weitere Bildung der Zöglinge durch die Universität, diese Vielheit von Berufsschulen unter einem Dache, oder durch eine andere Anstalt, oder wie sonst geschehen soll, darüber haben nur jene selbst und ihre Angehörigen zu entscheiden."

Gegen den Vorwurf, daß mit der encyclopädischen Bildung leicht ein Zuviel und Zuvielerlei sich verbinde, eine Gefahr, vor der schon F. A. Wolf gewarnt hatte, wandte er ein (Dam. 1860, 204): „Vielwisserei, das beliebte Stichwort, erweist sich näher betrachtet als Galimathias. Die Wisserei, dieses Wissen schlechter Qualität, ist als Wenigwisserei nicht mehr werth, denn als Vielwisserei. Das Vielerleiwissen aber wandelt sich zum Wissen des Vielen und des Einen, wenn es als ein gegliederter Lehrbegriff erkannt wird und das leistet die trichotomische Encyclopädie (die auf die Erkenntniß Gottes, der Natur, des Menschen gerichtete Bildung). Mögen unsere Schulen also je mehr und mehr christlich encyclopädische Bildung verbreiten: sie ist der mütterliche Boden, aus welchem allein christliche Kunst, christliche Wissenschaft aufgehen können." Daß er von solchen Ueberzeugungen ausgehend nicht zu den Anhängern der neuerdings von einflußreichen Persönlichkeiten vertretenen Ansicht gehören konnte, nach welcher das Können über das Wissen gesetzt wird, nach welcher in lateinischer Versification die Blüthe der Gymnasialbildung gefunden wird, liegt auf der Hand. In dem Aufsatze (Dam. 1862): „Was aus der Fremde in unsre Schulen kam", citiert er folgende Stelle aus Wieses deutschen Briefen über englische Erziehung: „Die Kenntnisse des Englischen Schülers umfassen einen engern Kreis, als bei uns, aber er bewegt sich in demselben gewöhnlich mit größerer Sicherheit, sein Wissen ist beschränkter, aber es ist überall mehr ein Können." Dieser Aeußerung gegenüber entwickelt Giesebrecht Folgendes: „Man fragt: was kann er? Antwort: er kann Lateinische Verse

machen: die Uebungen darin und ihre Beurtheilung nehmen einen großen Theil der Schul= und Arbeitszeit in Anspruch. Gegen leicht sich darbietende Bedenken dagegen hebt man ziemlich allgemein in England hauptsächlich das hervor, hierin werde eine unzweifelhafte Fertigkeit von den Schülern erreicht; sie sei aber nicht erreichbar, ohne daß sie viel die Alten lesen bis zur Vertrautheit mit ihrem Geist und ihrer Sprache, und nicht ohne einige Anregung der Phantasie und ohne das Bemühen, angeregte Ideen zu ordnen. Die Wirkung liege aber nicht bloß in dem für das Klassische dadurch gebildeten Gefühl und in der erhöhten Freude an den Mustern selbst, wie auch das Lateinschreiben zum bessern Verständniß im Lesen führt, sondern in dem Bewußtsein, diese Fertigkeit erreicht zu haben, liege vielmehr in dem Kraftbewußtsein.

Darauf wird der Deutsche Schulmann zu erwiedern haben: Ein Kraftbewußtsein gewährt jede erreichte Fertigkeit, die gute wie die schlechte, die kleinliche wie die würdige; darin kann für das Versemachen keine besondere Berechtigung gefunden werden. Daß Lateinschreiben zum bessern Verständniß im Lateinlesen führe, läßt sich keineswegs unbedingt zugeben. Werden die Römischen Autoren gelesen, um aus ihnen Besonderheiten der Sprache zu lernen, die im Lateinschreiben ihre Anwendung finden sollen, so mag dieses Schreiben jenes Lesen fördern; aber das ist eben die Frage, ob in den obern Gymnasialklassen, wo doch das Versemachen sich nur treiben läßt, die Alten zumeist um ihres Inhalts oder zumeist, ja allein, um der Sprache willen zu lesen sind. Man sieht, wenn ich die Worte recht verstehe, in England die Lateinischen Verse der Schüler als den Ausdruck dessen an, was man bei uns deren klassische Bildung nennen würde. In Deutschland dagegen bedienen selbst die Philologen, die Gelehrten vom Fach, sich zumeist der Muttersprache, um ihre Einsicht in das klassische Alterthum, ihre Forschungen und Entdeckungen mitzutheilen, sie fügen auch ihren Schulausgaben der Klassiker Einleitungen und Erklärungen in der Muttersprache bei, und den Ausdruck der Gesammtbildung, die das Deutsche Gymnasium gewährt, also auch der klassischen Bildung, finden in Preußen die Gesetze

vom 25. Jun. 1812 und vom 4. Jun. 1834 in dem Deutschen Aufsatz ungebundener Rede. Das ist auch ein Können und mindestens kein schlechteres, als die Lateinischen Verse der englischen Schule; denn daß der Deutsche, bestimmter der Preußische Lehrbegriff ein Vielerlei, welches trotz aller dadurch dem Geiste gegebenen Anregungen eine Sicherheit des Könnens nicht erreichen lasse, kann nicht zugegeben werden. Dies Vielerlei ist nachgewiesen als ein besonnen gegliedertes Ganzes, das auch ein Primaner als solches einzusehen vermag."

Ihm kam es vor Allem darauf an, daß die Jugend um die Thätigkeit ihres Geistes wisse, daß sie wenigstens einen Anfang mit der Selbsterkenntniß gemacht habe, und davon sollte nach seiner Meinung der Lehrbrief des Gymnasiums der Wahrheit gemäß Zeugniß geben können. Freudig hatte er daher das Rescript des Ministeriums Altenstein vom April 1825 begrüßt und es stets als ein sehr einsichtiges gepriesen, durch welches wieder ein vorbereitender philosophischer Unterricht in den Gymnasien angeordnet wurde, der die Anfangsgründe der empirischen Psychologie und Logik umfassen sollte. Das aus der Psychologie Nothwendige freilich wollte er mit richtigem schulmännischen Takt nicht selbständig behandelt, sondern theils mit der Logik, theils mit der Religionswissenschaft verbunden wissen. In Bezug auf die Methode der Logik empfahl er die Behandlungsweise dieser Wissenschaft in den Schulen von Port royal. Sehr energisch aber verwahrt er sich gegen die oft ausgesprochene Ansicht, es gebe zu wenig Lehrer, welche die Logik fruchtbringend zu lehren verständen, und eben so wenig sei eine philosophische Disciplin für die meisten Primaner, wie sie nun einmal seien, als Unterrichtsgegenstand geeignet. Voll Unmuth schreibt er gegen diese Insinuationen (Dam. 1861, 101): „Wo sind die Lehrer, wo die Schüler für eure unausführbaren dialectischen Träume? wird dem Altensteiner Pädagogen von den Pädagogen der ungemischten Ueberlieferung zugerufen. Die Lehrer? In Ungarn, in Siebenbürgen, an der Türkischen Grenze kann man sie finden, wenn der Preußische Lehrstand wirklich so weit sollte herunter gekommen sein, daß

aus seiner Mitte niemand im Stande wäre, die Elemente der Logik zu lehren und methodisch in Anwendung zu bringen. Ein so schmählicher Verfall muß bestimmt nachgewiesen, nicht blos rednerisch behauptet werden, ehe man sich von seiner Wirklichkeit überzeugt. Es ist wahr, Göthes spöttische Aeußerung über die Logik haben bei den Geistreichen, und wer wäre das nicht, ein Vorurtheil gegen die Wissenschaft hervorgerufen, das höchstens gegen ihren Mißbrauch berechtigt heißen könnte. Selbst bei den Philosophirenden meinte zu Anfang unsers Jahrhunderts Schelling einen Grad von dialectischer Unmündigkeit voraussetzen zu müssen, über welchen die Griechische Philosophie fast in ihren ersten Schritten hinaus gewesen, und der die Empfehlung des gründlichen Studiums der Logik zur dringenden Pflicht mache.*) Aber haben wir denn in einem halben Jahrhundert des Drängens von innen und außen gar nichts gelernt?

Die Schüler in den Gymnasien des Zeitalters der Reformation, hat man gemeint, seien älter, an Verstand gereifter gewesen, als die der Gegenwart. Dem ist nicht so. Mit fünf- oder sechsjährigen Knaben begann in der untersten Klasse der Straßburger Schule der erste Unterricht, die Anfänge des Lesens und Schreibens, und das fünfzehnte Lebensjahr wurde als das des Eintritts in die Prima angenommen. Hier sollte der Schüler ein Jahr verweilen; dann war der Gymnasialkursus vollendet und akademische Vorlesungen begannen. Für diese waren noch fünf Jahre bestimmt; mit dem ein und zwanzigsten Lebensjahre stand der Jüngling am Schluß auch der Universitätsstudien. Ein sechszehnjähriger Abiturient ist gegenwärtig eine seltene Ausnahme, vor dreihundert Jahren war er die Regel. Und die Zahl der Lehrstunden ging nicht über die bei uns übliche hinaus. Nicht weniger als vier Stunden täglich und nicht mehr als fünf hielt Sturm für das rechte Maß, also wöchentlich vier und zwanzig bis dreißig. Und die Sprache des Unterrichts war Latein, selbst

*) v. Schellings sämmtliche Werke. Stuttgart und Augsburg. 1856. Abth. I. B. VII. 342.

in der untersten Klasse durfte der Lehrer nur im Nothfall sich der Muttersprache bedienen. Aelter nnd in Folge des Alters entwickelter waren also die Gymnasiasten gewiß nicht; aber das muß zugegeben werden, wissenschaftliche Bildung suchte früher nur die befähigte, lernlustige Jugend, in unsere Gymnasien strömt fortwährend eine große Anzahl Schüler ein, die keinen Beruf zu den Studien hat, und die man doch nicht zurückweisen darf. Die Wissenschaft soll Gemeingut Aller werden, fordert die Welt; warum nicht auch die Kunst, die Malerei etwa, Gemeingut Aller, sogar der Blindgebornen?

Das Gymnasium darf also nicht den Forderungen der Zeit unmännlich nachgeben; das Maß der Berufenen ist sein Maß. Wer den Beruf nicht hat, mag sich dessen in der Schule und durch sie bewußt werden, wer ihn hat, lerne ebenso in ihr und durch sie, wie weit er reicht, und wohin er vornämlich geht."

So hielt er die Logik für unentbehrlich auf der obersten Stufe des Gymnasiums und durch keine andere Wissenschaft zu ersetzen. „Es ist kein glücklicher Einfall", schreibt er in der Damaris (1860, 250), „wenn man gemeint hat, im Gymnasialunterricht solle die Mathematik entweder die Logik ganz ersetzen oder allenfalls wie einen Anhang in sich aufnehmen, denn um das Praktische der Logik sei es doch der Schule eigentlich nur zu thun. Ich dächte nicht darum zuerst, sondern vor allem um die Theorie des Erkennens; deren Anwendung wird nicht ausbleiben. Erkenne den Menschengeist! lautet die Aufgabe der Logik; erkenne die Natur! fordert die Mathematik. Also frei, selbständig stehe der logische Unterricht in der Schule dem mathematischen gegenüber, diesen ergänzend und ihm seine Schranken zeigend." Demgemäß verlangte er (Dam. 61, 26), daß die Logik behandelt werde als ein Wissen, das ohne alle Rücksicht auf spätere Studien seinen Werth und seine Bedeutung in sich habe, das sich jedem besondern philosophischen System möglichst ferne halte und allenfalls jedem als Vorschule dienen könne. Daraus folge, daß die Logik in der allgemein wissenschaftlichen Schule sich auf empirischer, also psychologischer Grundlage aufbaue. „Was aber aus der

Psychologie in die Logik aufzunehmen, darüber gehen vielleicht die Ansichten aus einander. Man hört sogar abschreckende Sagen von Fehlgriffen beim Unterricht in der philosophischen Propädeutik. Sind sie anderwärts nicht zu finden, nicht auf der breiten, ebenen Heerstraße des Sprachunterrichts? Und dort ist ein lange verschütteter Weg aufzuräumen und fahrbar zu machen. Dabei stellen sich Schwierigkeiten heraus, die man durch die Flucht, auch durch Reden nicht überwindet; es gilt ans Werk gehn. Ausdauernde Arbeit, selbst wenn sie irrt, scheint mir doch mehr werth zu sein, als das Hasenpanier, wie hoch es über den Weisen und Verzagten flattere. Die Ansichten werden sich klären, werden sich einigen, warum soll es mit einem Schlage geschehen? Warum soll der Genuß, in seine Thätigkeit denkend und erfahrend sich hinein zu leben, dem Lehrer verkümmert werden? Ist doch gerade diese Frische des Strebens für die Schule von großem Werth. Die Jugend einer matten, arbeitscheuen Zeit bedarf der geistigen Anregung durch das Beispiel des Lehrers mehr noch, als der Mittheilung positiver Kenntnisse."

Diesen propädeutischen Unterricht hat er in der letzten Hälfte seiner amtlichen Thätigkeit selbst Jahre lang ertheilt, und viele seiner Dispositionen zu den Aufsätzen lassen klar erkennen, in wie innigen Zusammenhang er die logischen Lehren zu den deutschen Ausarbeitungen seiner Schüler gebracht hat. Und in der Damaris (a. a. O.) hat er ein wohl überlegtes Schema aufgestellt, durch welches eine Uebersicht des Inhalts dargeboten wird, den seinem Ermessen nach der logische Unterricht auf der Schule haben sollte. Dieses Schema ist sehr beachtenswerth, wie es denn auch sein Gegner Roth in seiner Gymnasialpädagogik als musterhaft empfohlen hat.[12])

Viel längere Zeit hindurch, als den Unterricht in der philosophischen Propädeutik, hat er den geschichtlichen Unterricht ertheilt, in jüngern Jahren auch den geographischen in den unteren Classen. Ueber die Methode dieses letztern Unterrichts nimmt er Gelegenheit, sich in der gegen Roth gerichteten Abhandlung in der Damaris (1865, 277) zu äußern. Roth hatte, um durch Beispiele

zu zeigen, daß der encyclopädische Unterricht, dessen Berechtigung, ja dessen Nothwendigkeit für die Schule Giesebrecht mit Lebhaftigkeit vertreten hatte, in verkehrter Weise von der Peripherie dem Centrum zuführe, die Behauptung aufgestellt, daß kein Lehrer, welcher seinen Schülern geographische Kenntnisse beibringen wolle, bei der mathematischen und physikalischen Geographie anfangen werde. Gegen diese Ansicht Roths, die bekanntlich Anhänger genug hat, aber nur aus der mißverstehenden Uebertreibung eines Pestalozzischen Gedankens entstanden ist, wendet sich Giesebrecht mit folgender treffender Erwiderung: „Geographie habe ich selbst in der untersten Klasse des Gymnasiums lange und gern gelehrt, weiß aber noch heute nicht, wie ich den Unterricht anders beginnen könnte, als mit dem Satz aus der mathematischen Geographie: die Erde ist eine Kugel, weiß auch nicht, wie ich die Schüler lehren soll, auf dem Globus und der Landkarte sich zurecht zu finden, ohne ihnen etwas zu sagen von den Himmelsgegenden und vom Horizont, was begreiflich aus der mathemathischen Geographie zu entnehmen ist. Und wie soll ich es vermeiden, zu lehren, die Oberfläche der Erdkugel bestehe aus Festem und Flüssigem, aus Land und Wasser? Doch ist das eine Bestimmung der physicalischen Erdkunde, mit der, eben wie mit der mathemathischen, kein Lehrer anfangen darf."

Ueber den Lehrgang des historischen Unterrichts hat er sich in einer kurzen (ungedruckten) Darlegung aus dem Jahre 1838 ausgesprochen: „Der historische Unterricht, wie er bisher bei uns im Gange, hebt mit der Biographie an, steigt von da zur Ethnographie auf und endet mit der Universalgeschichte, d. h. er betrachtet das Individuum als Einheit, das Volk als eine Summe von Individuen, die Universalgeschichte als die Summe der Völkergeschichten.*) Aber in Wahrheit ist die Menschheit das eine große Ganze, Völker und Individuen dagegen seine Gliedmaßen und

*) Man vergleiche die auf dasselbe hinausgehende Instruction für den geschichtlichen und den geographischen Unterricht an den Gymnasien und Realschulen der Provinz Westfalen vom 22. Septbr. 1859. (Bei Wiese, Verordnungen und Gesetze I., 108.)

Kräfte. Ist nun die Menschheit Eine, so ist die Geschichte das System ihrer in die Wirklichkeit getretenen Gedanken; Raum, Zeit und That sind die nothwendigen Momente dieser Verwirklichung, die sich zu dem Gedankensystem selbst wie die Erscheinung zu ihrem Wesen verhält. Daraus ergeben sich für die historische Erkenntniß und für den historisch-geographischen Unterricht vier Stufen.

1. Geographie. Sie hat es lediglich mit dem Raum zu thun, auf dem sich alle Geschichte bewegt. Es ist also alles Statistische auszuscheiden, das in den geographischen Lehrbüchern vorkommt; nur eine Uebersicht der mathematischen Geographie, der Hydrographie und der Orographie eignet sich für unsern Zweck. Für diesen Unterricht werden die drei untern Klassen ausreichen, aber man wird auch nicht weniger Zeit ansetzen dürfen, wenn bleibende Frucht soll gewonnen werden.

2. Geschichtliche Geographie. Zu dem Momente des Raums tritt hier das der Zeit hinzu. Die welthistorischen Städte und Staaten, ihre Begrenzung in Zeit und Raum sind hier chronologisch von Periode zu Periode durchzugehen und einzuüben. Zu einer solchen Uebersicht der alten, mittlern und neuern Geographie wird bei drei wöchentlichen Lehrstunden der für Tertia vorgeschriebene zweijährige Cursus genügend sein.

3. Geschichte, Universalgeschichte, die That innerhalb des Raumes und der Zeit. Sie findet in den historischen Lehrstunden der beiden obern Classen ihre Stelle.

4. Philosophie der Geschichte. Sie entwickelt das System von Gedanken, aus dem die Thaten der Geschichte hervorgehen; aus ihr können die deutschen Aufsätze der beiden obern Classen ihren Inhalt entnehmen."

Das ist ohne Zweifel eine gedankenreiche Methodik, die in philosophischen Ueberzeugungen wurzelt; aber der gedankenreiche Methodiker ist nicht immer der praktische. So wird man auch den von ihm für die Tertia angesetzten Unterrichtsstoff, wie vortrefflich er auch in das Gedankensystem und gerade an diese Stelle hineinpaßt, nicht für einen den Schülern dieser Stufe angemessenen

halten können. So viel ich weiß, ist dieser Plan für den historisch-geographischen Unterricht am Stettiner Gymnasium auch nie verwirklicht worden.

Eine andere Ansicht dagegen, die er stets vertreten hat, den Geschichtsunterricht streng auf die politische Geschichte zu beschränken, hat er praktisch als Lehrer immer durchgeführt, wie er in demselben Sinne auch sein geschichtliches Lehrbuch geschrieben hat.

Getrieben hat ihn zu dieser Beschränkung die Forderung des Prüfungsreglements, die ihm als eine übertriebene galt. Sie schien ihm von keinem Gymnasium vollständig gelöst werden zu können, selbst wenn wöchentlich sechs Stunden auf die Geschichte verwandt würden. Er hat sich früher gutachtlich darüber so geäußert: „Eine deutliche und sichere Uebersicht des ganzen Feldes der alten, mittlern und neuern Geschichte, wie das Reglement verlangt, ist viel gefordert von einem achtzehn- bis zwanzigjährigen Jünglinge; wenn es ein vierzigjähriger Mann nach rechtschaffenen Studien bis dahin gebracht hat, mag er von Glück sagen. Ich möchte glauben, es sei angemessen, das ganze Feld der Geschichte zu beschränken auf die politische Geschichte und die Forderung etwa in folgender Weise zu stellen:

> In der Geschichte und Geographie muß der Examinandus darthun können, daß ihm die Umrisse der Länder, das Flußnetz in denselben und eine orographische Uebersicht der Erdoberfläche im Großen zu einem klaren Bilde geordnet, auch ohne Karte, gegenwärtig sind; daß er ebenso der Umrisse der politischen Geschichte alter, mittlerer und neuerer Zeit, der Staatsveränderungen der leitenden Völker für sich und vornämlich im Zusammenhange mit den staatlichen Entwickelungen der europäischen Menschheit, zwar nicht bis ins Detail, aber doch deutlich und als geschichtlicher Thatsachen kundig ist, desgleichen, daß er den Nationen und Reichen verschiedener Perioden und derjenigen Begebenheiten, welche in räumlichen Verhältnissen ihre Erklärung finden, auf dem geographischen Bilde, daß er in sich aufgenommen hat, im allgemeinen ihre Stelle richtig zu bezeichnen weiß."

Wenn er so einerseits den Unterricht auf die politische Geschichte beschränkt wünschte, so war er andrerseits von dem guten

Recht der durch das Reglement vom Jahre 1834 festgesetzten Zielleistung überzeugt, die sich auf das ganze Gebiet der Geschichte beziehen sollte, und widersprach auf das bestimmteste (Dam. 1861, 214) „den neuerdings laut werdenden Forderungen, welche nur griechische, römische und deutsche, auch wohl nur griechische und römische Geschichte wollen gelehrt wissen." Unmuthig über diese Herabdrückung der Zielleistungen ruft er aus: „Also nichts von Frankreich und England, nichts von den großen Entdeckungen der Spanier und Portugiesen in beiden Indien, nichts auf der andern Seite von Muhamed und dem Arabischen Kalifat, wenig, sehr wenig von den Kreuzzügen, vom Byzantinerreich, von Rußland, selbst von Peter dem Großen nichts! Aber abgesehen von allen äußern Uebelständen, die dabei herauskommen: das Christenthum ist die allgemeine, für die ganze Menschheit bestimmte Religion, so verlangt der christliche Lehrbegriff auch consequent eine deutliche Uebersicht der allgemeinen Geschichte. Daß aus ihr die Kulturvölker der alten Welt und in späterer Zeit die Deutsche Nation, welche Jahrhunderte hindurch im Besitz des Kaiserthums, also neben dem Papstthum der obersten leitenden Macht in der abendländischen Christenheit war, besonders hervortreten, macht sich beinahe von selbst, und damit ist etwas ganz Anderes, Besseres gegeben, als die postulirten besondern Geschichten dreier oder zweier aus dem Zusammenhang des großen Ganzen herausgenommener Nationen. Eine Darstellung aber, wie die von dem Reglement angeordnete, ohne jede Dialectik, als bloße Ueberlieferung geschichtlicher Thatsachen zu geben, kann der logisch nur einigermaßen Gebildete nicht anders als unmöglich, den Versuch dazu nicht anders als widersinnig nennen, weil die Art des menschlichen Geistes verkennend."

Diesen Ansichten gemäß hat er unterrichtet, hat er sein geschichtliches Lehrbuch in drei Theilen geschrieben*).

*) Lehrbuch der alten Geschichte. Berlin 1833. Lehrbuch der mittleren Geschichte für den Gebrauch der obern Gymnasialklassen und zum Selbstunterricht. Stettin 1836. Lehrbuch der neuern Geschichte. Stettin 1846. Dem Lehrbuch der mittleren Geschichte ist eine Zeittafel in Folge höherer Anordnung hinzugefügt, ihr Verfasser ist Wilhelm von Giesebrecht.

In der Vorrede zum ersten Theile desselben entwickelt er seine Ueberzeugung von dem, was das Lehrbuch bieten solle, und von der Methode, die er bei dem Gebrauche für die zweckmäßige hält: „Wie der Fisch nur im Wasser, so kann der Mensch menschlich nur im Staate leben; die Humanität, welche als Ziel der Erziehung angegeben wird, ist mithin der Staatlichkeit gleich bedeutend, was man allgemeine Bildung zu nennen pflegt, der Bildung zum staatlichen Leben, was besondere Berufsbildung, der Bildung zum staatlichen Handeln; Zweck der Elementarschule aber so gut als der Gymnasien ist, auf verschiedenen Entwickelungsstufen, Erziehung zum staatlichen Leben.

Wenn nun alles Erziehen darin besteht, daß dem Zöglinge ein Vorbild entgegengebracht und ihm zugemuthet wird, es in sich aufzunehmen, so kann das pädagogische Vorbild unserer Gymnasien, die Gesammtheit dessen, was sie lehren, nichts anderes enthalten, als zuvörderst die wesentlichen Richtungen des staatlichen Lebens, dargelegt in einer dem Jugendalter angemessenen Form, und um diesen Kern her vorbereitende Studien, die zur fruchtbaren Aufnahme desselben befähigen.

So der geschichtliche und der geographische Unterricht. Dieser bereitet für jenen vor, der wiederum, wie ich seine Bedeutung verstehe, unter den Richtungen des staatlichen Lebens die auf das Recht darzulegen hat. Wie die leitenden Völker der alten Welt sich staatsrechtlich geordnet, wie sie völkerrechtlich im friedlichen Handelsverkehr und im Kriege sich zu einander gestellt: dies in einer Uebersicht zu zeigen, habe ich demnach als meine Aufgabe angesehen.

Manchem, der nur einen Leitfaden begehrt, wird was ich biete zu viel sein. Auch ist es dazu nicht bestimmt. Die Methode des historischen Unterrichts, welche den Schüler seine ganze Kenntniß als Erzählung aus dem Munde des Lehrers empfangen läßt, steht im auffallenden Widerspruch mit der Lehrweise in den übrigen Wissenschaften, die durch erörterndes Gespräch zur Einsicht führt. Zwar werden auch dem Lehrer der Geschichte Wiederholungen und Prüfungen zugestanden, aber die Zeit dazu

ist sparsam gemessen, der Cursus drängt, und der Vortrag darf nicht stille stehn. Jene wichtigen, zurück geschobenen Uebungen mehr in den Vordergrund zu rücken, erscheint als dringendes Bedürfniß. Dies Ziel wird aber durch die Aenderungen nicht erreicht, welche man hie und da in der Methode gefordert hat. Ein dürrer Leitfaden fesselt die Aufmerksamkeit nicht in dem Maße, wie das viel gescholtene Nachschreiben, und geschichtliche Tabellen, von den Schülern gearbeitet, sind kein Ersatz für ein Heft, in dem er selbstthätig, was er in sich aufgenommen, reproducirt. Freilich die Mehrzahl der Zöglinge wie der Menschen überhaupt ist zu geistiger Selbstthätigkeit schwer zu bewegen; so entstehen auf Gymnasien und Universitäten starke Hefte durch bloße Thätigkeit der Finger. Diesem Uebelstande und der nichts bessern Abhülfe wird begegnet, sobald man dem Schüler statt des kurzen Leitfadens ein Lehrbuch bietet, das alles in sich faßt, was sonst der mündlichen Erzählung vorbehalten war. Ein solches will das vorliegende sein. Aus ihm mag der Lernende mit Hülfe der nöthigen Landkarten sich für die Lehrstunden vorbereiten, in denen er von seiner häuslichen Thätigkeit Rechenschaft abzulegen hat. Ist der geschichtliche Stoff in der hier gegebenen Verbindung aufgefaßt, so mag ihn der Lehrer in andern Zusammenstellungen betrachten lassen topographisch, ethnographisch, synchronistisch, vergleichend, nach Materien geordnet 2c., der Combinationen sind so viele möglich und so lehrreiche. Der erzählende Vortrag höre ganz auf, mithin auch Nachschreiben und Hefte, und der Unterricht sei nur Gespräch über den Inhalt vorher gelesener Abschnitte des Lehrbuches, wobei dem Lehrer Ergänzungen und Verbesserungen, wenn er sie nöthig findet, unbenommen bleiben.*)

Andern habe ich vielleicht zu wenig gegeben, auch innerhalb der Grenzen, die ich meiner Arbeit gesetzt, und vortragen

*) Von dieser Darlegung sagt Giesebrecht sieben und zwanzig Jahre später in der Damaris (1861, 216): „Es war das erste Hervorbrechen eines längere Zeit verschlossenen Gedankens; so mag die Form eckig erscheinen, doch läßt sie, denke ich, deutlich erkennen, was gemeint ist.“

läßt sich allerdings mehr. Aber was vorgetragen, ist noch nicht gelehrt, noch weniger gelernt; der beredte Lehrer, dem das Erzählen Freude ist, und der den augenblicklichen Eindruck seines Vortrages bemerkt, täuscht sich hier am leichtesten. Auch für den historischen Unterricht der Schule gilt die Regel des Thucydides: *κτῆμα ἐς ἀεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμα ἀκούειν.*"

Gegen die Rüge, daß in dem Lehrbuch als die allgemeine Kategorie, der die besondern geschichtlichen Begebenheiten untergeordnet werden, und der gemäß sie ausgewählt sind, das Recht, also ein abstracter Begriff gesetzt werde, und daß dadurch in der Darstellung dem individuellen Charakter der geschichtlichen Personen Eintrag geschehe, wendet er in der Damaris (1861, 217) Folgendes ein: „Es ist bekannt genug, daß in manchen Staaten des Alterthums Einzelne als Gesetzgeber und Verfassungstifter gewaltet haben, allein dann waren sie doch immer nur diejenigen, welche dem Gesammtwillen des Gemeinwesens den Ausdruck gaben. Selbst der Despot könnte nicht sich für den einzigen Freien unter Sklaven erklären, wenn diese nicht zu der gleichen Ansicht ständen. Und was ist der individuelle Charakter geschichtlicher Personen? Cäsars Individualität tritt aus den Commentarien vom Gallischen Kriege, aus Appian und Dio Cassius dem Leser entgegen; auch Sueton hat sie auf seine Weise conterfeit. Welches der beiden Charakterbilder der Jugend vorzuführen, ist mir nie zweifelhaft gewesen: die g e s c h i c h t l i c h e Individualität ist in ihren geschichtlichen Thaten; wo diese, wenn auch nur übersichtlich, dargestellt werden, kann und soll jene in der Darstellung mit enthalten sein. Aber die geschichtliche Person ist vor allem Person, auch in den Zeiten, da keine denkwürdigen Thaten von ihr ausgehen; die m e n s c h l i c h e Persönlichkeit greift weiter als die geschichtliche. Und wie viele Millionen haben nur als namenlose Menge an geschichtlichen Thaten untergeordneten, vorübergehenden, vielleicht gar keinen Antheil. Solche menschliche Persönlichkeit hat ohne Zweifel ihren hohen, sehr hohen Werth; nur zu ihrer Geltung kann sie im Staate, in den Reichen dieser Welt nicht gelangen. Um so vollständiger in dem Gottesreiche, das nicht von

dieser Welt ist. Da wird die Individualität ewig gehütet und erzogen, wie nirgend in dieser Welt das Gemeinwesen, das der flüchtigen Zeit angehört."

Als ein Schulbuch hat Giesebrecht es mit dieser Darlegung wohl nicht gerechtfertigt. Solcher individueller, immerhin im strengen Sinn des Worts nicht geschichtlicher Züge historischer Persönlichkeiten bedarf gerade die Jugend, um lebendiges Interesse für dieselben zu gewinnen; und andrerseits ist das geschichtliche Material, das durch seine gedrängte, meisterhafte, durchaus objective Darstellung in den drei mäßigen Bänden geboten wird, viel zu groß, um von der Jugend bewältigt zu werden. Auch die streng durchgeführte Beschränkung auf die politische Geschichte, so streng durchgeführt, daß zum Beispiel Socrates gar nicht erwähnt wird, läßt das Lehrbuch doch für den Schulunterricht als minder geeignet erscheinen.

Sieht man aber von dem pädagogischen und didaktischen Zwecke ab, so wird man einräumen müssen, daß dem Lehrbuche Vorzüge eigen sind, die es zu einer sehr beachtenswerthen Erscheinung in der historischen Literatur machen, Vorzüge, die wegen der geringen Verbreitung desselben noch keineswegs genügend anerkannt sind. Welche eingehenden, bis ins Einzelnste dringenden Studien [13]) er für dies Schulbuch gemacht hat, erhellt deutlich aus der Correspondenz mit seinem Neffen Wilhelm in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre; und so durfte er mit gutem Recht in der Vorrede zu dem ersten Theile des Lehrbuches sagen: „Wie fern Sorgfalt daran gewendet, erkennt der Kundige wohl auch ohne Citate, die hier nicht an ihrem Orte wären." Aber nicht bloß der eindringende, gewissenhafte Fleiß, auch nicht nur die meisterhaft concise, bei aller Gedrängtheit edle und fließende Darstellung ist zu rühmen: es ist in dem Buche der gewaltige Stoff in innere Verbindung gebracht, wie es kaum in einem andern derartigen Werke geschehen ist. Das ist das Urtheil Wilhelms von Giesebrecht. Und Cantù erwähnt, wo er von den hauptsächlichsten Geschichtschreibern des Mittelalters spricht [14]), auch Ludwig Giesebrechts Lehrbuch, indem er bemerkt: „Er führt die Einthei-

lung der Völker in abend- und morgenländische am besten durch, und sein Werk ist für diejenigen, welche bereits die Geschichte des Mittelalters kennen, von größtem Werthe."

Sei mir noch vergönnt, die Schlußworte des Lehrbuches hier mitzutheilen. Sie charakterisieren die politische Anschauung, die vor dem Jahre 1848 ihm eigen war, und die von tiefinnerlicher Religiosität getragene Gesinnung des Historikers: „Liegt nun, wie behauptet wird, in dem Princip, nach welchem die gesammte Staatsgewalt in dem Oberhaupte des Staates vereinigt werden muß, das Heilmittel gegen die während der französischen Revolution hervorgetretene Theorie von der Volkssouveränetät und der Theilung der Staatsgewalten, so ist doch letztere noch nicht überwunden. Spanien, Italien, Frankreich, welches sie durch eine neue Revolution in den letzten Julitagen des Jahres 1830 grundsätzlich wieder hergestellt hat, Polen, auch Deutschland sind seitdem mehr oder minder von ihr erschüttert worden, und selbst wo es nicht zum Kampfe gekommen, äußert sich doch laut genug der Zwiespalt der Meinung. Dazu ist in neuester Zeit auch die Religion wieder Gegenstand bittern Streites in der Christenheit geworden; hierarchische Bestrebungen geben sich kund, in Glaubensformeln und äußerlichem Kirchenthum wird das Heil gesucht. Friede ist nur, wie der Dichter sagt, in des Herzens heilig stillen Räumen, wie der Philosoph, in der Welt der Ideen, wie der Theolog, in der unsichtbaren Gottesgemeine. Nur da heilen die politischen, die moralischen Schmerzen der Menschheit und der Völker, wie der Einzelnen; nur von da her öffnet sich dem Forschenden durch das Gebrause der Leidenschaften hin die Einsicht in das Wesen der Geschichte, in das Walten des göttlichen Geistes in ihr; nur von daher vernimmt der Geist des Menschen den tröstlichen Zuruf: Alles was von Gott geboren ist, überwindet die Welt, und unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Zu der klaren Erkenntniß dieses Glaubens seine Schüler zu führen, ihre Herzen zu erfüllen und zu erwärmen durch das lebendige Gefühl der Gottesnähe, war die von ihm mit heiligem

Ernst erfaßte Aufgabe, die er sich für die Religionsstunden stellte, welche er seit 1841 in den oberen Classen des Gymnasiums ertheilte. Im Gegensatz zu der schon von Schleiermacher und Bernhardi vertretenen [15]), im letzten Decennium von manchen lebhaft vertheidigten Ansicht, daß der Religionsunterricht besser von dem Lehrplan der Schulen, wenigstens der höheren, entfernt und die Unterweisung darin zweckmäßiger in die Hand der kirchlichen Gemeinschaften gelegt werde, galt ihm der Lehrbegriff der Gymnasien als werthlos, war ihm kein Lehrbegriff mehr ohne die christliche Katechese. Nur in dem trichotomischen Lehrbegriff, der seit dem dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung vermuthlich in Alexandria entwickelt, im Abendlande im Kloster Vivaresi zuerst verwirklicht, von Papst Gregor dem Großen aus Italien nach Britanien verpflanzt, von da durch Alcuin nach Tours und wieder von hier durch Hrabanus Maurus nach Fulda getragen, der fruchtbaren Mutter anderer Klosterschulen — nur in diesem alexandrinischen Lehrbegriff fand er ein sinnvolles, einfach gegliedertes Ganzes, das philosophisch allein denkbare: nämlich Erkenntniß Gottes in der christlichen Katechese, Erkenntniß des Menschengeistes im Trivium (Grammatik, Rhetorik, Dialektik) und Erkenntniß der Natur im Quadrivium (Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie). Und wenn auch später die Lehrgegenstände des Triviums und Quadriviums durch den Fortschritt der Wissenschaften einerseits und durch unabweisliche Bedürfnisse der lernenden Jugend andererseits verändert und vermehrt worden sind, die trichotomische Gestaltung des ganzen Lehrbegriffs blieb unangefochten und galt ihm als unanfechtbar, also auch die Gotteserkenntniß, die religiöse Unterweisung als ein integrierender Theil des Gymnasialunterrichts, den man nicht herausnehmen könne, ohne das sinnvolle Ganze, das auf encyclopädische Bildung gerichtet sei, damit zu zerstören. (Dam. 1860, 173 ff.; 1865, 254 ff.). Aus demselben Grunde meinte er, könne der Forderung des Triviums, des Erkenne dich selbst, nicht vollkommen genügt werden, wenn der Blick sich nicht auch auf das Unaussprechliche richtet; demgemäß sei die Musik und das Zeichnen in

der allgemein wissenschaftlichen Schule unentbehrlich und mehr noch als beide das Walten der Poesie, dieser wunderbaren auf der Grenze des Aussprechlichen und Unaussprechlichen gelagerten Kunst, die der Jugend recht eigens gehört (Dam. 1861, 59; 1860, 177). Denn im allgemeinen ist die poetische, ideale, nicht die gemeine, nützliche Welt das Heim der Jugend (Dam. 1861, 389), und in der Kunst ist ein Widerschein religiösen Gefühlslebens zu erkennen (Dam. 1862, 34). Aber dem Reiche des Ideales stellte er doch als etwas wesentlich verschiedenes das Reich Gottes gegenüber, das ihm durch und durch Realität war, ein ewiges, unerschüttertes Reich der Wahrheit, dessen König der Sohn Gottes selbst, dessen Angehörige Gnade haben, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist mit sich bringt (Dam. 1862, 35). Doch zur Sonderung des Reinen vom Unreinen, des Würdigen vom Gemeinen bedarf die christliche Erziehung in den Gymnasien der Kunst. Durch die Kunst hütet sie die Jugend vor der gemeinen Sinnlichkeit und leitet ein in das Reich des Ideales, die Vorhalle des Reiches Gottes (Dam. 1862, 386). Der Ansicht Roths, welcher eine Bändigung der Phantasie verlangte, stellte er Folgendes entgegen (Dam. 1865, 275): „Ist die Phantasie, das Hauptorgan für die Empfindung des Schönen, eine edle Gottesgabe (wie Roth zugestanden hatte), warum soll sie dann gebändigt werden, nicht gebildet, wie das Preußische Reglement vom 4. Juni 1834 verlangt? Mit dem Unterordnen unter die Vernunft ist es nicht gethan, hat doch diese, so gut wie jene ihren Antheil an der Verdunkelung des göttlichen Ebenbildes im Menschen. Der Tübinger Pädagog hat sich in Nürnberg einmal, ja, wie er angiebt, in allen seinen Dienstverhältnissen einer schlimmen Verirrung der jugendlichen Phantasie gegenüber befunden, ob nicht sein System des Bändigens das Uebel, wenn nicht hervorgerufen, doch wilder gemacht? Wir können jene lichtscheue Sünde nicht bis in ihre heimlichen Schlupfwinkel verfolgen, und wenn die Stimme des Gewissens ihr nicht wehrt, was hilft da menschliche Aufsicht, menschliches Verbot? Erfüllen wir daher die Phantasie der Jugend bei Zeiten

mit schönen Vorstellungen, damit das Gemeine und Unschöne keinen Eingang finde. Daß dadurch allem Uebel gesteuert werde, läßt sich freilich nicht verbürgen, denn die Heiligung der Phantasie, wie jeder andern geistigen Thätigkeit, kommt allein von Gott; aber es gebührt sich, daß die menschliche Erziehung thue, was sie weiß und kann."

Wie nothwendig ihm zur sittlich-religiösen Erziehung das Lebendigwerden der Poesie in den höheren Schulen erschien, hat er in einem von ihm im Jahre 1853 gedichteten Prolog schön und klar ausgesprochen, welcher die Aufführung von Wallensteins Lager in der Aula des Gymnasiums einleitete. Ich theile daraus folgende Stelle mit:

Ja, wenn Verstand, gedankenlos verständig,
Mit des Gedankens Zeichen sich begnügt,
Wenn die Grammatik in dem Wort verkümmert,
In Ziffern und Figuren die Mathese,
Wenn die Geschichte selbst, sich selbst verlassend,
In Namen, Zahlen aus einander fällt —
O Poesie, holdselige Königin,
In welcherlei Gestalt du dann erscheinst,
Du rufst die schlummernden Gedanken wach.
Durchsichtig, lebend werden dann die Zeichen,
Und Phantasie regt sich in dem Verstande.

Und wenn die Sinnlichkeit den Willen bindend
In der Begierde dumpfe Nebel zieht,
Wo reizlos selbst die Schönheit der Natur,
Wo nur ihr Taumelkelch als Labsal gilt,
Das heut die Seele lockt und morgen lähmt —
O Poesie, holdselige Königin,
In welcherlei Gestalt du dann erscheinst,
Zur Sinnigkeit führst du die Sinnlichkeit.
Da fallen nach und nach des Willens Fesseln,
Begierde läutert sich, und es verschmäht
Der Geist den Brodem, der dem Rausch entsteigt;
Er sieht im Morgenroth und Abendroth,
In Luft und Wasser, auf der blühenden Erde,
Wohin er sieht, sein eigen Spiegelbild.

Auch wenn der Schule klösterliche Regel
Der Lebenslust des Hauses widersagt,
Wenn schon die Zwei sich von einander reißen
Gleichgültig, kalt, die mit gesammter Kraft
Des Vaterlandes Zukunft hüten sollen —
O Poesie, holdselige Königin,
In welcherlei Gestalt du dann erscheinst,
Du weckst des Hauses ernste Mächte auf,
Der Ernst der Schule wird von dir gemildert.
Da sammeln sich Geschwister, Mütter, Väter,
Da wer an jungem Streben Freude hat,
In diesem Saal, um unsrer Söhne Spiel.
Da stehen wir vor seelenvollen Hörern,
Die uns die Seele weiten, denn sie führte,
Wir wissen es, die Treue hier herein,
Und Haus und Schule reichen sich die Hand.

Die Kunst — das war seine Ueberzeugung dem engherzigen Puritanismus gegenüber — bereitet vor zu dem innerlichen Hinneigen der Seele zu Gott, bereitet vor zum Gebet. Und Religion, Glaube war ihm der Endzweck, wie des Lebens der Einzelnen, so alles geschichtlichen Lebens der Völker. So konnte ihm der religiös indifferente Staat, wie ihn Ladenberg im Sinne hatte, unmöglich das Ideal eines Staates sein, aber die religiös indifferente Schule erschien ihm als schlechthin unsittlich. Er sagt darüber in seiner am Geburtstage des Königs 1863 in der Aula gesprochenen Rede, die vom Fortschritt in der Geschichte der Menschheit handelt (Dam. 1864, 95):

„Die Universität bringt ihren Zuhörern ein buntes Allerlei wissenschaftlicher Vorlesungen, aus dem jeder nach seinem Belieben wählt, was ihm ansteht. Nicht so das Gymnasium und die Realschule. Sie haben ihren Lehrbegriff, in dem jeder Lehrgegenstand seine nothwendige Stelle hat, jeder mit dem andern zusammenhängt, mithin jeder näher oder entfernter mit der Religion. Sie haben ihre Lehrmethode, welche nicht ohne Gespräch sein kann; dieses aber greift nicht selten, ungesucht, aus einem Wissen in das andere hinüber, und die Erfahrung lehrt, daß Gedanken, die so beiläufig, wie im Fluge ausgesä't wurden, oft

anregender wirken, als die planmäßig mitgetheilten. Dazu ist aller Unterricht der Schule zugleich Erziehung, die ohne religiöse Grundlage undenkbar. Darum wird mit Recht, nach altem Brauch, die Tagesarbeit mit Gebet begonnen und beendet. Soll auch dies Gebet religiös-indifferent sein, soll in ihm der Name, die Anbetung des Gekreuzigten sorgsam vermieden werden? Das wäre doch nicht mehr die Freiheit des religiösen Bekenntnisses, welche die Verfassung gewährleistet, wenn die Christen sich nicht mehr zu Christus bekennen dürften.

Und wie läßt sich erwarten, eine Anzahl wissenschaftlich tüchtiger Männer, alle gewissenhaft und religiös, wie sie der Schule allein frommen, aber verschiedener Bekenntnisse, werde sich zu einem innerlich einigen Lehrercollegium gestalten. Findet doch jeder sich durch den andern fortwährend in seiner erziehenden Thätigkeit, nicht selten auch in seinem Unterricht gehindert. Zu einem äußerlichen allseitigen Maßhalten im Umgange mit einander mögen sie es bringen, aber glücklich in seinem Beruf wird sich keiner fühlen. Meine man ja nicht, die Jugend werde ein solches Mißverhältniß unter ihren Lehrern nicht bemerken; bemerkt sie es aber, so wird sie eben so, oder in anderer Weise aus einander gehen, als jene. In Wahrheit, die religiös-indifferente Schule würde Unfrieden aussäen, wie könnte aus der Saat Friede, ja Verbrüderung aufgehen!

Entsagen wir lieber allen phantastischen Erwartungen und betrachten die Wirklichkeit, wie sie vor uns da liegt. Der Streit des Glaubens und des Unglaubens ist entbrannt im Leben, in der Wissenschaft, in der Kunst und wird allem Ansehn nach sobald nicht beendet sein. Eine solche geistige Bewegung ist heilsam, sie wird uns alle läutern und fördern. Aber kein rechtschaffener Feldherr führt Krieger in den Kampf, die noch nicht waffenfähig, nicht geübt im Gebrauch der Waffen sind. So auch im geistigen Kampf. Die Jugend soll noch nicht in ihn hinein gezogen werden, aber die Schule hat sie zu üben, hat sie hinein zu leiten zu der christlichen Wahrheit, wie das Evangelium sie bietet, zu christlicher Auffassung der Wissenschaft und der Kunst. Thue das der

Katholik und der evangelische Christ, jeder für sich, nach bestem Wissen und Gewissen; unterweise eben so der jüdische Lehrer die Seinigen für sich, so gut er kann und weiß. Denn haben die Männer des Fortschritts Recht, daß die Zukunft dem gehört, der die Schule hat, so haben sie Unrecht, wenn sie deren Alleinbesitz für ihre Partei fordern. Mithin keine Simultanschulen; sie können nur die unbefestigten Geister verwirren. Eine religiös-indifferente Erziehung wäre schlechthin verderblich."

In der wissenschaftlichen Schule christlich-encyklopädischen Lehrbegriffs findet sich also nach seiner Ueberzeugung „nirgend eine Stelle, die ein jüdischer Lehrer einnehmen könnte. Werde dem Juden sein verfassungsmäßiges Recht wie dem Christen: den Zweck wird auch das in Aussicht stehende Unterrichtsgesetz unverrückt im Auge behalten, darauf vertrauen wir alle. Nur nach dem Mittel zum Zweck läßt sich fragen. Der religiöse Indifferentismus, dem das Judenthum so gleichgültig ist, wie das Christenthum, möchte jüdische und christliche Lehrer unter einander mengen. Er wird der einen Religion so wenig gerecht, als der andern. Vermischt der Maler auf der Palette alle seine Farben, so entsteht ein häßliches Schmutzgrau; eine Farbenharmonie läßt sich nur durch geordnete Nebeneinanderstellung der reinen Farben und ihrer reinen Mischung erlangen. Ein analoges Phänomen zeigt sich im Leben des Geistes. Laßt die religiösen, die politischen Unterschiede und Gegensätze sich bewegen, wacht nur darüber, daß sie nicht erstarren; und eine lebenreiche Harmonie wirkender Kräfte blüht auf. Brecht ihnen den Lebenstrieb aus, mengt sie durch einander, und das Ergebniß wird ein Schmutzgrau intellectueller und moralischer Flachheit sein, eine matte Religionsphilosophie, die sich bald in gemeinnützige Betrachtungen über Oekonomie des Staates und des Hauses umgestalten wird. Damit ist niemand gedient. Geht es mit der Mischung nicht, so bleibt nur die Sonderung. Die jetzt vorhandenen Gymnasien gehören den Christen. Stellt sich das Bedürfniß höherer Schulen auch für die Juden heraus, so fordert die Gerechtigkeit, daß der Staat dem genüge. In solchen Schulen wird der jüdische Lehrer seine

Stellung finden; da wird das Judenthum, sei es das der Reform, sei es das talmudische, zeigen können, ob ihm die Lebenskraft einwohnt, einen jüdischen Lehrbegriff zu entwickeln und zu verwirklichen. (Dam. 1860, 251.)"

Dem Einwande aber, daß so mancher christlicher Lehrer dem Christenthum innerlich eben so fern stehe, wie ein Jude, begegnet er mit folgenden Worten (Dam. 60, 320):

„Wem wäre es unbekannt, daß erfahrungsmäßig die Getauften sich auf sehr verschiedenen Stufen und in verschiedenen Zuständen des Glaubens befinden, daß manche dem Unglauben nahe genug stehen, manche ihm ganz verfallen sind? Es ist nicht minder bekannt, daß die Kirche ihre glaubensschwachen Glieder trägt, aufrichtet und stärkt, wie sie es vermag, daß sie selbst die ungläubigen freundlich duldet, daß sie nur der Verführung mit ernstem Widerspruch entgegen tritt. Wenden wir das auf die christlichen Lehrer an. Sie sind getauft, haben bei der Confirmation vor der Gemeine ihr Glaubensbekenntniß wiederholt, haben den christlichen Amtseid geleistet: das sind heilige Bande, welche sie der Kirche und dem christlichen Staat verknüpfen und selbst den Leichtsinnigen mit innerer Scheu erfüllen, daß die Lippen sich schließen, wenn das frevelnde Wort an sie stürmt. Und käme es dennoch zum Argen, leitete ein christlicher Lehrer die Jugend zu unevangelischer Lehre oder zum Unglauben an, so kann ihm von dem Director, von dem Collegium der Lehrer, von der Unterrichtsbehörde gewehrt werden.

Mit dem jüdischen Lehrer würde es sich ganz anders verhalten. Ihn bände keine Taufe, kein Confirmationsgelübde; läßt sich ihm der christliche Amtseid zumuthen? Und müßte ein jüdischer Eid für ihn formulirt werden, wie soll eine Lehrergenossenschaft verschiedenen Amtseides dieselbe Jugend in e i n e m Geiste unterrichten und erziehen? Die einzige Einheit, welche hier möglich, ist die des religiösen Indifferentismus. Wehe der Schule, sei sie christlich oder jüdisch, die auf solchem Grunde sich aufbaut!"

Diese Ansichten Giesebrechts werden in der Seele manches Lesers Widerspruch hervorrufen, und es ist auch nicht zu leugnen,

daß durch seine Deduktionen keineswegs alle Bedenken, die man gegen die confessionelle Schule erhoben hat, weggeräumt sind. Freilich dem frevelnden Wort des unbesonnenen Lehrers, der spottend etwa und höhnend heilige Ueberzeugungen antastet, mag erfolgreich gewehrt werden können, aber auch dem Ausdruck ernster, unter schweren Kämpfen errungener, wissenschaftlicher Ueberzeugung, die sich im Widerspruch weiß mit diesem oder jenem Dogma der Bekenntnißschriften? Und wird die Norm und Richtschnur der Symbole aufgegeben und nur auf das Bibelwort verwiesen, wie verschieden erscheint dann die evangelische Lehre in der Auffassung des einen und des andern. Und noch größer wird die Verschiedenheit, wenn man mit Giesebrecht davon überzeugt ist, daß die Bibel nicht Gottes Wort sei, sondern Gottes Wort enthalte. Diese Ungleichheit aber in der Auffassung von dem, was evangelische Lehre sei, was göttliche Wahrheit und was menschliche Zuthat, ist nicht etwa eine theoretische Möglichkeit, nicht eine in der Zukunft liegende Gefahr, diese Ungleichheit in dem dogmatischen Standpunkt der evangelischen Religionslehrer ist wirklich und gegenwärtig vorhanden und geht in noch grellere Gegensätze aus, als ich sie dargestellt habe. Wenn es aber so steht — und wer wollte daran zweifeln, der nicht absichtlich sein Auge dagegen verschließt — wenn dem Schüler von dem einen Lehrer als heilige, zur Seligkeit führende Wahrheit dasselbe dargestellt wird, was der folgende als gleichgültige oder gar als zweifelhafte Thatsache bezeichnet, sollte nicht dadurch das geschehen, was Giesebrecht vermieden wissen wollte, daß nämlich die Jugend, die noch nicht waffenfähige, noch nicht im Gebrauch der Waffen geübte, hineingezogen wird in den Kampf des Glaubens mit dem Unglauben? Und noch schlimmer wird der Uebelstand, noch unheilvoller kann die Verwirrung in den Gemüthern werden, wenn der Confirmandenunterricht und ein innerlich und wesentlich davon verschiedener Religionsunterricht in der Schule auf die Schüler wirken. Die klare Erkenntniß von der Gefahr, welche durch den obligatorischen Religionsunterricht für die jungen Seelen entstehen kann, hat denn auch offenbar den preußischen Cultusminister bestimmt, nicht bloß

während der Confirmandenzeit, sondern überhaupt die Möglichkeit einer Dispensation von dem Religionsunterricht in den höheren Schulen zu gewähren.

Wenn Giesebrecht die religiöse Unterweisung als ein wesentliches Glied in dem Organismus der Schule erkannte, das in denselben nicht fehlen dürfe, ohne unheilbaren Schaden für das Ganze herbeizuführen, so war er andrerseits ein entschiedener Gegner aller von der Schule selbst geregelten oder auch nur im mindesten controlierten Religionsübung; die erstere wünschte er wenigstens auf ein geringes Maß beschränkt, um den so überaus gefährlichen Widerwillen der Schüler gegen aufgezwungene und dann religiös nicht erhebende, aber oft genug sittlich schädigende Andachten nicht aufkommen zu lassen. Er sagt darüber in der Damaris (1862, 378 ff.):

„Man verlangt von uns, wir sollen unsre Schüler zum sonntäglichen Besuch des öffentlichen Gottesdienstes verpflichten, die Erfüllung dieser Pflicht überwachen. Das Letztere ist in größern Städten, wo mehr als eine Kirche, unausführbar, und wo es ausführbar, erheben sich gegen das Erstere gewichtige pädagogische Bedenken. Die untern Classen können der Predigt nicht folgen, wie populär sie gehalten sei; eine zwei oder dritthalb Stunden hindurch gespannte Aufmerksamkeit ist Knaben von solchem Alter unmöglich. Die Schüler der obern Classen sind allerdings im Stande zu folgen, aber was frommt ihre widerwillige Gegenwart? Sehr viel, wird im Sinn Englischer Erziehung geantwortet. Man ist nicht so verblendet zu übersehen, daß der Zwang, welcher hierin geübt wird, eigentliche Andacht bei sehr Vielen nicht aufkommen läßt. Aber man rechnet darauf, daß auch unbewußt und ungewollt von der Ordnung, Sitte und täglicher Gewohnheit dennoch ein Segen empfangen werde, sollte es bei manchem auch nur das sein, daß die Unruhe seines Leichtsinns und seine schweifenden Gedanken durch die Heiligkeit des Orts und die Würde und den Ernst des Gottesdienstes auf eine Zeitlang zu Stille und Ruhe gebracht werden. Man fragt mit Recht, ob denn aus andern Kirchen alle Gemeindemitglieder mehr

als dies davon tragen, und ob etwa dort alle in wahrer Herzensandacht und aus innerem Antrieb versammelt seien.

Der Deutsche Erzieher wird darauf antworten, die Motive, welche die Erwachsenen in die Kirche geführt, wisse er nicht, habe sie auch nicht zu richten, nicht zu verantworten; ihm sei es allein um die seiner Pflege anbefohlene Jugend zu thun. Jene Stillung der Unruhe des Leichtsinns, welche man in England als einen unbewußten, ungewollten Segen von dem erzwungenen Besuch des Gottesdienstes erwarte, werde in den Deutschen Schulen während der Woche durch den Unterricht erstrebt. Er nehme eine geistige Thätigkeit des Schülers in Anspruch, die der Lehrer beaufsichtigen könne; in der Kirche fehle eine solche Aufsicht, dem unruhigen Phantasieren und der Unaufmerksamkeit der Leichtsinnigen sei da viel mehr Raum gelassen, als in der Schule. Das Ergebniß aber des Herüber- und Hinüberredens, das die Frage nach dem Verhalten der Schule bei dem Kirchenbesuch ihrer Zöglinge veranlaßt hat, kann kein anderes sein, als dies: der Lehrer ermuntre durch sein Beispiel, zu rechter Stunde auch durch sein Wort; er enthalte sich jedes directen wie indirecten Zwanges und verleite nicht zum opus operatum.

Dieselbe Mahnung ergeht noch dringender an die Schule, wo von früherer Zeit her Lehrer und Schüler, so viel ihrer eingesegnet sind, mit einander das Sacrament empfangen, oder wo man neuerdings eine solche Gemeinsamkeit einzuleiten sucht. Daß diese erhebend, daß sie für die Erziehung der Jugend höchst wirksam sein kann, ist unbestreitbar, eben so gewiß, daß von der heiligen Feier kein Erfolg zu erwarten, wenn sie zum opus operatum entwürdigt ward. Dazu kommt, daß manche Schüler es vorziehen, mit ihrer Familie dem Tisch des Herrn zu nahen: es ist kein Grund, dieser Neigung in den Weg zu treten. Von der Gleichzeitigkeit und Gleichortigkeit des Genusses hängt es ja nicht ab, daß alle, die des einen gesegneten Brodes theilhaftig, ein Brod, ein Leib werden. Halte sich die Schule nur unbeirrt durch jene kirchliche Statistik, welche aus der Zahl der Kirchgänger und der Communicanten die Gottseligkeit der Gemeinen berechnet; das

ruhige Wort, das beharrliche Beispiel wirken, wenn auch unscheinbar und unter dem Tage: wir brauchen keine Knalleffekte."

Für die Schule selbst, wenigstens für Externate, fand er die jetzt meist üblichen gemeinsamen Andachten Montags früh und Sonnabends am Schluß der Lehrstunden nicht unbedenklich. „Das Zusammenbringen sämmtlicher Classen zu einer gemeinsamen Andacht", sagt er, „hat in zahlreich besuchten Anstalten den erheblichen Uebelstand, daß bei dem Hin- und Hergehen Gedränge schwer zu vermeiden ist, daß dadurch der Muthwille in den Knaben gereizt wird und eine ernste Sammlung des Geistes nicht aufkommen läßt. Darum möchte ich rathen, man gebe diese Form der Erbauung auf, wenigstens als Anfang und Schluß der Woche. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. als Vorfeier der kirchlichen Feste läßt sie sich modificirt immer wieder aufnehmen."

Dagegen war er für Beibehaltung des täglichen Classengebets und wünschte für alle evangelischen Gymnasien des Staates dieselbe Bibellection, ähnlich den Tageslosungen der Brüdergemeinde. „Stände eine Einrichtung der Art gesetzlich fest, so könnte jeder Lehrer in seiner Classe Morgens beginnen: Die heutige Losung aller evangelischen Gymnasien unseres Vaterlandes ist entnommen dem 2c. und lautet also 2c. Der Schluß aber wäre: Die Gnade unsers Herrn Jesu Christi sei mit uns und allen unsern Brüdern. Die Classe spräche: Amen.

Eine solche Bibellection von höchstens fünf Minuten als Frühgebet, wird man mir einwenden, mag wegen ihrer kürzern Dauer nicht so leicht zum opus operatum werden, wie ein kirchlicher Gottesdienst, der mehrere Stunden währt, aber daß sie es werden kann, ist doch unbestreitbar. Ich möchte es dennoch bestreiten. Es wird von dem Schüler nichts verlangt, als daß er ruhig und ungestört die heilige Ueberlieferung anhöre, er soll wissen: dazu bekennt sich die Schule, deren Zögling ich bin. Von ihm selbst wird kein Bekenntniß verlangt; er braucht sich auch an dem Amen nicht zu betheiligen, wenn es ihm nicht darnach ums Herz ist. Man kann es vielleicht ganz weglassen, oder der Lehrer spreche es allein. Denn darauf kommt es zunächst an, daß die

Schule sich als Bekennerin Christi und seines Evangeliums dem jüngern Geschlecht darstelle: die Wirkung ihres Zeugnisses steht bei Gott.

Als Gebet zu Ende der Tagesarbeit habe ich seit einer Reihe von Jahren unverändert die apostolischen Worte gesprochen: der Friede Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, bewahre unsre Herzen und Sinne bei Christo Jesu zum ewigen Leben. Vielleicht eignet sie sich auch ein anderer Lehrer an. Mir haben sie sich als eindringend in die Hörer bewährt, noch neuerdings. Als ich meinem treuen Eduard Böhmer den Aufsatz über die Genesis zusandte (Dam. 1862, 236) schrieb er mir unter anderem auch diese Worte reinster Pietät: Erlaube mir, mein lieber alter Onkel und Lehrer, daß ich dir dankbar die Hand küsse, und sei versichert, daß du dein Zeugniß nicht vergeblich abgelegt hast. Wie unmöglich ist's, und nicht etwa bloß durch die Ortsferne, daß zwei Menschen sich in einem kurzen Leben ganz verständigen! Der Friede muß höher liegen, als der Verstand, höher, als alle Vernunft: darauf ging dein stetes Schulgebet."

So seine Ansichten über die Schulandachten. Beistimmen kann ich ihnen nicht in jeder Hinsicht. Die gesetzliche Regelung der Bibellectionen halte ich für einen unnöthigen Zwang, dem sich mancher Lehrer nur sehr widerwillig fügen würde, das Sprechen des Amens von Seiten der Schüler, das er allerdings nur bedingungsweise vorschlägt, könnte bei einem in der Handhabung der Disciplin unsicheren Lehrer zu sehr schlimmem Muthwillen einzelner Schüler Veranlassung geben. Warum soll nicht dem Lehrer überlassen bleiben, welchen Bibelspruch, welche Liedesstrophe er Morgens wie am Schluß der Lehrstunden sprechen will. Andrerseits ist die Unordnung und das Gedränge des Hin- und Hergehens bei der gemeinsamen Andacht wohl zu beseitigen; und diese Andacht bliebe füglich auf frei gewählte Bibellection und gemeinschaftlichen Gesang beschränkt, wo nicht eine Persönlichkeit vorhanden ist, welche durch freie Ansprache die Herzen der Schüler zu ergreifen im Stande ist; denn aus tiefinnerstem Gemüth heraus und zugleich in edler Diction erbauliche Worte zu sprechen, wie es z. B.

Giesebrecht selbst bei solchen Gelegenheiten vortrefflich verstanden hat, ist nicht jedermanns Sache und Begabung.

Die religionswissenschaftlichen Vorträge in den beiden obern Classen hielt Giesebrecht nach sorgfältig ausgearbeiteten Heften. Leider habe ich sie in seinem literarischen Nachlaß nicht mehr vorgefunden. Ein vollständig genügender Ersatz dafür ist jedoch die von seinem Neffen und Schüler Eduard Böhmer ausgearbeitete Nachschrift aus den Jahren 1844 bis 1846, bei welcher dieser zum Theil das Original selber hat benutzen dürfen. Diese Vorträge, sich anlehnend an Marheineke, enthalten einen Abriß der Religions- und Kirchengeschichte, die Einleitung in die heiligen Schriften, die Symbole der christlichen Kirche, die Lehre vom christlichen Glauben und Leben. Auch diese Darstellungen sind von der edlen Reinheit, der inhaltvollen Gedrängtheit wie alles, was Giesebrecht je geschrieben. Eine theilweise Veröffentlichung der Vorträge wäre sehr zu wünschen und würde nicht etwa bloß für die Religionslehrer an höheren Schulen eine willkommene Gabe sein.

Vortrefflich ist in der Kirchengeschichte die lichtvolle Darlegung, wie die christliche Religion die Vollenderin des Judenthums und des Heidenthums ist, wie um die Zeit der Geburt Jesu die Religion des überweltlichen Gottes sich zur Erkenntniß der Innerweltlichkeit Gottes geneigt, und andrerseits der heidnische Cultus und die heidnische Philosophie zu dem Bewußtsein von der Ueberweltlichkeit Gottes hin drängte, und wie nur das Christenthum den Heiden wie den Juden geboten habe, was beide bedurften. Die Kirchengeschichte ist fortgeführt bis zur Union; die Darstellung berührt auch die wichtigsten religionsphilosophischen Systeme seit Kant in einer Weise, die zugleich als Anregung zu späterem Studium und für den mit ihnen Vertrauten als klare Uebersicht werthvoll ist.

In der Einleitung in die heiligen Schriften äußert er sich über die Inspirationstheorie so: „Wird gefragt, was die in der christlichen Kirche heilig gehaltenen Schriften unterscheide von andern religiösen Inhalts, so antwortet die Kirche: Was jene zu heiligen macht, ist, daß sie eingegeben sind vom göttlichen Geist.

Sogleich entsteht die andere Frage, was unter der Eingebung, der Inspiration zu denken, ob jedes Wort in den heiligen Schriften eingegeben, gleichsam dictirt sei, ohne andere Thätigkeit der Verfasser als das bloße Niederschreiben. Eine solche Behauptung kann aber niemand aufstellen, der die heiligen Schriften gelesen, auf solche Inspiration haben die Verfasser derselben selbst nicht Anspruch gemacht. Nie hätten sonst Meinungsverschiedenheiten entstehen können unter den Aposteln, von denen doch sowohl in den einzelnen Briefen, wie in der Apostelgeschichte erzählt wird: sie streiten heftig mit einander und einigen sich durch Besprechung. Bis dahin geht also die Inspiration nicht, vielmehr ist anzuerkennen, daß in der heiligen Schrift wohl Gottes Wort enthalten ist, aber auch Menschenwort, das Gotteswort ist in Menschenwort gefaßt. Demgemäß ist auch nicht zu sagen, die Bibel ist Gottes Wort, sondern es enthält Gottes Wort; es ist in ihr, aber sie hat auch ihre menschliche Seite. Jene Einwirkung, welche die Verfasser der heiligen Schriften beim Niederschreiben derselben vom Geiste Gottes erfuhren, kann nun nicht gedacht werden als dem Wesen und der Art nach verschieden von der, welche jeder andere Gläubige auch erfährt, sondern dem Grade nach; denn jene Männer, welche zuerst das Evangelium verbreiteten, welche zuerst eine christliche Kirche gründeten, bedurften gewiß einer höheren Begeisterung, als die späteren, nachdem die Gemeinen bereits eingerichtet waren. Aber wie hoch auch die Begeisterung jener Männer anzuschlagen, Menschen blieben sie doch und als solche menschlichen Meinungen, menschlichen Irrthümern, auch historischen, unterworfen. Aber alles dies thut der Heiligkeit dieser Bücher keinen Eintrag. Ist nun in denselben Gotteswort in Menschenwort enthalten, so ist es sehr wichtig für jeden Gläubigen zu unterscheiden, was vornämlich als Gotteswort, was als Menschenwort zu betrachten. Die theologische Wissenschaft hat darüber seit längerer Zeit gerichtet, und der Theil derselben, welcher sich damit beschäftigt, heißt die Kritik der biblischen Schriften." Dieser Kritik ließ er z. B. ihr Recht in Bezug auf die Erzählung von der wunderbaren Geburt Jesu: „Man hat gegen diese

Erzählung eingewandt, sie finde sich nicht beim Markus, der das Leben Jesu mit seiner Taufe im Jordan, seinem Auftreten als Lehrer beginnt, ja selbst nicht beim Johannes, der von eben da den Anfang macht; und doch war dieser unmittelbarer Jünger des Herrn, auch konnte gerade er darum von diesen Ereignissen unterrichtet sein, weil er in der nächsten Beziehung zu der Mutter Jesu stand, die er nach dem Tode ihres Sohnes zu sich genommen hatte. Dazu ist es gerade Johannes, der vor allen die Wahrheit eindringlich macht, daß Jesus nicht ein Mensch, sondern der eingeborne Sohn vom Vater, durch den alles gemacht ist, daß er der Logos selbst sei. Man sollte meinen, dem Evangelisten, der das darstellen will, müßte die Erzählung von der wunderbaren Geburt Jesu recht wichtig gewesen sein. Entweder war ihm nun diese Erzählung, welche ihn darstellt als hervorragend und ausgezeichnet vor allen andern Menschen, unbekannt, oder Johannes muß gemeint haben, daß es ihrer nicht bedürfe, um den, von welchem er schrieb, als Gottes eingebornen Sohn zu beglaubigen. Daher ist die Ansicht entstanden, diese Erzählung enthalte nicht wirkliche Geschichte, sondern sei als sinnvolle Dichtung zu betrachten, welche die Lehre von der Gottheit Jesu poetisch darstelle; Matthäus und Lukas seien aber nicht die Erfinder, sondern hätten nur in gutem Glauben weiter berichtet, was schon vor ihnen in den christlichen Gemeinden entstanden sei, die es nicht verschmäht, wie Christus, durch Parabel und Gleichniß religiöse Lehren anschaulich zu machen. Wer diese Meinung hegt, kann nicht als abgefallen vom Christenthum bezeichnet werden, denn er widerspricht ja nicht der Lehre, daß Jesus Gottes Sohn sei. Man darf diese theologische Ansicht nicht unberechtigt nennen, so lange sie kein anderes Argument geltend macht, als das Schweigen des Markus und besonders des Johannes."

Aus seiner Lehre vom christlichen Glauben und Leben, in welcher der Einfluß der Philosophie Hegels deutlich zu erkennen ist, theile ich als besonders für ihn charakteristisch seine Darstellung von der immerwährenden und der einmaligen Menschwerdung Gottes mit: „Wird gesagt, Gott werde Mensch, so

kann das heißen, Gottes Selbstbewußtsein wird menschliches Gottesbewußtsein, und dieses, das in jedem Menschen tief innen lebt, ist also die Menschwerdung Gottes, welche nicht einmal nur geschehen ist, sondern von der gesagt werden muß, daß sie fortwährend vor sich gehe. Das ist auch die Lehre der heiligen Schrift. Christus, der Gottmensch, sagt von sich, er sei vor Abraham gewesen, und der Apostel: Jesus Christus gestern, heute und derselbe in Ewigkeit. So wird Gott fort und fort in jedem einzelnen Menschen geboren, und dieser menschgewordene Gott ist in demselben das zum Guten treibende Princip. Aber der also menschgewordene Gott wird oft verfolgt, verspottet und verachtet, er stirbt auf diese Weise fortwährend in vielen Menschen, die sich der Sünde hingeben, aber er bleibt nicht todt, stets steht er wieder auf, lebt und regiert im Bewußtsein des Menschen. Diese fortwährende Menschwerdung Gottes, die das Gottesbewußtsein des Menschen ist in seiner Bewegung durch alle Stadien menschlicher Geistesentwickelung, gehemmt und getrübt durch das endliche Welt- und Selbstbewußtsein, ist innerlich, subjectiv, aber dem göttlichen, sich offenbarenden Geiste eben so wesentlich, als dem menschlichen, nach dem Bilde des göttlichen geschaffenen Geiste. Das Innere aber ist unvollendet, so lange es nicht das entsprechende Aeußere hat, das Subject ohne Objectivirung, das Wesen ohne die Erscheinung; so fordert die innere Menschwerdung Gottes eine äußere, die subjective eine objective, die wesentliche eine wirkliche, der sinnlichen Erscheinung angehörige. Tritt die subjective Menschwerdung Gottes in die Objectivität der Erscheinung, so geschieht es mit dem Gottesbewußtsein wie mit dem Weltbewußtsein, das jenem hemmend entgegensteht. Gottesbewußtsein und Weltbewußtsein erscheinen als historische Personen, jenes, das Eine in allen Menschen, erscheint als e i n Mensch, dieses das mannigfache, sich widersprechende als eine Vielheit von Menschen. Dieser eine Mensch erfährt von jener Vielheit äußerlich zu einer bestimmten Zeit dasselbe, was das subjective Gottesbewußtsein innerlich vom Weltbewußtsein zu erfahren hat. Doch jene Vielheit ist nicht ohne alles Gottesbewußtsein, obwohl es verdunkelt und getrübt ist. So

lehrt der Eine, in dem Gott zu einer bestimmten Zeit Mensch wird, wie Gott in seiner steten Menschwerdung, er findet Jünger, aber noch mehr Feinde, wird versucht, verfolgt, getödtet, steht auf, scheidet aus Raum und Zeit und regiert ewig im Bewußtsein des Menschen."

In Giesebrechts Religionsunterricht wie in seiner Leitung der deutschen Aufsätze erkenne ich seine bedeutendste pädagogische und didaktische Wirksamkeit, nicht in seinem Geschichtsunterricht. Man kann weder sagen, daß er durch lebendige, ins Einzelne gehende mündliche Darstellung seinen Schülern die historischen Begebenheiten und Persönlichkeiten anschaulich gemacht habe, noch läßt sich ihm nachrühmen, daß er es verstanden, durch häufiges Wiederholen, durch rasche und umsichtige Controle sie zu einem sicheren Wissen der geschichtlichen Facta zu führen. Der Unterricht bestand seit der Zeit, da sein Lehrbuch gedruckt in den Händen der Schüler war, in erörterndem Gespräch über den Abschnitt, der vorher von den Schülern wiederholt durchgelesen, ja bei der überaus gedrängten Darstellung in der Regel wörtlich gelernt war. Auch der sorgfältigste Fleiß reichte oft nicht aus, um den Schüler in den Stand zu setzen, die Fragen des Lehrers, die auf den inneren Zusammenhang des Gelesenen gerichtet waren, ihm zu Dank zu beantworten, und die Antwort, die ganz nahe an das Richtige heranstreifte, fand eben so wenig Gnade, wie die ganz verkehrte. Hier eine didaktische Mäeutik zu üben, durch neu formulierte Frage zur treffenden Antwort zu führen, lag nicht in seiner Art. Er richtete dieselbe Frage in genau derselben Form an einen andern und an einen dritten, und so kam es oft, daß alle Schüler, nach derselben Sache gefragt, durch ihre Antworten ihm nicht genügten, ohne daß er selber sich herbeiließ, die richtige Lösung zu geben. Dann pflegte er wohl ermüdet und in tiefer Verstimmung zu sagen: „Nun habe ich die ganze Classe durchgefragt, und wenn doch auch nur ein Einziger in ihr gewesen wäre, der ordentlich, rechtschaffen gearbeitet hätte, aber auch nicht Einer!" Oft genug lag aber hier der Mangel nicht in der Strebsamkeit der Lernenden, sondern in dem Geschick des

Lehrenden. Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß etwa das historische Wissen, welches die meisten von der Schule mit fortnahmen, ein ungenügendes gewesen wäre; im Gegentheil, die hohen Anforderungen, die Giesebrecht im Abiturientenexamen stellte, die Möglichkeit, daß seine Frage sich auf das entlegenste Gebiet eben so gut beziehen konnte, wie auf die hervorragenden Begebenheiten aus der griechischen, römischen und deutschen Geschichte, nöthigte die Schüler, sehr ernstlich das Lehrbuch zu studieren, um einigermaßen auf die Prüfung gerüstet zu sein. Denn wie wohlthuend es auch ihn, wie jeden Lehrer, berühren mochte, wenn seine Schüler in entscheidender Stunde den Anforderungen genügten, so lag dem durchaus wahrhaftigen Manne nichts ferner, als durch irgend welche besondere Veranlassung dahin zu wirken, daß er mit seinen Schülern Ehre einlegen könne. Ueber solche kleinen Schwächen war der edle, lautere Sinn Giesebrechts weit erhaben, sein Zweck war immer und allewege nur Bildung seiner Schüler, möglichst kräftige Einwirkung auf ihre Intelligenz und ihr Gemüth, nie und nimmer eine brillante Prüfungsleistung, deren Glanz auf ihn vornämlich zurückstrahlte.

Was aus seinem Geschichtsunterricht aber das Werthvollste und für die geistige Bildung der Schüler von größerer Bedeutung war, als die genau gelernten und doch wieder schnell vergessenen Facta, erschien nicht in diesem selber, sondern in den deutschen Aufsätzen, für die er sehr häufig geschichtsphilosophische Themata wählte, von denen ich oben (S. 188.) in der mitgetheilten Disposition über die Vergleichung der Schlacht bei Platäa mit der Schlacht bei Tours wenigstens ein Beispiel gegeben habe. Die Wirksamkeit, die er durch voraufgehende Besprechung und nachfolgende Beurtheilung der Aufsätze überhaupt ausgeübt hat, ist als eine sehr erhebliche, man darf wohl sagen ungewöhnliche zu bezeichnen. Die Schüler wurden in einen Kreis, in ein klar gegliedertes System bedeutender Gedanken eingeführt, sie lernten an seinem Beispiel lichtvolle Ordnung in einen gegebenen Gedankenstoff bringen, sie lernten in gedrängter Sprache ihre Ansicht darlegen. Selbst Meister in der Darstellung war er sehr

empfindlich gegen jede lästige Wiederholung, gegen jede Geschmacklosigkeit, ja, gegen manche Ausdrucksweise, die er als unerträgliche Kakophonie verurtheilte, mochte sie dem Schüler auch in gedruckten Büchern häufig genug begegnen. So galt ihm schon die Verbindung der Conjunction daß mit dem darauf folgenden gleichlautenden Artikel als sehr schlecht klingend und darum zu vermeiden, und nun gar auf dies „daß das" noch ein „was" folgen zu lassen, war aufs Aeußerste verpönt. Man sieht daraus, daß Giesebrecht, der selber allerdings von sich sagte und mit Recht sagte, ihm komme mehr auf den Inhalt, als auf die Form der deutschen Arbeiten an, die er keineswegs als eine bloße Stilübung angesehen wissen wollte, über den Inhalt die strenge Kritik der Form wahrlich nicht verabsäumt hat.

Von dem Fehler, den er in seinem Geschichtsunterricht machte, daß er an der einmal formulierten Frage mit Starrheit festhielt, war zwar auch sein Religionsunterricht nicht frei; aber es offenbarten sich in demselben Vorzüge, welche jenes Ungeschick weit überwogen. Ohne daß er je absichtlich auf Erbaulichkeit hinzuwirken sich bemühte, waren seine Religionsvorträge für jedes empfängliche Gemüth in hohem Grade erbaulich. Die sittliche Lebenswärme, die ihn durchdrang, zeigte sich deutlich genug auch in dem klaren, ruhigen, affectlosen Vortrage. Aller Unterricht ist zugleich Erziehung, daran hat er stets festgehalten; große, würdige, fruchtbare Gedanken in der Jugend zu wecken und wach zu halten, daran war ihm alles gelegen, davon erwartete er mit Recht nachhaltige Wirkung. Der Unterricht, das war seine Ueberzeugung, ruft formell die Tugenden der Ordnung, des Fleißes, das Bewußtsein der Pflicht hervor; materiell stellt er dem Lernenden durch die Naturerkenntniß das Naturgesetz gegenüber, durch die Erkenntniß des Menschengeistes das Moralgesetz, durch den Religionsunterricht Gottes Wesen und Willen, die Geschichte seines Reiches, zu dem wir alle berufen sind. Spottend äußert er sich über den Widerwillen gegen die Erkenntniß, der eine Zeit lang tonangebend war. „Von Erkenntniß hörte man da ungern sprechen, am ungernsten in der Religion; Gemüthsbildung war

das Losungswort. Dem Schulmann wurde weh bei dem Gerede, in das sogar Staatsmänner einstimmten, denn es war im Grunde nur eine Variation dessen, was Göthe gesagt hatte von dem Verstandesunterricht, der zur Anarchie führe *), auch jenes andern Reimes von demselben Dichter:

Was ich mir gefallen lasse?
Zuschlagen muß die Masse,
Dann ist sie respektabel,
Urtheilen gelingt ihr miserabel.

Gemüth klang es damals aus allen Ecken, die Gemüthlichkeit erfüllte sogar Kaffeetassen, Tabackspfeifen und Schlafröcke, bis zu rechter Zeit die bekannte Wahrheit ans Licht trat, daß in Geldgeschäften die Gemüthlichkeit aufhört. Das gab ein reinigendes Gelächter, und die Gemüthsbildung kam aus der Mode."

Wenn in den apostolischen Gemeinden zweierlei Lehren unterschieden wurden, Prophetie und Didaskalie, jene die begeisterte Rede unter momentanen göttlichen Impulsen, diese die besonnene Lehrentwickelung, so nahm Giesebrecht für sich nur die zweite

*) Vergl. Dam. 1861, 45: „Göthe fand die Logik schon als Student wunderlich, verspottete sie im Faust und verstieg sich in der Farbenlehre zu der einseitigen Behauptung, aller Verstandesunterricht führe offenbar zur Anarchie." In dem interessanten Aufsatze „Göthe und Boisserée" (Dam. 1862, 343) stellt Giesebrecht dar, wie Göthe der kritiklosen Ueberlieferung im Unterricht das Wort geredet, wie verhaßt ihm der Dünkel gewesen, den das Pestalozzische Erziehungswesen errege. Er theilt mit, wie Göthe in der Unterhaltung zu Boisserée geäußert habe: „Diese Menschen mit ihrer Verrücktheit und Wuth, alles auf das einzelne Individuum zu reduciren und lauter Götter der Selbstständigkeit zu sein; diese wollen ein Volk bilden und den wilden Schaaren widerstehen, wenn diese einmal sich der elementarischen Handhaben des Verstandes bemächtigt haben, welches nun gerade durch Pestalozzi unendlich erleichtert ist. Wo sind da religiöse, wo moralische und philosophische Maximen, die allein schützen könnten." Dem gegenüber sagt Giesebrecht: „Pestalozzis Methode ist, wie alles Menschliche, nicht frei von Mängeln und Gebrechen; darum wollen wir an ihr bessern, wo wir wissen und können; doch die Methode überhaupt

Art in Anspruch; es schien ihm verderblich, weil unwahr, wenn der ruhig klare, affectlose Lehrer sich zu einem Affect aufstachelte oder den Schein eines solchen annähme, der ihm nicht eigen; die daraus etwa hervorgehende Willensansteckung — es ist ein Wort der Fürstin Gallitzin — würde sich bald als ein aufflackerndes und schnell niedergebranntes Stoppelfeuer erweisen (Dam. 1862, 375).

Aber man würde ein unrichtiges Bild von Giesebrechts Lehrerpersönlichkeit gewinnen, wenn man meinte, affectvolle Rede sei in seinem Religionsunterricht nie hervorgetreten. Es geschah allerdings nur selten, hatte aber dann auch um so größere Wirkung. Aus tiefster Seele heraus, aus einem Herzen, das übervoll war von den ernsten, heiligen Gedanken, die sein Unterricht behandelte, sprach er dann mit edler Einfachheit und Würde so mächtig zu seinen Schülern, daß den gewaltigen Eindruck nichts wieder verwischen konnte. Die schon sonst immer imponierende Persönlichkeit des Lehrers hatte dann etwas Feierliches, Majestätisches. Was er lehrte, hat er gelebt, wie er gelebt hat, was er dichtete.

---

verwerfen, heißt die Dialectik in der Schule verwerfen, und wer sie nicht will, nenne sich keinen evangelischen Christen. Er ist abgefallen von dem Princip der Reformation, abgefallen entweder zu der Aristokratie des Geistes, welche sich selbst die freie, auch die willkührliche Wissenschaft vorbehält, der Masse des Volkes dagegen die todte, in gedankenlosem Auswendiglernen ertödtete Ueberlieferung, nicht die lebendige des Erinnerns zutheilen will, oder zu den eingeschüchterten, von Furcht verdüsterten Katholiken. Denn die frommen, gläubigen Bekenner der Römischen Kirche, wie Fürstenberg, Overberg, die Fürstin Gallitzin und ihre Freunde in Münster, wie im südlichen Deutschland Sailer mit seinen Jüngern, stimmen wenigstens in dem Princip der Schule durchaus überein mit den Evangelischen. Wie könnte es auch anders sein. Fordert doch St. Paulus, der große Dialektiker, die Lehrer auf, das Wort der Wahrheit recht zu theilen, lautet doch das Gebot, welches der Herr selbst für das vornehmste erklärt hat: du sollst Gott lieben aus aller Kraft deiner Seele, also auch aus dem Verstande heraus, der nicht reiner und nicht unreiner, als jede andre Thätigkeit des menschlichen Geistes."

Die Erinnerung an solche Augenblicke, in denen er mit erregtem Gefühl den Schülern sein innerstes Leben aufschloß, mag ihm die Verse in dem ersten Buch des Lehrers eingegeben haben:

In mächtiger Stunde, die den Geist entzündet,
Nur was alsdann in Feuerskraft verkündet,
Das macht den Jüngling würdig, sittlich, frei.

Er hat Recht mit dieser pädagogischen Ansicht. Nichts verfehlt den Zweck mehr, ja ruft oft das Gegentheil von dem Beabsichtigten hervor, als die langgesponnenen, sich oft wiederholenden Ermahnungen, die auf Rührung der Gemüther berechnet sind.

O diese Rührungen, lang und breit,
Sie verderben die köstlichste Zeit:
Sind doch Frauen genug auf Erden,
Laßt mir die Jünglinge Männer werden.

Er wußte auch, daß noch mehr als die affectvolle Rede das Beispiel bildet, welches der Lehrer durch seine ganze Persönlichkeit gibt.

Nur am Mann mag sich der Jüngling bilden;
Zeigt ihm Mannes ernsten Muth und Sinn,
Der ins Gleichmaß stellt die Kraft des Wilden
Und, was säumt, drängt zum Entschlusse hin.

Und Giesebrechts Persönlichkeit war allerdings in hohem Grade geeignet, einen mächtigen und bleibenden Eindruck auf seine Schüler zu machen.

Schon sein Aeußeres war von imponierender Würde. Die hohe schlanke Gestalt, das edle Oval des Gesichtes mit der hochgewölbten Stirn und den großen, sinnenden Augen, die klangvolle, tiefe Stimme konnten nicht verfehlen mit dem Gefühle der Ehrfurcht den zu erfüllen, der ihn zum ersten Male sah und hörte. Und wie wurde dieser erste vorahnende Eindruck bestätigt und verstärkt, wenn man ihn näher kennen lernte. Er war von einer Berufstreue, die nie ermattete, die sich nie auch nur die geringste Abweichung von der Pflicht erlaubte. Unerschütterlich,

wie die Eiche, ein freier sittlicher Mann, der unbeugsam am Recht und an seines Namens Ehre hält, haßte er nichts mehr als das haltungslose, unentschlossene Getreibe, das ihm bis in den Tod zuwider war, konnte er kein schärferes Verdammungsurtheil über einen Menschen abgeben, als wenn er ihn einen kriechenden augendienerischen Lump nannte. Freilich ging seine Unbeugsamkeit zuweilen bis zum Eigensinn, und dieser verbunden mit einer tief im Gemüth wurzelnden Leidenschaftlichkeit, die zuweilen um so lebhafter hervorbrach, als sie gewöhnlich mit mächtiger Willensenergie in Schranken gehalten wurde, konnte wohl dahin führen, daß er in seiner Schulthätigkeit wie in seinem privaten Leben heftige Worte sprach, die er nachher bereute. Die epimetheische Natur in ihm, wie er selbst es bezeichnet hat, ließ ihn dann mit sorgenvoller Verstimmung auf solche Uebereilung zurückblicken, und aus eigener Erfahrung heraus schrieb er einmal: Wie oft ist Menschenwort härter als Menschengemüth. Im Ganzen aber stand er den Bestrebungen und Zwecken, in denen sich Leidenschaftlichkeit und Heftigkeit zu zeigen pflegt, sehr fern; um das Erlangen von Ehre und äußerem Einfluß, um den Erwerb und die Bewahrung von Geld und Gut hat er sich in seinem Leben herzlich wenig gekümmert, so wenig, daß es seiner Familie als etwas ungewöhnliches auffiel, wenn er auf der Reise einmal um das letztere sorgsam sich kümmerte; denn für sein häusliches Leben lag diese Sorge durchaus in den Händen seiner unermüdlich thätigen, den ganzen Haushalt leitenden Frau. Die Welt der Willensbestrebungen hatte für ihn nur Interesse, wenn sie in der Gestalt geschichtlicher Ereignisse erschienen, oder wenn sie in die Sphäre seiner amtlichen Thätigkeit und seiner Häuslichkeit eingriffen; was sonst in seiner Nähe um ihn geschah, die kleinen Sorgen des täglichen Lebens, das gesellschaftliche Treiben mit seinen Freuden und Leiden nahm entweder seine Aufmerksamkeit nur schnell vorübergehend in Anspruch, oder existierte für ihn überhaupt nicht, galt ihm als ein herkömmliches Nichts. Das soll ihm nicht zum Lobe, noch weniger freilich zum Tadel gesagt sein, nur um ihn zu charakterisieren. Wie dem Aristoteles ein

nur dem sinnlichen Genuß gewidmetes Leben thierisch, ein ethisch-politisches menschlich, ein wissenschaftliches aber göttlich erschien, so war eben auch seine Welt, in welcher er ein so reiches, volles, edles Leben geführt hat, die ideale, die Welt philosophischer und geschichtlicher Forschung, die Welt der künstlerischen Gebilde. Hier war er heimisch, empfangend und genießend sowohl, wie in eigener angestrengter und erfolgreicher Thätigkeit. Auf diese Thätigkeit würde er in keiner Lebenslage ganz haben verzichten können; dem Lehrer stand sie besonders nah und war sie nach seinem eigenen Urtheil besonders nöthig. „Wie arm ist ein Schulmann", ruft er aus (Dam. 1861, 181), „ohne das stete Wogen des Lernens und Lehrens in seinem Geiste!" Und seine Schüler, wie wenig sie von seiner gelehrten Thätigkeit bestimmtere Kunde haben konnten, wußten doch im allgemeinen von der unausgesetzten wissenschaftlichen Arbeit ihres Lehrers, sie kannten, wenigstens die Primaner, seine Gedichte, diesen klaren Spiegel eines reichen geistigen Lebens. Mit Verehrung schauten sie zu dem Manne empor, der idealen Sinn, ein Hinwenden des Geistes aus der nüchternen Alltäglichkeit, aus der platten Nützlichkeit, aus der flüchtigen Lust auf das Ewige und Unentreißbare nicht pathetisch predigte, sondern in dem leuchtenden Beispiel seiner eigenen Lebensführung vor die Augen stellte. In seine fest begründete, überall in sich harmonische Weltanschauung wurden sie eingeführt; die ersten Schritte selbständigen, auch zweifelnden Denkens, die der Jünglingsseele oft so gefährlich werden, wenn sie sich gewaltsam loszureißen hat von einer die Vernunft mißhandelnden Autorität, durften sie thun unter dem Einfluß eines Mannes, der vernünftige Begründung jeder Meinung stets für unerläßlich gehalten, der nichts weniger war als ein von klugen Erwägungen hin und her geschaukelter Parteimann, sondern ein unabhängiger, freier Forscher und Denker, ein tapferer, unbestechlicher Vertreter der einmal erkannten Wahrheit. Ihn kümmerte es nicht, wenn er mit seiner Ueberzeugung ganz einsam stand; die Allgemeinheit eines Urtheils, die das politische, religiöse, ästhetische Denken so vieler Menschen in Fesseln schlägt, war für ihn kein Kriterium der

Wahrheit; er ließ sich von andern nichts vordenken, er war Selbstdenker auf allen Gebieten, über welche er Meinungen äußerte. Was will gegen solche Vorzüge alles das bedeuten, was ich als nicht nachahmungswerth an seiner Lehrerpersönlichkeit habe hervorheben müssen. In den empfänglichen Jünglingsjahren einen solchen Mann zum Lehrer gehabt zu haben, ist ein Glück, das ich und viele mit mir dankbar anerkennen. Viele, nicht alle, die seine Schüler gewesen, das weiß ich wohl. Meine Darstellung kommt vielleicht auch in die Hände eines Mannes, dem die Erinnerung an die Lehrstunden Giesebrechts, weit entfernt davon eine erhebende zu sein, nichts anderes ist als ein unangenehmes Wiederaufleben von peinlichen Verlegenheiten, in denen er sich befunden, und von verzweifelten Anstrengungen, die von keinem oder geringem Erfolge gekrönt waren. Solch ein Leser mag erstaunen über die hohe, ja ungewöhnliche pädagogische und didaktische Bedeutung, die ich Giesebrecht beigelegt wissen will.

Aber zunächst kann ich selber für die Aehnlichkeit meines Bildes mit dem Original nur einstehen für die vierziger Jahre bis 1848, besonders für die beiden letzten Jahre dieses Zeitraums, in denen er in der Prima mein Lehrer war; und dann will ich gern zugeben, daß manche Naturen, die schon frühe mit Entschiedenheit auf das Praktische oder auf das Einzelne gerichtet waren, trotz aller Begabung, aller Schärfe des Verstandes sich von der eigenthümlichen Gedankenwelt Giesebrechts mehr abgestoßen als zu ihr hingezogen fühlten. Ein Lehrer nämlich, der so seine ganze Persönlichkeit in seinen Unterricht legt, wird naturgemäß die einen für sich begeistern, in den anderen innerlichen Widerspruch hervorrufen, gleichgültig wird er so leicht keinen lassen, wie das einem Lehrer gegenüber wohl möglich ist, der als bloßer Methodiker werthvolle Kenntnisse seinen Schülern beibringt, was ja von pietätsvollen Schülern auch noch lange nach der Schulzeit immer dankbar anerkannt werden wird, der aber auf das spätere Geistes- und Gemüthsleben derselben ohne erheblichen Einfluß bleibt. Die Schüler nun, die ihrer ganzen Anlage nach dem Gedankenkreise Giesebrechts fremd waren, können freilich

nicht solches Bild von ihm in ihrer Seele haben, wie ich es zu zeichnen versucht habe. Hat er selber doch als Forderung für gedeihlichen Unterricht ein „lebenreiches geistiges Verhältniß zwischen Lehrenden und Lernenden hingestellt, das den Jünger des Meisters Gedanken fühlen, ahnen, errathen läßt, selbst bevor er sie ganz versteht.“ Die, bei denen das Giesebrecht gegenüber nicht der Fall war, fühlten sich in der Regel mehr zu K. E. A. Schmidt hingezogen, der, wie oben erwähnt, eine werthvolle, an sich sehr bedeutende Ergänzung zu Giesebrecht war. Mochten sie aber auch von diesem sich abgestoßen fühlen, wie viel sie dennoch, ohne daß sie es wissen, ihm verdanken mögen, sei es auch nur seiner Strenge in der Beurtheilung des Formellen in den Aufsätzen, ja, sei es nur dadurch, daß sie sich innerlich gegen den mächtigen Einfluß seiner Persönlichkeit zu wehren hatten, das ist nicht zu ermessen, mag aber viel bedeutender sein, als sie selber für möglich halten.

Andrerseits hat aber Giesebrecht natürlich auch einzelne Schüler gehabt, denen gegenüber er seinen edlen Weizen in Flugsand gestreut hat. Daß da keine reiche Saat emporgekeimt ist, kann niemand wundern. Die, von denen das gilt, werden schwerlich meine Leser sein; denn ich wüßte nicht, was für ein Interesse sie an einer Biographie Giesebrechts nehmen sollten.

Funfzig Jahre und darüber hat er an einer und derselben Schule gewirkt. Er schreibt selbst einmal mit Bezug auf seine damals beinahe vierzigjährige Amtsführung in einem Briefe: „Ich bin principiell dem Wandern der Schulmeister und Pfarrer entgegen; die beiden Thätigkeiten wirken um so nachhaltiger, je beharrlicher sie von einem Punkt aus wirken.“ Und das ist zweifellos: das Stettiner Gymnasium hat viele, sehr viele Schüler entlassen, die sich seines eben so mächtigen, wie wohlthätigen Einflusses bewußt geblieben, zum Theil auch erst später geworden sind. Denn er hat Recht mit seinen Worten (Dam. 1861, 103): „Wenn die frühern Schüler auch mitunter bei ihrer Heimkehr von der Universität von Weisheit überfließen, selbst wo sie nicht hin gehört, binnen wenigen Jahren zieht sich doch ihr besonderes

Wissen in ihre Berufsthätigkeit zurück, übrigens finden sie sich meist wieder unter den allgemein wissenschaftlich Gebildeten, die Erinnerungen des Gymnasiums, mit ihnen eine schöne Pietät wachen in den Gemüthern auf. So ist wenigstens in Pommern der Verlauf."

Giesebrechts häusliches Leben floß bis zum Jahre 1848 ruhig und gleichmäßig dahin. Von den Kindern, die ihm geboren wurden, starben zwei Mädchen und ein Knabe in früher Kindheit, die andern sechs Kinder wuchsen zur Freude der Eltern gesund und kräftig auf. Die beiden ältesten waren zwei Töchter, von denen die eine, Ernestine, mit dem Justizrath Otto Zitelmann verheirathet in Stettin lebt, die zweite, Anna, sich mit dem Rittergutsbesitzer Waldemar Zitelmann in Jasenitz, Ottos Bruder, vermählte. In welcher erschütternden Weise diese Wittwe wurde, erzählt Giesebrecht selbst in den Anmerkungen zu seinen Gedichten: „Der Mann war scherzend von ihr gegangen, hatte sich zu Pferde gesetzt und war auf sein Feld hinaus geritten. So kam er an eine Stelle, wo er drainiren ließ, sprach mit den Arbeitern und ritt weiter. Nach einer Weile, da die Leute von ihrer Arbeit auffahen, bemerkten sie, daß nicht weit von ihnen das Pferd des Gutsherrn, ohne den Reiter, in ruhigem Schritt umherging. Sie liefen hinzu und fanden diesen besinnungslos auf der Erde liegend. Er wurde nach Hause gefahren, ärztliche Hülfe kam, man fand nirgend eine äußere Verletzung des Körpers, doch nur auf Augenblicke schien dem Leidenden das Bewußtsein zurück zu kehren, und nach vierundzwanzig Stunden ging ihm der Odem aus. Ueber die unglückliche Frau kam nun ein langer bittrer Gram, der sie dem Zuspruch der Geschwister und der Eltern unzugänglich machte, bis sich endlich der dunkle Schmerz der Wittwe in Wehmuth auflöste." Von den beiden Söhnen studierte der ältere, Felix, Jurisprudenz und ist gegenwärtig Syndikus seiner Vaterstadt, der zweite, Albert, dem unwiderstehlichen, nach seines Vaters Meinung in der Familie liegenden Drange nach der See folgend, wurde Schiffskapitän. Von den beiden jüngeren Töchtern verheirathete sich Hedwig mit dem

Rittergutsbesitzer Freude in Krakow; Emma wurde die Frau des Dr. Paszke, eines Amtsgenossen ihres Vaters, und als sie nach kurzer Ehe Wittwe geworden war, verheirathete sie sich mit dem Oberlehrer Pitsch, der gleichfalls Giesebrechts College war. „Die beiden Männer waren innig verbundene Freunde gewesen; der neue Liebesfrühling ging also aus Thränen, Trauer und Wehmuth zögernd, dann mit einem Male auf."

So entwickelte sich im Giesebrechtschen Hause ein reiches Familienleben, reich an aufblühenden Hoffnungen und schönen Erfüllungen, aber auch nicht frei von Sorge, Gram und Enttäuschung. Nach dem breiten, aber flachen Strom gesellschaftlichen Lebens trug Giesebrecht nie Verlangen; er hatte an der Häuslichkeit, an dem engen Kreise der nächsten Verwandten genug. Ja, in seiner Häuslichkeit fesselte ihn die Studierstube dauernder, als es den Seinigen lieb war. In dem Sonett „Zwiesprach" reflectiert er über die Veränderung, die in ihm, auch seiner Frau gegenüber, vorgegangen, wie die leidenschaftliche Gluth sich zu dem ruhigen Bewußtsein des Glückes geläutert, das er in seiner Frau, in seiner gelehrten und dichterischen Arbeit, in seinem Schulamt gefunden:

„Die Schlucht dort lieb' ich mit dem dunklen Wald."
Wohl, Liebe. — „Sie gemahnt mich voriger Stunden,
Da, Neuvermählte, wir uns da befunden." —
Ich denke dran. — „Und dennoch stumm und kalt?" —

Wer widersteht der ruhigen Gewalt,
Die, wenn sie löſ't, was lange uns gebunden,
Schon wieder hat ein andres Band gewunden,
Die von Gestalt uns leitet zu Gestalt?

Die Sehnsucht floh, die Lust der Waldesnacht,
Und mächtiger lockt die einsam lichte Zelle,
Wo der Gedanke in der Brust erwacht,
Und, wo er wirkt und schafft, die andre Stelle.
Doch wo es sei, vom Laube überdacht,
Wie von den Ziegeln, du mir treu und helle.

Am nächsten stand ihm außerhalb der eigenen Häuslichkeit Hasselbach, der Bruder seiner Frau. Giesebrecht erzählt von diesem Verhältniß: „Er war der Aelteste in der Familie und fühlte sich gern als solchen; er kam jedem unter uns, wo die Gelegenheit sich bot, hülfreich entgegen und war besonders dem jüngeren Geschlechte, das um ihn her aufwuchs, Freude zu bereiten, väterlich, ja mütterlich bemüht. Von Zeit zu Zeit versammelte er die ganze Familie bei sich zum Abendessen; dann war niemand glücklicher, als er selbst. Die Tafel wurde in dem großen Zimmer seiner Amtswohnung gedeckt, wo er seine reichhaltige Bibliothek in sauber gearbeiteten Repositorien aufgestellt hatte; aus dem Keller wurden die Rheinweine herauf geholt, die er für solche Festtage sparte. Heiteres Gespräch von Jungen und Alten zog sich um den Tisch; rückten aber die Männer näher zusammen, so wurden auch wissenschaftliche Aeußerungen laut, um bald wieder in die leichtere, allgemeine Unterhaltung überzugehen. Für Familienfeste, wie die angegebenen, mahnte Hasselbach, müsse ich Lieder dichten; ich suchte dem Auftrage zu entsprechen. Lebendig wurden sie allerdings nicht, der Componist und die Sänger fehlten." Giesebrecht hat diese Poesien unter dem Namen „Lieder beim grünen Glase" in den zweiten Band seiner Gedichte aufgenommen. Ich theile eins von denselben mit:

Römerglas sei uns gewogen,
Sei uns hold gesinnt,
Du gehörst dem Philologen,
Römerrebenkind.

Einst des Venusiners Lieder
Hat dein Ahn durchglüht,
Und in deinem Geiste wieder
Sind sie aufgeblüht.

Scholiast im schattigen Keller,
Von dir lern' ich schon,
Du erklärst den Dichter heller,
Als Porphyrion.

und aus einem andern die Strophen:

Und es grünelt drinnen —
Das ist Lenzes Duft —,
Treibt in allen Sinnen —
Das ist Lenzes Luft.

Blüht es, oder schneiet?
Darnach frag' ich nicht,
In mir, in mir maiet,
In mir ist es licht.

Ob die Hitze schwebet,
Ob der Regen naß,
Geistes Frühling webet
Um das grüne Glas.

Diesen letzten Gedanken, daß dem Weingenuß aller Werth fehlt, wenn sich dabei nicht in angeregter inhaltvoller Unterhaltung Geist an Geist entzündet, hat er auch in einem andern Gedicht noch schöner und klarer ausgesprochen:

Wasserkrug bei stiller Kerze
Nur ein Menschenherz dazu!
Füllt den Krug mit bitterm Schmerze,
Nur ein Menschenherz dazu!
Nur daß Freundes Augen winken,
Daß der Blick der Liebe lacht,
Und Begeisterung will ich trinken
Selber aus der Todesnacht.

Aber einsam, arg und ärger
Schmeckt dem Trinker jedes Glas,
Kapwein und Johannisberger
Sind ihm ein betrübtes Naß.
Geist des Weins, für sich alleine,
Dürftiger Schatten, der nur gleißt,
Menschengeist und Geist vom Weine,
Die vereint sind reicher Geist.

Die Verse gehören dem Buche des Weines im zweiten Bande der Gedichte an. Dasselbe Buch enthält noch andere vortreffliche, wie „Weinleben", eine überaus schöne und gedankenreiche Parallelisierung mit dem Menschenleben, wie „die Kellnerin", ein Gedicht,

in welchem in sehr anmuthiger Erzählung der Mißbrauch des Weines seinem edlen, maßvollen Gebrauch gegenüber gestellt wird; dazu gehört auch aus dem zweiten Buch des Hauses das Gedicht „Wir werden doch ein Paar", in welchem in geistvoller Weise an der Zusammengehörigkeit von Duft und Geschmack im Weine die Thorheit des einseitigen Idealismus und des einseitigen Realismus überhaupt im Menschenleben und mit besonderer Anwendung auf die Ehe spottend veranschaulicht wird. Leider verbietet mir der Raum sie mitzutheilen; wer durch die bisherige Darstellung von dem großen Werth der Giesebrechtschen Dichtungen überzeugt ist, wird sie beim Dichter leicht finden. Aber ein kürzeres Gedicht aus dem Buche des Weines kann ich mir nicht versagen, hierher zu setzen, weil es nicht nur an sich schön ist, sondern zugleich den Dichter selbst charakterisiert, zumal es eine Stimmung zu klarem Ausdruck bringt, die sich in andern Liedern nur selten ausspricht.

Ich klage sehr, und ist mir leid,
Daß ich so viel geklaget,
Und mich mit eitler Traurigkeit
Gar manchen Tag geplaget.

Ich war ja rüstig, frisch und frei
Und hatte nichts zu sorgen,
Und dennoch nimmer froh dabei,
Am Abend wie am Morgen.

Nun unter Lebensmüh und Last
Sing ich mir heitre Lieder,
Und habe endlich meine Rast,
Die lang verlorne, wieder.

Mein Haupt, erhellt vom Mondenschein,
Kam mit sich selbst ins Klare,
Ach, wie viel Jammer kommt allein
Von dichtem, braunem Haare.

So lebensfrisch und heiter war seine Stimmung nicht immer. Bald war es häusliches Leid, das ihm die Seele trübte, wie der frühe Tod jener Kinder; zuweilen, doch schnell vorübergehend, verdunkelte sein Gemüth auch eigne Unpäßlichkeit; bald war es

Sorge um das Allgemeine, damals besonders um die Gestaltung des Unterrichtswesens, was ihn bekümmerte, auch trübe Erfahrungen in seiner amtlichen Stellung. So schrieb er im Jahre 1840: „Welche Reformen wird uns Altensteins Tod zu Wege bringen? Wir können wunderliche Dinge erleben, wenn das geistliche Ministerium in unrechte Hände kommt.“ Seine bange Ahnung wurde erfüllt; denn daß Eichhorn bei all seinen unbestreitbaren Verdiensten auf andern Gebieten das ihm anvertraute Unterrichtswesen nicht gefördert, sondern geschädigt hat, war natürlich Giesebrechts Ueberzeugung, wie die jedes mit Besonnenheit nach freier Bewegung ringenden Mannes. Und wenn er nun diese Ueberzeugung rückhaltlos gegen seinen Bruder Adolf, der in den vierziger Jahren Provinzialschulrath war, aussprach, und dieser die Maßregeln seines Ministers lebhaft vertheidigte, so mußte das natürlich gelegentliche Verstimmung unter den Brüdern hervorrufen. Erfüllt von solchen Eindrücken, die ihm vorübergehend seine amtliche Thätigkeit verleideten, schrieb er im Jahre 1846: „Unser Gymnasium hat schon wieder eine Revision erfahren, die handgreiflich auf mich gemünzt ist. Und während die mich verfolgen, beweist mir der König persönlich Huld und Anerkennung, ohne daß ich sie suche: darin scheint auch eigentlich mein Verbrechen zu bestehen. Eines andern weiß ich mich nicht schuldig. Genug von der Misere.“ Ja, bis zur Lebensmüdigkeit konnte sich diese trübe Stimmung steigern. So lehnte er eine Einladung, nach Berlin zu kommen, um dieselbe Zeit mit folgender Begründung ab: „Je älter ich werde, je mehr überfällt mich die Scheu vor der großen Stadt und ihrem Menschengewühl, darin ich doch früher Jahre verlebt habe, und glückliche Jahre, wie kaum anderswo. Aber es ist schon so, ich kann es nicht eng und still genug um mich her haben, bis sie mich hineinlegen werden in das engste, stillste Bretterhaus unter der Erde.“ Diesen Worten fügt er aber hinzu: „Es sind Gedanken, wie sie das Wintersolstitium weckt und wieder einschläfert“, ähnlich der fröhlichen Zuversicht, die er in einem bald darauf geschriebenen Briefe ausspricht: „Ein klarer Tag kommt nicht immer aus einem

schönen Morgenroth, oft auch aus aschgrauen Wolken, und man spürt, daß er da ist, eh' er kommt". So schöne, klare Tage verlebte er oft in Jasenitz, wo er sich in den Sommerferien erholte, wo er z. B. nach der Beendigung seiner Wendischen Geschichten vierzehn Tage lang, nach seinem eigenen Ausdruck, „herum gelungert und fast gar nicht gearbeitet zu seiner Verwunderung". „Das süße Nichtsthun", schrieb er scherzend, „lernt sich doch leichter, als ich gedacht hätte". Ganz unthätig war er aber selbst in solcher Zeit nicht. Er machte beiläufig Studien über das Haus, in welchem er lebte, und dessen Geschichte und lernte, wie das immer seine Art gewesen, aus dem Speciellsten das Allgemeinste. Der Kreuzgang nämlich des alten Augustiner Chorherrnstiftes (gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts in Jasenitz gegründet) macht einen Theil des Wohnhauses der Gutsherrschaft aus. Später ließ Friedrich der Große das Gebäude für die leichtsinnige Gemahlin des Prinzen von Preußen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm II., die von diesem geschieden und in die Festung Stettin verwiesen war, als Sommeraufenthalt einrichten.

Auf diesen Thatsachen ruht folgendes schöne Gedicht:

Hier unten hatten vormals ihre Zellen
Gestrenge Chorherrn, die der Welt entsagt;
Von Liebe nicht umjauchzt und nicht umklagt,
Trat keines Weibes Fuß auf diese Schwellen.

Und oben hat einst auf hochgehenden Wellen
Der Sinnenfreude, keck und unverzagt,
Ein fürstlich Weib es mit der Welt gewagt;
Auch sie drang nicht bis zu der Liebe Quellen. —

Nun in dem untern mönchischen Gebäu
Seh ich als Hausfrau meine Tochter walten
Mit Mann und Kindern, liebend und geliebt,
Und oben ist das Gastgemach des Alten.
Entweicht der Vorzeit Schatten und zerstiebt!
Allleben wogt: Schloß Jasenitz ward neu.

Gegen Ende des Jahres 1846 zog er aus seiner alten Amtswohnung in der Mönchenstraße, in welcher er beinahe dreißig

Jahre als Junggesell und verheirathet Liebe und Leid erfahren hatte, in eine andere, am Königsplatz gelegene. Er siedelte gern dahin über, seine Frau wurde durch den Abschied von der alten Stätte wehmüthiger gestimmt. Er schreibt darüber: „Es ist hier ruhiger, luftiger, und so nahe bei der Schule, der ich ja doch auf Lebenszeit verschrieben bin. Ich hause hier still und abgeschieden; die Fenster meines Arbeitszimmers liegen nach Süden, wie ein alter Mensch es gern hat, und wenn der Sommer kommt, rankt sich der Wein um sie her: hier werde ich wohl mein Leben beschließen. Das Bewußtsein macht mir die Stätte überaus heimlich."

Die nächsten Jahre aber sollten ihm keineswegs in friedlicher Ruhe verfließen. Zuerst hatte der Kampf auf kirchlichem Gebiet, an dem Giesebrecht regen Antheil nahm, für ihn Folgen, die sein amtliches Leben nicht unberührt ließen, und später rissen ihn die politischen Stürme des Jahres 1848 ein Jahr lang aus seiner pädagogischen und wissenschaftlichen Thätigkeit ganz heraus.

Auf dem pommerschen Provinziallandtage (1845) war die Frage nach dem Recht der Geistlichkeit, vom Abendmahl auszuschließen, zur Sprache gekommen. Die Stände führten Beschwerde gegen den Minister Eichhorn und wurden im Landtagsabschiede zurückgewiesen. Bei dem literarischen Streit, der durch jene Petition veranlaßt in der Stettiner Zeitung sich erhob, betheiligte sich Giesebrecht im Sinne des Landtags. Er wies mit Nachdruck darauf hin, daß der Apostel gesagt hat: der Mensch prüfe sich selbst; dem Geistlichen konnte er das Recht der Entscheidung über Würdigkeit nicht zugestehen. Auch der Ansicht Luthers entsprach nach seiner Ueberzeugung die ministerielle Theorie nicht; Ausschließung vom Abendmahl war dem Reformator untrennbar verbunden mit der Ausschließung von der Kirche, mit dem Bann.

„Wer die Kämpfe des Lebens kennt und vor ihnen nicht zurück schrickt, — so schrieb er später (Dam. 1861, 239) — weiß, daß er Zeiten der Vereinsamung durchmachen muß, er wird auch den Bann tragen können, der ihn von der sichtbaren Kirche ausstößt, wenn ihm nur die Gemeinschaft mit Christo, deshalb auch mit

der unsichtbaren Kirche bleibt. Luther selbst ist ja über zwanzig Jahre im Bann gewesen. Aber wie der Pfarrer, der Bischof oder sei es die Synode einer evangelischen Gemeine, die mich als ihr Glied anerkennt, den Anspruch soll erheben dürfen, in mein innerstes Leben mit und in dem Heilande hemmend einzugreifen, mich von seinem Sacrament auszuschließen — in der That, ich fasse das nicht. Das ist eben dein häretischer Subjectivismus, wird man mir antworten. Möglich, aber das apostolische Zeugniß tritt für mich ein."

Ja, er ging später noch weiter (Dam. 1864, 283) und behauptete, daß nach der Ordnung des Herrn eigentlich der christliche Hausvater das Abendmahl in dem Kreise der Seinen zu vertheilen hätte, nicht wie es später üblich geworden, der Geistliche. Denn die christliche Kirche habe keinen andern Auftrag, als zu lehren und zu taufen.

Als gegen diese Ansicht Widerspruch erhoben wurde, rechtfertigte er sie in dem folgenden, dem letzten Jahrgange der Damaris (1865, 17):

„Es ist Anstoß daran genommen, daß diese Zeitschrift das Sacrament des heiligen Mahles, seiner ursprünglichen Bedeutung nach, gleich dem Passah, bei dem es gestiftet wurde, als Gott geweihtes Familienmahl, den christlichen Hausvater als dessen eigentlichen Spender behauptet hat. Man widerlege meine Ansicht aus dem neuen Testament, denn es handelt sich einfach um eine geschichtliche Thatsache. Ueberführt man mich des Irrthums, so werde ich widerrufen. Aber bis dahin gilt es, allen Ernstes jenes heilige Hausvaterrecht geltend zu machen, gegenüber den Lebensbildern des Piscator, einem Tendenzromane, in dem von neuem der Anspruch erhoben wird, welcher vor bereits zwanzig Jahren unsere Stadt und unser Land in Aufregung brachte. Evangelische Geistliche maßen sich, wider das Evangelium, die Befugniß an, vom Sacrament auszuschließen. Was ist nun gesetzliche Ordnung in unserer Landeskirche? Wie es scheint, das Belieben des Pfarrers. Das ist ein bedauerlicher Zustand, für den Geistlichen so traurig, wie für die Gemeine. Woher soll da Ver-

trauen kommen? Aber der Independentismus hat keine Freude an den kirchlichen Wirren der Gegenwart, er steht so wenig zu den Clericalen, als zu den Laicalen, erwartet überhaupt von der Kirchenverfassung kein Heil; so verlangt er auch nicht, daß jeder Hausvater in seiner Familie wirklich das Mahl des Herrn spende, wohl aber daß sein Recht von der Kirche anerkannt werde, daß der Geistliche wisse, er vertheile das Sacrament als der Mandatar der christlichen Hausväter seiner Gemeine."

Er konnte eben die Kirche nicht als alleinige Trägerin des Heiles der Welterlösung anerkennen; sie galt ihm nur als eine Erscheinung des Gottesreiches, als andere Erscheinungen desselben und mit der christlichen Kirche auf gleichem Grunde stehend und gleichen Inhalts mit ihr der christliche Staat, die Familie, die allgemeine Cultur, die unter einander und von der Kirche nur der Form nach verschieden seien. Wer den Unterschied in den Inhalt setze, der befinde sich auf dem Princip der Römischen Kirche (Dam. 1865, 3).

Darnach begreift es sich leicht, daß er den Zeitbestrebungen, die man kirchliches Leben nennt, entschieden abgeneigt war; sie schienen ihm für das religiöse Leben nicht blos unfruchtbar, sondern gradezu hinderlich zu sein. Ihm schien es unerläßlich, daß der Familie wie der Schule fernab bleibe der todte Formalismus, das Bemühen alle in das Kirchenjahr, in äußerliches Christenthum, in die Religion des Scheines hinein zu gewöhnen. Wer heut zu Tage freier und zugleich evangelischer Bildung in Wissenschaft und Kunst zustrebe, könne nur Independent sein (D. 1865, 20).

So wird es nicht befremden, daß er von der im Jahre 1846 zusammenberufenen Generalsynode keine großen Erwartungen hegte. In einem Briefe vom 29. Juli dieses Jahres spricht er sich so darüber aus: „Auf das äußerliche Kirchenthum lege ich keinen großen Werth, so erwarte ich auch von der Synode nicht allzu viel; was sie bisher gegeben hat, hat wenig genug auf sich. Aber eine Kirchenverfassung wird sie bringen, was man so eine freie nennt, ein Gebräu von Consistorium, Synode, Presbyterien, vielleicht auch etwas Episcopat: daran zweifle ich nicht, und als

Kappzaum für die Hierarchie ist die Gabe auch nicht zu verschmähen. Nur dem tiefern, religiösen Bedürfniß der Zeit ist damit nicht geholfen. Die Rheinländischen und Westphälischen Synodalen wollen im Dogmatischen das Positive festhalten. Ich möchte nur fragen: was ist das Positive? Meines Erachtens, niemand als Christus selbst. An dem sich fest zu halten ist allerdings jedem Einzelnen und der ganzen Christenheit das Eine, Nothwendige, aber ihn fest zu halten, damit er nicht wackle oder umfalle, die Mühe kann die hochwürdige Synode sich sparen, er steht fester als sie. Oder soll unter dem Positiven das menschliche Zeugniß von Christus verstanden werden, das, von seinem Geiste getrieben, aber doch immer in menschlicher Schwachheit die Reformatoren vor drei Jahrhunderten abgelegt haben, das in den Symbolen enthalten ist; so ist das Festhalten dieses Positiven auch ein ganz unfruchtbarer Versuch. Was menschlich ist, was der Zeit angehört, trägt den Charakter der Vergänglichkeit, den ihm Niemand nehmen kann. Oder ist unter dem Positiven das Zeugniß der Evangelisten und Apostel von Christus zu verstehen, wie es in den Schriften des N. T. enthalten, so hat auch dies Positive seine menschliche Seite; es ist gesetzt durch Christenthum und Kirche, die vor ihm und ohne es da waren. Aber es wird dessen ungeachtet keinem, der in der Kirche steht, einfallen, diese ältesten Zeugnisse von Christus bei Seite werfen zu wollen. Das ist gar nicht die Frage, ob das N. T. in der Kirche soll fest gehalten werden oder nicht, sondern wie Exegese und Kritik sich dagegen zu verhalten haben. Will die Synode das durch einen Machtspruch entscheiden, so hat alle Theologie ein Ende: das Beginnen wäre bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft ganz vergeblich.

Das wahrhaft Positive bedarf also des Festhaltens der Synode nicht, und was man das Positive nennt, kann nicht fest gehalten werden; auf die Weise kommen wir nicht weiter. Es geht nicht anders, wir müssen muthig und gottgetrost auf der Bahn der theologischen Speculation vorwärts, welche Schleiermacher und Hegel eröffnet haben. Daß es dabei ohne Wirrungen, ohne Schwankungen nicht abgeht, kann niemand befremden, der die

menschliche Natur kennt, aber ein Irrthum wird abfallen nach dem andern, und wir werden zu einer wahrhaften, christlichen Gnosis gelangen, wie sie der Bildung des Jahrhunderts Noth thut."

Ja, in einem im Jahre 1850 geschriebenen Briefe an Ed. Böhmer, mit dem er, schon bevor sich beide zur Herausgabe der Damaris verbanden, viel über religiöse und philosophische Fragen correspondierte, fordert er das Zerfallen der Kirche in einzelne Gemeinen. Das neue Testament wisse von keiner äußern Kirche, es wisse und wolle nur die unsichtbare Kirche. Und daß die Protestanten Glaubensbekenntnisse hätten, sei eine völlig unbegründete Behauptung. Man solle nur einmal in jeder beliebigen Gemeine nachfragen, wie viele Gemeineglieder von dem Inhalt der Augustana etwas wissen. Und ein Bekenntniß, von dem unter tausend Protestanten kaum einer etwas wisse, solle das Bekenntniß der Gesammtheit sein! „Es ist eine völlig unberechtigte kirchenrechtliche Fiction, von Glaubensbekenntnissen der protestantischen Kirche zu sprechen; und an das lügenhafte Bekenntniß zu Glaubensformeln, die von der großen Mehrheit nicht einmal gekannt werden, bürgerliche und politische Vortheile zu knüpfen, das ist abscheulich, das heißt der Heuchelei, der Depravation Thür und Thor öffnen. Die allgemeine Belehrung durch Gott, das allgemeine Priesterthum aller Gläubigen, das sind die unerschütterlichen, im Evangelium ruhenden Grundsäulen meines Glaubens und meines Systems, und all das gemachte, äußerliche Kirchenthum, das sich spreizt und innerlich hohl ist, widert mich an. Es ist der Jammer unserer Zeit."

Solche auf ein äußerliches Kirchenthum gerichteten Bestrebungen machten sich im Jahre 1847 auch ihm und seiner amtlichen Wirksamkeit gegenüber in bedauerlicher Weise geltend. Ein Amtsgenosse Giesebrechts, der Oberlehrer Dr. Friedländer, ein in strengster Orthodoxie befangener und für kirchliches Leben im Eichhornschen Sinne ungemein thätiger und rühriger Mann, ließ sich durch Leidenschaft hinreißen, in dem Giebichensteiner „Volksblatt für Stadt und Land" das Stettiner Gymnasium, an dem er sel-

der unterrichtete, und dessen Director als unchristlich anzuklagen; zur Begründung sollte auch eine Anzahl Liederstrophen dienen, die von Giesebrecht gedichtet und bei den Schulfesten gesungen waren, unter ihnen das oben S. 67 mitgetheilte schöne Gedicht, das innige feierliche Gebet mit dem Refrain:

Du Geist und ew'ge Kraft,
O, wahre uns und hüte
Der Menschheit Kranz und Blüthe,
Hochheilige Wissenschaft.

Giesebrecht antwortete auf die Beschuldigung in der edelsten und würdigsten Weise, indem er dem Wiederabdruck seines Liedes folgende zwei Strophen hinzufügte:

So sprach ich einst, und vom Gesang getragen,
Hob sich das Wort in unserm Saal empor;
Nun tritt ein Andrer her, mich anzuklagen:
Ein Frevel war das Lied! stürmt er hervor.
Und ich, was soll ich dem Verkläger sagen?
Du, heil'ge Wissenschaft, leih mir dein Ohr,
Wie laut der Unverstand auch um mich brause,
Du herbergst still bei mir in enger Klause.

Du hast, du treue Hüterin des Knaben,
Mit ernstem Ruf mein junges Herz erregt,
Du hast dem Manne deine Wundergaben
Stets reicher, unerschöpflich dargelegt,
Du neigst dich noch, du Sternen gleich erhaben,
An diese Brust, die dir entgegenschlägt:
Die Schemen draußen sinken oder steigen,
Hochheil'ge Wissenschaft, dir bin ich eigen.

Das Lehrercollegium wandte sich mit einer ausführlichen Beleuchtung und Widerlegung der einzelnen Punkte jener öffentlichen Anklage an den Minister Eichhorn, Hasselbach beantragte gegen den Urheber derselben die Einleitung eines fiskalischen Processes. Der Minister schwieg auf die Eingabe, sandte aber eine Untersuchungscommission — den Gymnasialdirector Kramer und den Kammergerichts-Assessor Hertel — nach Stettin; die Religionslehrer wurden auf Grund vorher niedergeschriebener Fragen ein-

zeln protokollarisch vernommen, ihre Lectionen besucht, Hasselbach hatte bei seiner protokollarischen Vernehmung Auskunft zu geben über die Anordnung des Ganzen. Inzwischen hatte das Stettiner Oberlandesgericht dahin erkannt, daß der Angeklagte wegen Beleidigung durch Pasquill mit einer Geldbuße zu bestrafen sei. In Folge des Commissionsberichts jedoch verfügte der Minister mit Königlicher Autorisation, daß Hasselbach (der in keiner Classe den Religionsunterricht ertheilt hatte) unter Belassung des etatsmäßigen Gehaltes seines Amtes enthoben und zur Disposition gestellt werde; gegen die Lehrer, welche den Religionsunterricht ertheilt hatten, erging kein Wort der Rüge oder der Weisung. In dem Stettiner Publikum erregte dieses Verfahren gegen Hasselbach die lebhafteste Mißbilligung, die sich auch in der Presse kund gab; durch einen großen Fackelzug suchte man dem Gekränkten die allgemeine Theilnahme an den Tag zu legen; niemand hinderte diese Demonstration. Magistrat und Stadtverordnete wandten sich ohne Säumen in einer Immediatvorstellung an den König; dasselbe geschah von dem Lehrercollegium in einer Eingabe, deren Verfasser Giesebrecht war, auch von andern Männern, die sich durch ihre Stellungen näher dazu veranlaßt fanden. Auf keine dieser Vorstellungen ging ein Cabinetsbescheid ein. Als aber einige Wochen später in Berlin die Märzunruhen ausgebrochen waren, und Eichhorn und Eilers aus ihren Stellungen weichen mußten, setzte Eichhorns Nachfolger, der Graf von Schwerin, Hasselbach sogleich wieder in sein Amt ein.

Giesebrecht vergleicht das Vorgehen gegen die von Hasselbach geleitete Schule mit dem gleichzeitigen Verfahren gegen Diesterweg. In einem viel später geschriebenen Aufsatze in der Damaris (1862, 90) blickte er auf jene Maßregeln zurück, in pietätsvoller Weise dabei den König, dem er ja persönlich auf das Innigste zugethan war, entschuldigend und zugleich freimüthig die eigene Berufsehre wahrend: „Wie das Berliner Seminar als der Heerd des Pestalozzianismus der Volksschule betrachtet wurde, den man in Diesterweg beseitigte, so galt dem Minister Eichhorn das Gymnasium in Stettin als der Hauptsitz des gleich verderblichen Hegelianismus.

Das war ein Irrthum. Philosophische Bildung fand sich in dem Lehrercollegium, aber das System Hegels hatte hier so wenig ausschließlich, als unbedingt seine Anhänger, unchristlich war die Gesinnung auch nicht, aber im Einklang mit der kirchlichen Ansicht, welche der Landtagsabschied zu Tage gelegt hatte, war nur einer von den Lehrern. Der Ausgang der Sache war, daß der Director Hasselbach in ähnlicher Weise, wie der Berliner Seminardirector, unter Belassung seines etatsmäßigen Gehalts zur Disposition gestellt wurde.

Ungewöhnlich waren diese Schritte allerdings, aber blicke ich jetzt, nach länger als einem Jahrzehend, auf sie zurück, so kann ich sie doch nicht ungerecht, nicht einmal inhuman nennen, das treue, menschenfreundliche Herz des Königs gab sich vielmehr auch in ihnen kund. Die absolute Monarchie bestand noch zu Recht, und ein gewissenhafter Herrscher, der sich überzeugt hielt, die rechten, heilsamen Principien für die Leitung des Staates und der Kirche gefunden zu haben, mußte sich wohl verpflichtet erachten, daß er sie, schonend zwar gegen abweichende Ansichten, aber doch mit allem Nachdruck zur Geltung bringe. Nur daß der Schulmeister auch seine Berufsehre hat und darauf hält, das scheinen die Götter der Erde nicht zu wissen oder nicht zu wollen. Sie nennen das wohl Hochmuth. Charakterlose Lehrer sollen ihre Schüler zu Charakteren bilden, aber nur für außergewöhnliche Zeiten, da es solcher Leute bedarf, in gewöhnlichen, ruhigen Jahren sind Charaktere unbequem. So ist der Lauf, so ist die Forderung der Welt."

Auch in dieser viele Jahre nach den aufregenden Ereignissen geschriebenen Darstellung klingt deutlich genug der Unmuth durch über die Behandlung, welche die Schule erfahren hatte. Mußte er sich doch, wenn auch kein Wort des Tadels über seinen Religionsunterricht ihm gegenüber verlautete, mehr als die andern alle durch jenes Vorgehen berührt finden, da ihm ja nicht unbekannt war, daß er in den Augen des Ministerialraths als das „eigentliche bewegende, gegen die bestehenden Autoritäten gerichtete Princip" der Schule galt. Ueber das Unrecht aber, das ihm durch

die „Frömmigkeit der Frommen par excellence“ widerfahren, tröstete er sich mit Bewußtsein seiner glücklichen Häuslichkeit. So schrieb er um diese Zeit an seinen Neffen Wilhelm: „Ich bin, Gott sei Dank, unter meinen Kindern ein glückseliger Mann; darauf hin ertrage ich schon etwas Ungemach, ist doch auch das für die Wahrheit und das ewige Recht.“

Aus dem stillen Frieden des Hauses, aus seiner gelehrten und pädagogischen Arbeit riß ihn jedoch sehr bald das Jahr 1848, riß ihn mitten hinein in die hochgehenden Wogen der politischen Bewegung. Seine Mitbürger wählten ihn in Stettin, ohne seine Bewerbung, zum Abgeordneten für die Frankfurter Nationalversammlung. Sie wußten, daß er sich mit deutscher Geschichte auf das Eindringendste und Ernstlichste beschäftigt hatte, sie durften ihm zutrauen, daß er überall zum Recht stehen, überall mit vollster Unabhängigkeit seine Ueberzeugung vertreten würde. Ob er in den besonderen politischen Fragen, die zur Sprache und zur Entscheidung kommen sollten, immer dem Willen und den Hoffnungen seiner Wähler gemäß abstimmen würde, konnte damals, im Anfange des politischen öffentlichen Lebens unseres Staates, niemand wissen, wußte auch er nicht; lag doch über dem Verfassungswerk selbst, welches in Frankfurt zu Stande kommen sollte, noch tiefes Dunkel.

Von seiner früheren politischen Ueberzeugung ist schon oben vorübergehend (S. 110 ff.) die Rede gewesen. Er war den Bestrebungen zu Gunsten des Constitutionalismus keineswegs geneigt und konnte die unbedingte Verwerflichkeit der absoluten Monarchie durchaus nicht zugeben. Und auch als die constitutionelle Monarchie in Preußen längst gegründet war, hat sich der unabhängige, charakterfeste Mann, der zur Zeit der absoluten Monarchie als ein gefährlicher Feind aller Autorität galt, nicht gescheut, mit Nachdruck im Gegensatz zu der damaligen Strömung darauf hinzuweisen, wie viel Preußen seinen absoluten Herrschern von jeher zu verdanken gehabt hat. Die Rede, welche er am 22. März 1863 im Gymnasium gehalten, begann er mit folgenden Worten: „Es ist der Brauch unseres Landes, neben dem Tage der Krone

auch den Geburtstag des Gekrönten festlich zu begehen, ja diesen festlicher, als jenen. Darin giebt sich das Bewußtsein, das tiefe Gefühl unseres Volkes kund, daß der staatsrechtliche Begriff und dessen Symbol, so wichtig und bedeutend sie sind, dennoch das Untergeordnete, daß höher als sie die sacrosancte Person, in welcher die Staatsgewalt lebendig und wirksam wird. Und der Gedanke ist wahr, er ist im Einklang mit der Geschichte. Wie viele Kronen sind in den Staub gesunken, weil die Gekrönten nicht fähig, nicht würdig waren, sie zu tragen! Wie viele Kronen sind aus der Unscheinbarkeit und Niedrigkeit zu den Höhen irdischer Größe aufgestiegen durch die Persönlichkeit ihrer Träger! Könnten wir Preußen das jemals vergessen? Aus dem Süden des Deutschen Landes ist das Geschlecht der Hohenzollern in unsern Norden gekommen; wir haben uns mit ihm zusammen gefunden, enger und enger haben wir beide uns an einander geschlossen, durch unsre Fürsten, mit ihnen sind wir geworden, was wir sind. Das hat nicht menschliche Klugheit bewirkt: das ist die Ordnung einer höheren Macht. Wohlan, was Gott zusammen fügt, das soll kein Mensch scheiden! Rufen wir dies heilige Wort in dieser Anwendung heute mahnend hinein in unsre Zeit.

Warum? wird man mich fragen; niemand denkt an eine Scheidung. So rüttle man auch nicht an der Eintracht der Nation und des Königs, an dem Vertrauen beider zu einander! Geistige Wunden, wie leibliche, werden leichter geschlagen, als geheilt. Man hat lobpreisend an das Wort eines Süddeutschen Königs erinnert: Ich will Friede haben mit meinem Volk; wäre es minder ruhmwürdig, wenn ein Norddeutsches Volk, wie aus einem Herzen, durch den Mund aller seiner Vertreter, nicht eines Hauses allein, das schöne Wort spräche: wir wollen Friede haben mit unserm Könige“?

Und dieselbe Rede schließt er mit den Worten: „Um unsern König sammeln wir uns mit ganzem, vollem Vertrauen.

Also zurück zur absoluten Monarchie? fragt man.

Der König hat die Verfassung beschworen, wir auch, und er und wir alle sind unsres Eides eingedenk. Aber vor Preußi-

schen Männern, welche die heimische Geschichte kennen, darf man von der absoluten Monarchie, wie sie anderthalb Jahrhunderte bei uns bestanden hat, nicht anders, als mit Achtung, mit Dankbarkeit reden: sie hat dem Lande viel Gutes gethan, bei weitem mehr, als wir bis jetzt den Vertretern des Volkes nachsagen können. Hoffentlich wird ein späteres Geschlecht auch von ihnen oder von ihren Nachfolgern, wenn die unklare und ungeduldige Hast des Besserwollens gestillt ist, Ruhmwürdiges zu berichten haben. Die Gegenwart zieht uns hin zu unserm Könige. Auf ihn hoffen wir; ihm unsere ehrerbietige Liebe, ihm auch an dem heutigen Tage unser Segenswunsch, für ihn unser Gebet zu dem König der Könige."

Als nun in den vierziger Jahren das Verlangen nach Constitutionalismus immer lauter und allgemeiner wurde, waren ihm anfangs diese Regungen nicht zur Freude; er suchte sie abzuwehren, wenigstens von sich, so viel er konnte. Er mißbilligte den lauten Streit,

das eifernde Geschrei
Um Fürstenrecht und Unterthanenrechte,
Als wäre Treue nur bei feigem Knechte,
Als wäre nur am Thron die Tyrannei.

Von der Forderung der Oeffentlichkeit der Verhandlungen wollte er damals nichts wissen; in Versen, wie in Prosa sprach er sich dagegen aus. So in dem kleinen Gedicht:

All öffentlich! Oeffentlich, öffentlich all!
So geht durch die Lande ein brausender Schall,
Und in mir singet mein deutsches Gemüth,
Von der Heimathluft ewigem Frühling umblüht:
„Kein Feuer, keine Kohle thut brennen so heiß,
„Wie heimliche Liebe, die niemand nicht weiß."

und in einem Briefe aus dem Jahre 1841:

„Unsern Landtagsangelegenheiten sehe ich mit Theilnahme zu, obwohl sich noch nicht erkennen läßt, was dabei heraus kommen wird. Die Adressen an den König garantiren noch wenig. Die Hauptsache scheint mir, daß die von der Regierung in Vorschlag gebrachten permanenten Ausschüsse der Provinzialstände von diesen

angenommen werden. Geschieht das, so halte ich eine Krisis für überwunden, und sollte eine zweite eintreten, so wäre aus jenen Ausschüssen leicht eine tribunicia potestas zu entwickeln, die in den Staatsrath aufgenommen die legislative Gewalt ungetheilt in den Händen der Regierung ließe und doch den Regierten eine schließliche Rückwirkung einräumte, falls ihnen nicht an der vorbereitenden genügte, welche sie durch die Gutachten der Provinzialstände bereits üben. Nur zwei Kammern und das Theatergepränge öffentlicher Verhandlungen möge uns der Himmel fern halten. Die Neigung dazu regt sich hie und da; es ist die politische Gallomanie der Zeit. Sogar die Stettiner Stadtverordneten sind um die Erlaubniß eingekommen, ihre Sitzungen öffentlich zu halten. Das Gesuch wird schwerlich genehmigt werden. An sich ist die Sache unwichtig, aber sie könnte zur Exemplification gebraucht werden. Eine vermittelte Oeffentlichkeit der Verhandlungen, amtliche Mittheilung der Protokolle, kann heilsam sein, die unmittelbare Oeffentlichkeit wird Prunkreden und mit ihnen Aufregung und unruhige Leidenschaften hervorrufen; überlassen wir die auf allen Stufen des öffentlichen Lebens den Franzosen."

Als es ihm aber immer deutlicher wurde, daß die absolute Monarchie nicht mehr zeitgemäß, daß der Wille der Nation entschieden gegen sie sei, da wurde auch er von der Nothwendigkeit einer Umgestaltung überzeugt; denn daß nur die Regierung ein sittliches und rechtliches Fundament habe, welche dem Gesammtwillen des Gemeinwesens Ausdruck gibt, war von jeher sein politisches Credo. Was sollte aber in die Stelle der absoluten Monarchie treten? Ihm schien es der Nation würdig, daß sie aus sich selbst eine neue Form der Verfassung herausbilde. Der englische wie der französische Parlamentarismus hatte zu Entsetzliches in seinem Gefolge gehabt, als daß er in ihm ein Vorbild für Preußens Neugestaltung sehen konnte:

Soll uns der Temple, uns Whitehall belehren!
Fluchwürdig Angedenken, weiche fort!
Nicht Frankreich wird, nicht England wird uns klären,
Das Morgenroth entströmet reinerm Ort.

Aufwärts die Herzen! Frei und unbethöret
Von Furcht und Zweifel, Leidenschaft und Lust!
In euch die Klarheit; in euch, in euch höret
Die Gottesstimme in des Volkes Brust.

Der Staatsmann, zu dessen Einsicht und Besonnenheit verbunden mit unerschütterlichem Mannesmuth er das größte Vertrauen hatte, war Graf Max von Schwerin-Putzar. Schon durch seine Thätigkeit im pommerschen Provinzial-Landtage hatte Schwerin Giesebrechts Aufmerksamkeit rege gemacht; in ihm sah er den Führer der mit Besonnenheit nach freier Entwickelung Strebenden. In dem Sinne richtete er an ihn bei Eröffnung des vereinigten Landtages in dem „Wächter an der Ostsee", einer damals in Stettin erscheinenden politischen Zeitschrift, die Verse:

Nun an Max ergeht die Frage,
Ob dem Kurt er gleichen mag,
Ruhig kühn am Molwitztage,
In den Tod getreu vor Prag.

Fragt ihr, ob das Herz ihm walle?
Schweigend, klar, sich selber nah
Tritt er in die Königshalle;
Die Schwerinenzeit ist da.

Schwerin antwortete zustimmend in demselben Blatte:

Dem König treu und treu dem Lande!
Das war schon unsrer Ahnen Art.
So ist bei uns von jedem Stande
Stets Ehr' und deutsches Recht gewahrt.

Drum wollen so wir ferner streiten
Mit freiem Wort und kühner That,
Dann wird Gott Segen uns bereiten
Auch aus der großen Zukunft Saat.

Der Pommer kennt der Wogen Branden
Wie's wild oft seine Küsten schlägt; —
Muth läßt ihm nicht das Schifflein stranden,
Besonnenheit zum Port es trägt.

Und während des vereinigten Landtages waren es besonders Schwerins Worte, die in Giesebrecht sympathisch wieder klangen.

Als daher nach dem Schluß desselben seine Verehrer in Pommern und besonders in Stettin dem Grafen als Anerkennung seiner politischen Thätigkeit ein Ehrengeschenk überreichten, war dieses von einem Gedicht begleitet, welches man von Giesebrecht zu diesem Zweck erbeten hatte. Es schließt mit folgenden Worten, welche die begeisterte Antwort geben auf die in dem ersten Gedicht aufgeworfene Frage:

Zu dir hat sich der Pommern Herz gefunden,
Für eine Freiheit innig tief verbunden:
Mann unsrer Liebe, vorwärts, hochgemuthet!
Du trägst das Banner, darauf Kurt verblutet.

Als nun nach wenigen Monaten die Revolution in Berlin ausbrach, sah Giesebrecht, so weit er die Vorgänge aus der Ferne beobachten konnte, in ihnen „zu Anfang wohl genug des Rohen und Ungeschlachten, doch nichts gerade zu Verderbliches, das sich nicht hätte ins Gleiche bringen lassen." So urtheilt er über die Märztage in den Anmerkungen zu der zweiten Ausgabe seiner Gedichte, im Jahre 1867. Im Juli des Jahres 1848 selbst, als er bereits in Frankfurt war, äußerte er sich brieflich darüber in folgender Weise: „Daß im März d. J. im Preußischen Staat das frühere System der Regierung umgeworfen und ein neues aufgerichtet ist, die Thatsache unterliegt keinem Zweifel. Will man das Ereigniß eine Revolution nennen, so habe ich nichts dagegen, der Name schreckt mich nicht, nur ist es dann eine Preußische und nicht eine Berlinische. Sie war am Morgen des 18. März ganz und vollständig ausgeführt. Der spätere, unglückliche Barrikadenkampf, den man die Berliner Revolution genannt hat, hat zu dem bereits Erlangten nichts hinzugefügt. Ich kann dies Ereigniß nur beklagen; es hat unsägliches Unglück über das Vaterland gebracht und seine verderblichen Wirkungen dauern noch immer fort. Ueber die Sittlichkeit des Kampfes erlaube ich mir kein Urtheil, denn ich vermag seine Motive noch nicht vollständig zu übersehen. Daß anarchische mitgewirkt haben, ja daß sie ihn zuerst entzündet haben, daran zweifle ich keinen Augenblick: die Sprecher des demokratischen Congresses haben sich ja selbst ihrer

wühlerischen Thätigkeit gerühmt. Aber eben so gewiß ist, daß ehrenhafte Männer in den Kampf hinein gerissen sind, welche bona fide sich im Zustande der Nothwehr meinten. Ueberhaupt bin ich der Meinung, die Katechismusmoral, richtig verstanden und angewandt, reiche aus auch zur Beurtheilung des sittlichen Werthes politischer, weltgeschichtlicher Thaten."

Die Proclamation des Königs, die Erhebung der deutschen Fahne waren ihm willkommene politische Erscheinungen, welche in ihm ihren Widerhall fanden. Die freudige Stimmung über diese beiden Ereignisse hat er auch poetisch gestaltet in den beiden Gedichten „Dank dem Könige" und „die deutsche Fahne." Ich theile das erstere mit:

Einen Lenz hab' ich gesehen, die Erinnrung schwellt mein Herz,
Dichte Eisesrinden brachen, es zerbrach ein bittrer Schmerz;
Damals blühten dunkle Rosen, wohl in deutsches Blut getaucht,
Doch der Freiheit Balsamodem lag darüber hingehaucht.
Was du sahst mit Jugendaugen, merke auf, mein graues Haupt,
Sieh noch einmal solchen Frühling, der die deutsche Flur belaubt,
Siehe, weiße Rosen heben nun die jungfräuliche Brust,
Wieder haucht der Duft der Freiheit und am Vaterland die Lust.
Wieder steht auch Hohenzollern blüthenfroh in Blüthenzeit,
Alle Zweifel sind gefallen, unser Hoffen ihm geweiht;
Was der Vater groß begonnen, endet herrlich nun der Sohn:
Freie Völker, freie Fürsten! Flammenschrift an Preußens Thron

So reiste er denn am 14. Mai mit frohen Hoffnungen auf eine baldige politische Wiedergeburt Deutschlands nach Frankfurt. Aber schon die Eindrücke auf seiner Durchreise durch Berlin, das er seit zwölf Jahren nicht gesehen hatte, waren ihm keine erfreulichen. Zwar war die Stadt in der Zeit viel schöner geworden; aber die Volksreden, die er hörte, die Plakate, die er sah, waren nicht nach seinem Geschmack: auf der einen Seite fand er fieberhafte Aufregung ohne festes Ziel, auf der andern Furcht und Verzagtheit. Auch die ersten, allerdings sehr tumultuarischen, vorbereitenden Versammlungen in Frankfurt selbst, wo man sich über allerlei Nebendinge erhitzte, ohne zu Beschlüssen zu kommen,

konnten ihm wenig behagen. So schrieb er in seinen ersten Frankfurter Tagen: „Ob mich nun dieses neue Leben befriedigt? Zum Vergnügen bin ich ja nicht hier; wenn ich nur helfen kann, daß etwas Vernünftiges geschieht, dann habe ich meine Befriedigung. Ich fürchte, es wird viel geredet werden, mehr als gut. Die Süddeutschen, die am meisten parlamentarische Bildung haben sollten, hören sich besonders gern sprechen. Die Worte fließen ihnen glatt und leicht von den Lippen, aber es ist ein immerwährendes Bedeutunglegen auf unbedeutende Gegenstände." Dennoch hatte er Hoffnung, das Werk werde in den richtigen Gang geleitet werden. Die destructiven Elemente, die zwar in der entschiedenen Minorität, aber unermüdlich thätig waren, davon war er von Anfang an überzeugt, konnten durch Ueberzeugung nicht gewonnen, sondern mußten überstimmt werden.

Auch als nun die Versammlung eröffnet war, vermißte er schmerzlich Würde und Ordnung in den Verhandlungen. Zwar an äußerem Glanz fehlte es nicht. Die Zeil war bunt von schwarzrothgoldenen und rothweißen Fahnen, wie ein ungeheures Tulpenbeet, und unter Glockengeläut und Kanonendonner zogen die Abgeordneten nach der Paulskirche; aber wie jammerhaft war diese erste Sitzung. Es war der polnische Reichstag, ein wüstes durcheinander Schreien, zum großen Theil in Folge der Unfähigkeit des Präsidenten, der, alt und schwach, selbst seine Stimme nicht vernehmbar machen konnte.

Anders wurde es, seit Gagern der Versammlung präsidierte. Die ersten Verhandlungen unter seiner Leitung, die Berathung über den Zitzschen und Raveauxschen Antrag versetzten Giesebrecht in große Aufregung; während der Debatten schlug ihm das Herz abwechselnd vor Unwillen und vor Freude.

Von den drei Fractionen, in welche sich die Nationalversammlung schied, die, welche die Reichsverfassung einseitig von Frankfurt aus decretiert wissen wollten, die, welche eine Verständigung mit den Einzelstaaten wollten, aber die endliche Beschlußfassung der Nationalversammlung vorbehalten, die endlich, welche die Reichsverfassung aus einem Vertrage zwischen der consti-

tuierenden Nationalversammlung und den Regierungen oder Landtagen der Einzelstaaten wollten hervor gehen lassen — von diesen drei Hauptfractionen schloß er sich der dritten an; er gehörte zum rechten Centrum, der sogenannten Casinopartei, der zahlreichsten und mächtigsten der Versammlung.

Den Grundsatz, den das linke Centrum aufrecht erhielt, man müsse die Minorität, die Radikalen, nicht despotisieren, sondern ihr jede mögliche Concession machen, konnte er nicht gut heißen; es schien ihm sehr zweifelhaft, ob mit diesem Schönthun irgend etwas gewonnen werde.

In der ersten Zeit, da die nicht zu den Ausschüssen gehörenden Mitglieder der Versammlung von den parlamentarischen Arbeiten wenig in Anspruch genommen waren, ging er gegen seine sonstige Gewohnheit viel spazieren, machte auch in den letzten Maitagen einen Ausflug nach Mainz, wo er Gutenbergs Standbild sah, zu dessen Einweihung sein Oratorium mitgeholfen hatte. Die Abendstunden verbrachte er regelmäßig in einem politischen Clubb, machte mancherlei neue Bekanntschaften und erneuerte alte. Ueber Jahn erzählt er in einem Briefe Folgendes: „Der alte Jahn, der nichts vergessen, nichts gelernt hat, begrüßte mich, da ich ihn zuerst anredete, mit der Erklärung, die Pommern seien aus der Art geschlagen, seien feudal-pietistisch, aber er habe sich vorgenommen, künftigen Sommer nach Pommern zu kommen und die Bauern aufzuregen, daß sie die Edelleute todtschlügen. Es sind urkundlich seine Worte." Doch weder dies gesellig-politische Treiben, noch die Spaziergänge und Ausflüge konnten ihm sein Leben füllen. Da er nun keine Bücher bei sich hatte, „ging er den schönen Künsten nach." In das Städelsche Institut ging er daher, so oft er konnte, und freute sich herzlich an den schönen Bildern, an den Gypsabgüssen der bedeutendsten Antiken. Auch das schöne Relief von Thorwaldsen über der Gruft der Familie Bethmann-Hollweg zog ihn wiederholt nach dem Frankfurter Kirchhof. In einsamen Stunden arbeitete er an politischen Aufsätzen; so schrieb er an einer Abhandlung über Volkssouveränetät, Fürstensouveränetät, Staatssouveränetät. Ob sie vollendet worden,

weiß ich nicht; in seinem Nachlaß hat sich nichts davon vorgefunden.

Befriedigung fand er in dieser Art zu leben nicht. Voll von dieser Empfindung schrieb er am 1. Juni an seine Familie: „Ich bin hier eine Ziffer, nichts mehr, ich helfe zu einer Majorität; ich würde noch weniger, würde ein Hinderniß am Fortschreiten unseres Werkes sein, wollte ich mich vordrängen und Reden halten. Es ist des Redens schon viel zu viel. . . . . Liebe Kinder, ich habe Heimweh nach Euch, nach meinen Schülern, meinen Büchern, nach meiner Wirksamkeit. Da bin ich doch ein Mensch, von dem eine Kraft ausgeht, eine lebendige Seele voll Lieb und Leid. Aber nehmt Euch das nicht zu Herzen, ich bin nicht immer so gestimmt; der trübe Regenhimmel nach den schönen Tagen, die wir gehabt haben, macht mich wetterlaunisch." Ueber die unzeitige und unfruchtbare Redseligkeit vieler Abgeordneten spricht er noch in einem späteren Briefe (vom 21. August): „Die Verhandlungen über die kirchlichen Angelegenheiten haben heute ihren Anfang genommen. Der große Sylvester Jordan von Marburg hat eine Rede gehalten, die wenigstens von Vielen mit Beifall aufgenommen ist; ich würde mich schämen, dergleichen Zeug über die Lippen zu bringen. Am Schluß der heutigen Sitzung war die Tribüne von Deputirten wie von einem Bienenschwarm, umlagert, lauter Redner, die sich einschreiben ließen: was werden wir noch hören und ausstehen müssen, bis die Ungeduld und der Ueberdruß ihr verzweiflungsvolles Schluß! Schluß! brüllen werden! Und wie glücklich das Loos dieser Redner, die vor gähnenden oder plaudernden Zuhörern, theilweise vor leeren Bänken ihre Weisheit darlegen! Sie kommt doch in die stenographischen Berichte und die große deutsche Nation vernimmt sie. Ach, warum ist doch überall in der Welt so viel leerer Schein!"

So wurde er von den verschiedensten Eindrücken berührt. Hoffnung und Besorgniß stürmten wechselnd durch seine Seele. Daß ihm da auch Stunden des Ueberdrusses, der Sehnsucht nach Hause kamen, ist begreiflich und verzeihlich. Große Erfrischung

gewährte es ihm, wenn sein Sohn Felix, der damals in Bonn studierte, später auch seine Tochter Emma ihn besuchten und er mit ihnen Ausflüge in die Umgegend machte.

Sehr erregt war seine Stimmung, als über die Wahl des Reichsverwesers verhandelt wurde. Obwohl durch und durch preußisch gesinnt, sah er doch ein, daß die kleinen deutschen Staaten sich auf Oesterreichs Seite neigten und daß Preußen jetzt werde folgen müssen. „Thun wir es ohne Widerstreben", schrieb er, „sonst ist alle Hoffnung verloren, wenn definitiv über die deutsche Krone bestimmt wird." Zwar gegen die einseitige Wahl des Reichsverwesers, den kühnen Griff Gagerns, mußte er seiner politischen Ueberzeugung gemäß stimmen, als es sich aber um die Person des zu Wählenden handelte, stimmte er natürlich für den Erzherzog Johann. An demselben Tage schrieb er an seine Frau: „Ich habe einen großen Tag erlebt. Es war ein ergreifender Augenblick, als die Stimmen gezählt waren, und der Präsident feierlich den Erzherzog Johann zum Reichsverweser erklärte. Die ganze Versammlung erhob sich und brachte dem Gewählten ein dreimaliges Hoch. In demselben Augenblick begann draußen das Glockengeläut von allen Thürmen, und da wir aus der Paulskirche traten, wehte wieder die Reichsfahne hie und da von den Häusern herab." Wenige Tage später schrieb er mit Bezugnahme auf die Beförderung Gierkes, seines Verwandten, zum preußischen Minister scherzend über seine Mitwirkung bei der Wahl des Reichsverwesers: „Gierke ist Minister geworden, ich Kurfürst; aber der Kurfürsten sind heuer viel. Zur Zeit der goldenen Bulle waren sieben; später sind immer mehr gekommen und sind alle wieder verschwunden, bis auf einen, den von Hessen. Nun sind wir am 29. Juni unser 548 Kurfürsten gewesen, aber der Hesse war nicht dabei, nur einige seiner Unterthanen, die vielleicht nicht für ihn durchs Feuer gehen. Das ist wieder ein Beweis, daß die Erde sich dreht."

Auch mit Gagerns berühmten Worten, welche die überaus verwirrte Frage zur Entscheidung gebracht hatten, söhnte er sich später aus, wie denn in ihm die größte Hochachtung vor dessen

Persönlichkeit lebte. „Gagern ist zum Regieren geboren"; schrieb er schon am 2. Juli, „an wen auch das Kaiserthum kommen mag, der Regent Deutschlands wird Gagern sein, und vielleicht in wenigen Jahren wird er einen Einfluß in Europa haben, wie ihn Metternich nie gehabt hat. Er wird regieren durch die Klarheit und Ruhe seines Geistes, durch die Wahrheit seines Charakters. Napoleon hat durch die Revolution, Metternich durch die Reaction die Welt aufgerüttelt und geängstet, Gagern wird der Mann des Friedens und der Versöhnung sein. Ich bin böse auf ihn gewesen wegen seines „kühnen Griffs"; aber er hat doch Recht gehabt. In der Ordnung war das Verfahren auch ohne Zweifel nicht, aber es ist heilsam gewesen."

Die Tage vor der Wahl waren für die Abgeordneten überaus anstrengend gewesen. So klagt er in demselben Briefe: „Ohne gerade scheu vor geistiger Thätigkeit zu sein, bin ich doch durch die langen, zum Theil sehr aufregenden, zum Theil ermüdenden Sitzungen in betäubend schwüler Luft und durch die Besprechungen in den Clubbs, welche bis spät in die Nacht dauerten und am Ende doch fast gar nichts gewirkt haben — also ich bin dadurch körperlich matt geworden, wie ein gehetztes Thier."

Doch bald erholte er sich wieder und sah den Verhandlungen über die Schulangelegenheiten mit Spannung entgegen. Dann würde er ja wieder „mitten in seinem Handwerk sein, mitten in seiner Heimath." Und oft genug nahmen seine Gedanken den Weg dahin. Seinen Primanern schickte er wiederholt Grüße aus Frankfurt. An sie wurde er oft erinnert, und wenn er ihrer gedachte, so war es „das Andenken der Liebe und des Dankes für ihren letzten Gruß auf dem Stettiner Bahnhofe." Wenn ihn aber auch in mancher Stunde nach seiner friedlichen Häuslichkeit, seiner gelehrten Arbeit, seiner Schulthätigkeit verlangte, so unterschätzte er, auch abgesehen von der Erfüllung der ihm auferlegten politischen Pflicht, die mannigfachen Anregungen nicht, die ihm als Historiker in Frankfurt geboten wurden. „Gern wäre ich daheim," schreibt er, „aber ich lebe hier in Geschichtsstudien, wie ich sie nie gemacht habe und nie machen konnte;

längst vergangene Jahrhunderte werden mir klar, nicht bloß die nächste Gegenwart. An Unruhe und Besorgniß fehlt es freilich nicht, doch überwiegt der Zug hier zu bleiben und die Entwickelung der Ereignisse mit zu erleben; es sei denn, daß meine Gegenwart in Stettin durchaus nothwendig werde.“ Ueber den Aufruhr in Sachsenhausen beruhigte er am 9. Juli seine Familie mit folgenden Zeilen: „Wenn Ihr etwa in den Zeitungen lesen solltet, was ich heute im Frankfurter Journal finde, daß in Sachsenhausen ein Aufruhr gewesen und daß es in der Fahrgasse (dort wohnte Giesebrecht) unruhig her gegangen, so beunruhigt Euch darüber nicht. Es war ein ganz gemüthlicher Krawall. Ich habe ruhig aus dem Fenster gesehen, wie das Militair vorüber marschirte, habe mich dann zu Bette gelegt und friedlich geschlafen. Die Frankfurter und Sachsenhäuser sind viel zu wohlhäbig und gutmüthig, um zu rebelliren. Am jenseitigen Ende der Mainbrücke war eine Barrikade errichtet, am andern Morgen sagten die Sachsenhäuser Frauen, das ginge nicht an, sie müßten mit Milch und Gemüse zur Stadt, und die Männer haben das eingesehen und die Geschichte weggeräumt. Vor neun Uhr war ich an der Stelle, es war nichts mehr von einer Barrikade zu sehen, man brachte das aufgerissene Straßenpflaster wieder in Ordnung.“

Als am 5. September über den Malmöer Waffenstillstandsvertrag verhandelt wurde, stimmte er gegen dessen Verwerfung, nicht, daß er mit dem Inhalt des Vertrages einverstanden gewesen wäre, aber er hielt die Verwerfung für ein politisches Unglück, für eine arge Verletzung des Völkerrechts. Sein Herz war nach der Abstimmung voll schwerer Sorge, es schien ihm nicht weniger als alles auf dem Spiele zu stehen. Entweder sei die Nationalversammlung, wenn sie bei dem Beschlusse verharre, dem Auslande gegenüber treubrüchig, oder wenn sie, wie er allerdings hoffte, den Vertrag noch nachträglich genehmigen sollte, wenn so der Riß leidlich wieder zusammengeflickt würde, so werde sie als unzuverlässig erscheinen, als eine Körperschaft, die nicht wisse, was sie wolle.

Von dem Aufruhr, welcher der definitiven Abstimmung über

den Malmöer Waffenstillstandsvertrag am 16. September folgte, gab er in einem Tags darauf an seine Frau geschriebenen Briefe folgende Schilderung:

„Ich habe Entsetzliches erlebt, aber ich lebe und bin gesund, auch Felix, und die Gefahr ist vorüber.

Am Sonnabend ward in einer eilfstündigen Sitzung von neun Uhr Morgens bis Abends acht Uhr die Waffenstillstandsfrage zu Ende gebracht. Die Verwerfung des Stillstandes wurde von der Majorität zurück gewiesen, der Antrag der vier Schleswig-Holsteiner mit 258 Stimmen angenommen gegen 237.

Schon während der Abstimmung hatten sich Volksmassen in der Nähe der Paulskirche zusammen gerottet, hatten Hecker hoch leben lassen und geschrien, aber als ich aus der Kirche trat, fand ich alles ruhig, ging ungehindert nach Hause und von da die Zeil entlang nach dem Casino, um nach dem langen Fasten mir etwas zu Essen zu suchen. Ich fand nur noch einen meiner Collegen dort, der in gleicher Absicht gekommen war. Mit ihm ging ich eine halbe Stunde später abermals die Zeil entlang nach Hause. Ueberall die tiefste Stille. Gegen Mitternacht hörte ich wohl Lärm und Geschrei, aber dergleichen ist mir seit mehreren Nächten nichts Neues mehr. Ich achtete nicht darauf. Am Sonntag Morgen ging Felix aus und kam mit der Nachricht zurück, im Englischen Hofe, dem Casino gegenüber, seien in der Nacht von den Demokraten alle Fenster zerschlagen, Westendhall sei noch ärger verwüstet. Bei weiterer Erkundigung ergab sich dann, daß es von der wüthenden Menge vornämlich auf Heckscher abgesehen gewesen. Ihn hatte man in seiner Wohnung gesucht und nicht gefunden; man hatte dort alles zerstört und war dann weiter gegangen. Im Englischen Hofe fand man ihn auch nicht, wohl aber eine Anzahl anderer Abgeordneten, die von dem Wirthe durch die Pforte auf dem Hofe nach dem Hirschgraben hinaus gelassen, ungehindert ihres Weges gingen. Die Bürgerwehr, obwohl vom Senat aufgeboten, versammelte sich in sehr geringer Zahl, von regulärem Militär lag nur ein Bataillon Hessen in der Stadt, das sich gleichfalls sehr unthätig verhielt und nur am

Russischen Hofe, wo die Menge gleichfalls eindringen wollte, sich ihr entgegenstellte und sie wirklich zurückhielt.

Sonntags Mittag ging ich mit Felix und einigen Pommerschen Abgeordneten wie gewöhnlich nach Westendhall zum Essen. Der Greuel der Zerstörung war arg genug, doch fand sich eine freilich nicht große Tischgesellschaft zusammen, darunter auch Heckscher, der sonst in der Regel nicht dorthin kommt. Er war todtenbleich, ungewöhnlich still und sichtbar in höchster Angst.

An den Straßenecken in Frankfurt war überall ein Plakat angeschlagen, wodurch von den hiesigen Demokratenvereinen zu einer großen Volksversammlung auf der Pfingstweide bei Bornheim aufgefordert wurde, wie es hieß, in Folge der Abstimmung der Nationalversammlung in der Waffenstillstandsfrage. Wir sahen, da wir von Westendhall nach Hause gingen, Turnerschaaren mit ihren Fahnen und sonstige Volksmassen hinaus ziehen; doch sind das hier so gewöhnliche Erscheinungen, daß ich darauf kein Gewicht legte. Felix und ich fuhren unbesorgt nach Offenbach und kamen gegen sechs Uhr von unsrer Parthie ohne Fährlichkeit zurück. Ich blieb zu Hause, Felix ging ins Theater und kam um 9 Uhr zurück mit der Nachricht, es sei schon wieder Tumult auf der Straße und am Montage solle das Parlament von den Demokraten gestürmt werden. Mir schien der Einfall noch immer fabelhaft, ich glaubte nicht daran. Als ich aber des andern Morgens nach der Paulskirche ging, war der Platz vor dieser mit Oesterreichern und Preußen besetzt, zwei Bataillone, welche auf die Erklärung des Frankfurter Senats, es vermöge die Nationalversammlung nicht mehr zu schützen, durch den Reichsverweser noch in der Nacht von Mainz hierher beordert waren. Während wir nun in der Paulskirche verhandelten, führten die Demokraten bereits in verschiedenen Straßen der Stadt Barrikaden auf. Eine Deputation derselben forderte Eintritt in die Versammlung. Er wurde ihr von den Thürstehern verweigert, und da sie laut lärmend hereinbrechen wollten, fuhren die Soldaten mit den Bajonetten dazwischen, einer von den Unruhstiftern soll durch den Schenkel gestochen sein. Das Eindringen wurde also verhindert,

aber die Adresse gelangte an den Präsidenten und wurde durch diesen der Versammlung mitgetheilt. Sie kündigte uns an, daß die 258 Abgeordneten, welche für Aufrechthaltung des Waffenstillstandes gestimmt, von den Demokraten auf der Pfingstweide für Landesverräther erklärt seien. Daß alle diese Vorgänge die Aufmerksamkeit auf die eben vorliegende Debatte über die Schulangelegenheiten sehr schwächte, ist wohl zu begreifen, doch wurde verhandelt, gesprochen und gehört wenigstens theilweise mit ziemlicher Ruhe. Gegen halb zwei Uhr, da bekannt wurde, die Soldaten auf dem Platz, die seit ihrer Ankunft ununterbrochen unter dem Gewehr gestanden hatten, seien hungrig und müde, beschloß man die Verhandlung zu vertagen. An der Thür des Hauses fand ich Felix. Ich wollte meinen gewöhnlichen Gang durch die Schnurgasse nehmen; sie war verbarrikadirt; ich ging über den Liebfrauenberg nach der Dönngesgasse, um zu meiner Wohnung zu gelangen, auch da eine Barrikade. Es ging mir nicht besser, als ich durch eine Seitengasse mich nach dem Graben wandte; ich mußte nach der Schulgasse, um von da auf die Zeil zu kommen suchen. Auch diese war schon größtentheils verbarrikadirt, nur an der Seite fand sich eine Oeffnung, durch welche Felix und ich die Zeil endlich erreichten. Als wir zum Eingang der Fahrgasse gelangten, wurden auch hier schon die Steine des Straßenpflasters aufgerissen, doch war der Eingang noch nicht versperrt. Wir kamen nach Hause. Zehn Minuten später war die Barrikade fertig. Bewaffnete Demokraten zogen hin und her durch die Straße. Meine Wirthin hatte Laden und Hausthüre zugeschlossen; sie wurde gezwungen zu öffnen, alle Vorderzimmer des Hauses, auch das meinige, mußten auf Befehl der Demokraten ausgeräumt werden. Man trug große Steine in mein Zimmer, um im Nothfalle von da aus sich zu vertheidigen. Felix und ich wurden von unsrer Wirthin einstweilen in einem Zimmer nach dem Hofe hinaus untergebracht. Auf der Straße ging das Schießen an, aber unregelmäßig; ein geordneter Angriff von Seiten der Truppen geschah nicht.

Nach einigen Stunden verschwanden die Demokraten, welche

sich zu Herren in unserm Hause gemacht hatten. Die Straße ward leer, die Barrikade ohne Vertheidiger. Ueber sie hinaus sah ich von einem Fenster aus einige Deputirte mit weißen Tüchern schwenkend zwischen den Barrikaden und den Truppen hin und her gehen. Es war klar, sie parlamentirten. Bald hörte auch der Kampf auf; alles ging ungehindert durch einander.

Schon meinte ich, die Sache sei ausgeglichen; es mochte etwa sechs Uhr Abends sein. Im Vertrauen darauf machte ich mich mit Felix auf den Weg. Wir kletterten ungehindert über die Barrikade nach der Zeil, um uns die Lage der Sache anzusehen.

Die Zeil, die größte und breiteste Straße in Frankfurt, läuft am Ostende in drei viel schmalere Gassen aus, ostwärts in die Allerheiligengasse, südlich die Fahrgasse, nördlich die Friedberger Gasse. Die letztere war frei. Die Eingänge in die Fahrgasse und in die Allerheiligengasse waren mit Barrikaden verbaut, die dicht an einander stießen. Letztere fanden wir noch von den Schützen der Demokraten besetzt, während die erstere schon unvertheidigt war. Aber niemand hinderte uns. Es war Waffenstillstand. Wir gingen westwärts die Zeil entlang. Vor der Constablerwache, dem Eckhause der Fahrgasse und der Zeil, stand Hessische Infanterie, weiterhin Preußen, die ihre Gewehre zusammengestellt hatten und müde auf der Straße saßen oder lagen; es waren dieselben, die uns am Morgen vor der Paulskirche geschützt hatten. Die Hauptwache am Westende der Zeil war von Hessen besetzt; auf dem Roßmarkt Oesterreichische Infanterie und Hessen-Darmstädter. Eben rückte auch eine Schwadron Hessischer Cavallerie und eine lang erwartete Batterie, gleichfalls Hessen, ein. Sie wurde von den Truppen mit Freudengeschrei begrüßt und fuhr die Zeil hinunter. Felix und ich folgten ihr; als wir die Constablerwache erreichten, hielten dort schon zwei oder drei Kanonen. Wir kletterten eiligst wieder über die Barrikade in die Fahrgasse und sahen und hörten von meinem Fenster aus den weiteren Verlauf an. Hessische Offiziere traten an die Barrikade vor der Allerheiligengasse und suchten die Aufrührer zur Besin-

nung zu bringen. Alles Reden war umsonst. Da wurde die Trommel gerührt zum Zeichen, daß der Waffenstillstand ein Ende habe. Die Offiziere gingen zu ihren Geschützen. Wir hörten zum Abprotzen kommandiren; sehen konnten wir so wenig die Kanonen, als die Barrikade. Dann war tiefe Stille auf Seiten der Truppen; die Demokraten forderten mit lautem Wuthgeschrei heraus: Schießt, ihr Lumpe, auf eure Deutschen Brüder! Feuer! Feuer! Wir wollen Blut sehen!

Endlich erfolgte der erste Schuß. Die Kartätschen mußten gut getroffen haben; wir hörten das laute Wehgeschrei. Noch einige Schüsse, dann hörte das Artilleriefeuer auf, das kleine Gewehrfeuer wurde vernehmbar, und mehr und mehr sich entfernend, schwieg es am Ende ganz, nur einzelne Schüsse fielen hie und da.

Die Fahrgasse wurde zuerst von Hessen, dann von Preußen besetzt. Ein Trupp der letztern, 40 bis 50 Mann stark, lagerte sich unter unsern Fenstern; sie waren von den Anstrengungen des Tages erschöpft. Meine Wirthin begab sich von Felix begleitet unter sie und theilte Branntwein unter sie aus, denn der Abend war kalt.

Vier Erschossene, von den Demokraten, lagen eine Weile meinem Fenster gegenüber auf der Straße, mehrere schwer und leicht Verwundete habe ich auf der Zeil tragen und führen sehen.

Das Beispiel meiner Wirthin regte auch die Nachbarn an. Rothschild ließ Brod und Wein vertheilen, ein benachbarter Bäcker schickte gleichfalls Brod. Unsere Landsleute werden wenigstens ihren Hunger gestillt haben.

Gegen zehn Uhr Abends war es so still in der Stadt, daß ich mich schlafen legte, in der Ueberzeugung, es sei nun alles vorüber. Aber um 1 Uhr erwachte ich wieder von Kanonenschüssen und kleinem Gewehrfeuer. Ich stand auf. Sehen konnte ich nichts, und allmählich ward es wieder still.

Heute Morgen war alles ruhig. Die Stadt ist ganz in der Gewalt der militärischen Macht, sie ist schon gestern

vom Reichsverweser in Belagerungszustand erklärt. Soldaten auf allen Straßen gelagert; es sind 12000 Mann hier beisammen. Die Barrikaden sind weggeräumt, das aufgerissene Straßenpflaster wird überall wieder hergestellt.

Die Einzelheiten des Kampfes werden mehr und mehr bekannt. Fürst Lichnowsky und General Auerswald sind umgekommen, nicht im Gefecht, sondern von den Republikanern meuchlings ermordet; der Greuel von Kandern hat sich nicht nur wiederholt, er ist überboten. Hecksher ist entflohen, ist in Höchst nur dadurch den Händen der Meuchelmörder entkommen, daß der Stadtrath ihn verhaften und dann heimlich aus dem Gefängniß entließ. Er hat hoffentlich Mainz erreicht, wo die Garnison ihn schützen wird."

Als am nächsten Tage Frankfurt wie ein Kriegslager aussah, Soldaten auf allen Straßen gelagert oder hindurchziehend, und er die näheren Umstände der Ermordung der beiden Abgeordneten erfuhr, da erinnerte ihn dieser „mit kannibalischer Grausamkeit ausgeführte Meuchelmord an die scheußlichsten Scenen der französischen Revolution". Ruhe und Sicherheit war zwar schnell in Frankfurt hergestellt, aber es war ihm ein „unheimliches Gefühl mit den wohl bekannten intellectuellen Urhebern aller dieser Frevel in einer Versammlung sitzen zu müssen. Mitten unter solchen politischen Stürmen wurde in der Paulskirche über die Angelegenheiten der Schule verhandelt; diesmal ließ auch Giesebrecht sich als Redner einschreiben, kam aber nicht zum Worte. Ueber diese Verhandlungen schreibt er am 26. September an seine Frau Folgendes: „Es ist in der Sache sehr viel dummes Zeug gesprochen mit großer Prätension, wenig Gesundes, und gestern ist bei der Abstimmung ein Beschluß zu Tage gekommen, der seines Gleichen an Unsinn sucht. Glücklicher Weise wird er so noch nicht Gesetz, er unterliegt einer zweiten Redaction und Beschlußnahme. Wenn Ernestine sich fernerhin sollte gelüsten lassen, ihren Kindern das Abc beizubringen, so wird sie vorher der betreffenden Behörde nicht bloß ihre wissenschaftliche, sondern auch ihre moralische Befähigung dazu nachzuweisen haben, sonst

vergeht sie sich gegen die Grundrechte des deutschen Volkes, denn unser Gesetz lautet:

> Unterricht zu ertheilen, so wie Unterrichts- und Erziehungsanstalten zu gründen, steht jedem Deutschen frei, wenn er seine moralische und wissenschaftliche resp. technische Befähigung der betreffenden Staatsbehörde nachgewiesen hat.

Ich habe keinen Antheil an dieser pädonomischen Weisheit. Ihr Vater ist Bürgermeister Golz aus Brieg, ein sehr kluger Mann, und meine guten Freunde von der Rechten haben das mißgestaltete Kind in ihre pflegenden Arme genommen."

Und über dasselbe an Hasselbach wenige Tage später: „Man hat in die Rechte der Familie auf eine Weise eingegriffen, wie sie unerhört ist seit der Zeit des Lykurgus; das Bevormundungssystem, die trostlosen Examina, die kein Resultat geben, sind statt beschränkt, vielmehr erweitert worden. Vielleicht — ich mag kaum sagen: hoffentlich — ändert die zweite Berathung noch etwas an dem ersten Beschluß. Aber was uns wahrhaft förderlich für die Schule ist, wird schwerlich von Frankfurt ausgehen, ich erwarte es von der preußischen Regierung. Schlägt auch die Hoffnung fehl — am Ende, was liegt daran? Die Herren am grünen Tisch regieren die Schule doch nicht, wie sehr sie sich spreizen; wer mit Hingebung an ihr arbeitet, der Schulmeister, bleibt Meister der Schule trotz allen Ephoren, Scholarchen, Schul- und anderen Räthen, wie trefflich sie auch einem rechtschaffenen Menschen das Leben verbittern können."

Lebhaft wurde er gerade in dieser Zeit an seine eigene Schulthätigkeit durch ein Schreiben der Abiturienten des Stettiner Gymnasiums erinnert, die dem abwesenden hochverehrten Lehrer, dem sie vor ihrem Abgange auf die Universität persönlich ihren Dank nicht sagen konnten, brieflich ihre pietätsvolle Gesinnung ausdrückten. Seine Antwort schloß mit den Worten: „und wie Sie Ihren alternden Lehrer geliebt haben, lieben Sie so unser immer junges Vaterland und das ewig unwandelbare Recht, das aus Gott ist."

Je unfreundlicher die Herbsttage wurden, desto mehr verlangte es ihn nach Hause und nach seiner gewohnten Thätigkeit. „Ohne Politik", schrieb er, „mag ich nicht leben, aber ausschließlich der Politik leben, ist noch viel weniger nach meinem Sinn. Was hier neben der Politik zur Sprache kommt, befriedigt mich nicht." So stöberte er in den Läden der Frankfurter Antiquare umher, um für seine einsamen Abende Lectüre zu haben. Die Psychologie von Carus, die Theodicee von Leibnitz, Berangers Lieder, Fichtes Anweisung zum seligen Leben, Foscolos Jacopo Ortis bezeichnet er in seinen kurzen Tagebuchnotizen selbst als solche Bücher, die er in jener Zeit gelesen hat, — Bücher freilich, deren Inhalt seiner politischen Thätigkeit so fern stand, wie möglich. Es verlangte ihn eben offenbar danach, auf Stunden wenigstens in einer ganz anderen Welt zu leben. Ueber seine Lectüre des Foscolo, als in komischer Weise contrastierend mit der Arbeit in der Paulskirche, hat er selbst einmal mit einem alten Jugendfreunde vom grauen Kloster her, den er in Frankfurt getroffen, auf das herzlichste gelacht. An seine Frau schrieb er darüber: „Denke dir einen alten Parlamenter (wie die Leute hier sagen), der einen äußerst sentimentalen italienischen Roman liest."

Seitdem er sich eingewintert hatte, lebte er dort fast eben so zurückgezogen wie in Stettin, obwohl mitten in dem politischen Gebrause; nur bei weitem nicht so behaglich. Des Nachts kein Federbett, des Tages keinen Kachelofen in der Stube, eine Küche, an die sein Magen nicht gewöhnt war, und dazu dieser Wechsel von Aufregung und Unthätigkeit. Ihm gerade, noch viel mehr als anderen, fehlte die sorgende Hand der Frau; zur Einrichtung einer einigermaßen behaglichen Junggesellenwirthschaft mangelte ihm jede Begabung. Es ist rührend zu lesen, wie er in den Briefen an seine Frau diese, die auch in weiter Ferne für ihn sorgte, wie sie irgend nur konnte, mit schalkhaftem Humor über seine kleinen Haushaltungsleiden zu beruhigen suchte.

Die Wanderungen nach der Westendhalle stellte er mit dem Herannahen des Winters ein, aß Mittags zu Hause, trank Abends seinen Thee zu Hause, ließ sich die Zeitungen ins Haus bringen.

Nur Morgens wanderte er in die Paulskirche, wo ihm freilich „in Folge der Freizügigkeit der Zug höchst unangenehm in den Nacken blies", ging Abends nach dem Casino in den politischen Clubb oder an einem Tage in der Woche in den Freihandelsverein.

Bei den Verhandlungen über die Novembervorgänge in Berlin, die Verlegung und Vertagung des Landtags, stand er natürlich auf Seiten der preußischen Regierung. „Darüber ist mir kein Zweifel", schrieb er am 18. November, „die preußische Krone ist gegenwärtig das Palladium der ganzen deutschen Nation; wird sie entwürdigt, so ist keine Rettung vor der Anarchie. Deshalb würde ich auf des Königs Seite stehen, auch wenn ich mit dem, was geschehen ist, nicht einverstanden wäre. Aber ich hoffe, der König, der viel geschmähte, wird bald gerechtfertigt da stehen, und ganz Deutschland wird wissen, was es an ihm hat."

Wie tief erregt er sein mußte, als es sich um die Annahme des Gagernschen Programms handelte, läßt sich begreifen; er hoffte die Oestreicher bald los zu werden, die „verwirrenden Gäste." „So Gott will", schrieb er, „bringen die Schwalben mit dem Frühling auch die deutsche Krone für den König." Doch zunächst war die Aussicht dazu eine sehr geringe. Seine eigene Hoffnungslosigkeit spricht sich deutlich genug aus in einem bitter spottenden Briefe vom 3. März 1849: „Ich bin gesund und äußerst vergnügt, denn es geht uns äußerst schlecht. Die Oestreicher und Baiern sind des Teufels und machen uns das Leben ungemein sauer; wir versüßen es ihnen allerdings auch nicht, und sie werden uns vermuthlich nicht weniger zu Beelzebubs Garde zählen. Das kommt aber alles nur von der innigen Liebe aller Deutschen zu einander; sie möchten sich gegenseitig vor Zärtlichkeit auffressen und nichts übrig lassen als die Zöpfe, Perrücken und Fuchsschwänze, die der Nachwelt unentbehrlich bleiben. Gott gebe uns bessere Tage und zu dem Ende vor allen Dingen Krieg. Der Wirrwarr läßt sich nicht anders lösen."

Da kam wenige Tage darauf der Welckersche Antrag. Jubelnd schreibt er darüber sogleich an seine Frau: „Eine große, glückliche Wendung ist eingetreten. Allen unerwartet hat heute Welcker, bis

jetzt der heftigste unsrer Gegner, in der Nationalversammlung den Antrag gestellt, man solle den Verfassungsentwurf, wie er jetzt zur zweiten Lesung vorliegt, ohne Discussion in Bausch und Bogen annehmen, die darin ausgesprochene erbliche Kaiserwürde sofort dem Könige von Preußen übertragen und diesen durch eine Deputation um die Uebernahme ersuchen. Der Antrag wurde begreiflich von den Kaiserlichen mit stürmischem Beifall begrüßt; die Aufregung war so groß, daß niemand weiter auf die Redner hörte; alles schwirrte durch einander und der Präsident mußte schon um 11 Uhr die Sitzung schließen. Allem Ansehn nach wird der Antrag angenommen werden. Selbst die Linke ist ihm nicht abgeneigt, nur knüpft sie ihre Zustimmung an das Zugeständniß, daß auch das Wahlgesetz, so wie es aus der ersten Berathung hervorgegangen ist, mit angenommen werde, was große Bedenken hat, obwohl dies Gesetz kein integrirender Theil der Verfassung, und daher späterhin leichter abzuändern ist. Die nächsten Tage werden also die Entscheidung bringen. Lebe wohl. Vielleicht bin ich bald wieder bei Euch."

Und als nun am 28. März der König von Preußen zum Kaiser der Deutschen erwählt war, glaubte er das Werk der constituierenden Versammlung auf das glücklichste zu Ende geführt und hoffte sehr bald mit gutem Gewissen nach Stettin zurückkehren zu dürfen. In folgendem Briefe meldet er seiner Frau das ihn so hoch beglückende Ereigniß:

„Eben komme ich aus der Paulskirche. Wir haben einstimmig — denn unsere Gegner enthielten sich der Wahl — den König zum Kaiser der Deutschen erwählt. Die Nachricht ist jetzt vermuthlich schon durch den Telegraphen nach Berlin gelangt und kommt morgen unbedenklich von dorther zu Euch. Doch schreibe ich Euch, um Euch zu sagen, daß mein altes Herz glücklich, überglücklich ist. Ich kann nicht glauben, daß der König die Kaiserwürde ablehnen wird; es wäre das ein unabsehbares Unglück. Aber auch an Euch denke ich, ihr Lieben. Die Versammlung hat sich für permanent erklärt bis zum Zusammentritt des ersten ordentlichen Reichstages; ich möchte nun am liebsten ganz

ausscheiden, aber ich kann es begreiflich meinem Stellvertreter nicht zumuthen, daß er auf diese kurze Zeit noch hierher geht; mein Gedanke ist also, so bald als möglich, wenn es sein kann, Urlaub zu nehmen und nach Hause zu gehen. Wann ich komme, kann ich noch nicht sagen, aber wenn keine andere Nachricht von mir eingeht, so schreibt mir nach Empfang dieses Briefes von dort aus nicht mehr."

Während der Zeit der gespannten Erwartung, wie in Berlin die Kaiserdeputation aufgenommen werden würde, machte er mit seinem Sohn Felix einen Ausflug ins Neckarthal über Heilbronn bis nach Stuttgart. Von dieser Excursion zurückgekehrt, schrieb er: „Wenn der König eine recht feste entschiedene Antwort giebt, versteht sich, eine bejahende, dann bin ich bald wieder zu Hause, dann habe ich hier nichts weiter zu thun. Den Kaisereid kann die Reichsversammlung ihm ohne mich abnehmen, und weiter ist etwas von Bedeutung, so weit die Verhältnisse bis jetzt sich übersehen lassen, für uns nicht zu schaffen. Wird aber in Berlin nicht rasch und entschlossen zugegriffen, so kann die Sache noch sehr bunt werden. — Von den diesmaligen Abiturienten habe ich zu meiner großen Ueberraschung und Freude wieder ein herzliches Abschiedsschreiben erhalten. Es kam gerade an, da es bei uns trübe aussah. Um so mehr hat es mich erquickt. In der Stettiner Jugend lebt doch noch eine rechtschaffene Pietät. Hier, meinen die Schulmeister, sei nichts der Art mehr zu bemerken."

Auf die Zeit der bangen Spannung, der unsichern Nachrichten über die ablehnende Haltung des Königs folgte bald genug die klare Kunde über seine Entscheidung. Giesebrechts tiefer Schmerz darüber spricht sich unverhohlen und mit Bitterkeit in folgendem Briefe an die Seinigen aus: „Die Antwort des Königs an die Deputation der Nationalversammlung, die Erklärungen der Deputation und des Ministerpräsidenten in der zweiten Kammer sind Euch bekannt. Die Actenstücke lassen keinen Zweifel mehr übrig: die Hoffnungen der deutschen Nation sind bitter getäuscht. Wird das ein gutes Ende nehmen?

Die Reichsversammlung kann die Ansicht des Königs nicht

zu der ihrigen machen, sie hat nicht zu vereinbaren, der Bundesbeschluß vom 7. April v. J. hat sie schon vor ihrem Zusammentritt ausdrücklich als eine constituirende bezeichnet, ihr ist durch den Bundesbeschluß vom 30. März desselben Jahres der Auftrag geworden, das deutsche Verfassungswerk zwischen den Regierungen und dem deutschen Volk zu Stande zu bringen. Die letzte Entscheidung steht bei ihr, sie allein hat das Recht, sich aufzulösen, die Gewalt dazu hat jeder der deutschen Staaten, der keine Scheu vor dem Recht hat. Und die Gewalt wird sich geltend machen, ich zweifle nicht daran. Armes Vaterland! Armer König, verstrickt in dem Netz seiner Idiosynkrasien!

Also, liebe Kinder, als Hochverräther werde ich heimkehren, der grauköpfige Poet des Hohenzollernliedes! Vor Jahr und Tag war ich ein Ketzer und Verführer der Jugend. Was habt Ihr doch für ein Scheusal unter Euch! Und Ihr habt mich lieb? Wie schlecht sorgt Ihr doch für Euren guten Ruf. Freilich mit meinen Schwiegersöhnen mag es nicht viel besser stehen, als mit mir. Und vollends Gierke!

Was nun hier weiter werden soll, sehe ich nicht ab, und so weit ich höre, weiß Niemand es zu sagen. Die Deputation ist diese Nacht zurückgekehrt, oder wird heute zurückkommen — ich habe darüber noch keine sichere Nachricht. Wir erwarten von ihr Mittheilungen, nach denen die nächsten Schritte der N.-V. sich zu bemessen haben. Eine Verwahrung in dem Sinn wie die der Deputation wird vermuthlich eingelegt werden: was ist aber damit gethan? Die Linke wird vermuthlich zu einer neuen Kaiserwahl drängen: die Unmöglichkeit liegt am Tage. Aus einander gehen, hieße seine Sache selbst aufgeben; bleiben und mit untergeordneten Verhandlungen die Zeit tödten, machte uns zum Gespött. Die nächste Sitzung am 11. d. M. wird, fürchte ich, sehr stürmisch ausfallen; möge es nur gelingen, ungesetzliche und unbesonnene Maßregeln zurückzudrängen, die unbedenklich werden beantragt werden."

Dennoch gab er die Hoffnung auf eine günstige Wendung noch nicht auf. Die Reichsversammlung, meinte er, werde die

königliche Antwort nur als eine aufschiebende betrachten; damit sei dann die Brücke geschlagen, auf welche man von Berlin her einlenken könne, wenn man sonst nur wolle. Aber sein Hoffen war vergeblich. Am 29. April schrieb er an seine Frau: „Mit uns geht es noch immer schlecht, vielleicht schlechter als je. Der letzte Beschluß der Nationalversammlung ist den Regierungen nicht recht, so schonend sie auch behandelt sind. Preußen und Hannover haben durch die Auflösung ihrer Ständekammern rasch genug geantwortet; die linke Seite unseres Hauses aber ist noch viel grimmiger gegen uns. Gehängt müßten wir werden, darüber ist sie einig, aber ob nach einander mit einem Strick oder alle zugleich jeder mit einem besondern, das ist fraglich. Man ist der Meinung, jeder Einzelne sei den Strick nicht werth."

Und am 5. Mai: „Die Preußische Regierung sucht uns durch Noten voll Eigenlob und scheinbarer Mäßigung todt zu machen. Aber Eigenlob stinkt bekanntlich, und die Mäßigung ist beim Lichte besehen nicht weit her: Radowitz, der hier als der Verfasser jener Aktenstücke genannt wird, hat früher bessere Arbeit gemacht. Die Regierung sucht die Nationalversammlung durch Drohungen zu schrecken, aber bange machen gilt nicht. Man sucht die Nationalversammlung in Mißcredit zu bringen, indem man behauptet, sie sei eigensinnig, sei vom Souveränetätsschwindel ergriffen. Umgekehrt: das Ministerium Brandenburg ist von jenen moralischen Krankheiten befallen, so stark, daß einem angst und bange wird: es weiß nicht mehr von Recht und Gerechtigkeit. Die Nationalversammlung hält ruhig und fest an dem Mandat, das ihr durch die Bundesbeschlüsse vom 30. März und 7. April v. J. zu Theil geworden, sie kann es nicht aufgeben, ohne ihre Pflicht zu verletzen. Auch liegt es gar nicht mehr in ihrer Hand, Aenderungen an einer Verfassung zu machen, für welche bereits die Regierungen und die Regierten von 30 deutschen Staaten einstehen, und die außerdem an vielen Orten mit Ungestüm von dem Volke gefordert wird. Die Aufregung ist im südlichen und westlichen Deutschland so hoch gestiegen, daß Preußen wohl bedenken sollte, was es thut. Heut und morgen haben die Abge-

ordneten der Märzvereine aus ganz Deutschland hier ihren Congreß, sie werden die Bewegung schüren. Gleichzeitig der Städtetag in Köln, in der Bairischen Rheinpfalz die Revolution in vollem Gange. Will man das Alles durch die gewaffnete Macht niederhalten, so erleben wir Scenen, wie Prag und Wien sie im vorigen Jahre gesehen haben. Sollte auch die Schmach noch über Preußen kommen!

Der gestrige Beschluß der Nationalversammlung wird Euch bereits durch die Zeitungen bekannt sein. Er ist nur mit zwei Stimmen durchgesetzt. Noch ist es gelungen, die extremen Anträge, die ihm gegenüber standen, zu beseitigen; aber die Galerien tobten, und Aeußerungen des Mißfallens empfingen uns, als wir aus der Paulskirche traten. Wie lange wird es möglich sein, den anschwellenden Strom zu dämmen!

Du meinst, ich sei in diesen Tagen wohl recht einsam gewesen und traurig und verzagt dazu. Traurig wohl zu Zeiten, vielleicht auch verzagt: es war wohl Anlaß dazu; aber einsam nicht. Es ging aus einer berathenden Versammlung in die andre, bald im Casino, bald im Weidenbusch, oft bis tief in die Nacht.

Beckerath ist bereits ausgetreten. Er wird vermuthlich Nachfolger finden; so wird die Zahl der Conservativen immer geringer, und wenn die Majorität bei der Linken ist, wer kann alsdann noch bleiben? Ich fürchte, der Zeitpunkt ist nicht mehr ferne."

Mit seinem Austreten zögerte er nur noch, weil er wo möglich an dem beabsichtigten Austritt in großer Zahl Theil nehmen wollte, von dem er einen größeren moralischen Eindruck erwartete, als von einem zersplitterten Austreten. Der Aufenthalt in der Paulskirche war ihm unheimlich geworden. Als aber Tage darüber vergingen, ehe seine Parteigenossen zur Entscheidung kamen, zeigte er am 13. Mai seinen Austritt aus der Nationalversammlung dem Präsidenten und zugleich der politischen Fraction, welcher er angehört hatte, an. Das Schreiben an die letztere lautet: „Der Gesellschaft Abgeordneter im Casino habe ich die Ehre, meinen Austritt aus der Nationalversammlung ergebenst anzu-

zeigen. Gerne hätte ich mich dem in Aussicht gestellten gemeinschaftlichen Ausscheiden der ganzen Partei angeschlossen, da aber dieses sich verzögert, da sogar die Hoffnung erwacht ist, durch Bleiben noch etwas zum Heil des Vaterlandes wirken zu können; so sehe ich mich genöthigt, meinen Weg allein zu gehen. Denn jene Hoffnung, welche auch mich gestern mit fortgerissen hat, erscheint mir doch, näher betrachtet, als unhaltbar; meines Erachtens wäre nichts wünschenswerther, als die schleunigste Auflösung der Nationalversammlung, bevor sie zum Heerde verderblicher Agitation für alle deutschen Lande gemißbraucht wird. Bessere Männer, als ich, sind anderer Ansicht, ich weiß es; aber mir liegt ob, meiner Ueberzeugung zu folgen. Ich thue es, indem ich scheidend meinen bisherigen Genossen aufrichtigen Dank sage für jeden Beweis des Wohlwollens, für alle Belehrung, die mir in ihrer Mitte zu Theil geworden."

Gebrochenen Muthes kehrte er von Frankfurt zurück. Die politischen Verhältnisse im Innern wie nach außen hin waren traurig genug, und mit bangem Herzen sah er in eine noch trübere Zukunft. Gerade weil er seinem König so innig zugethan war, schmerzte ihn dessen Entschluß, „die schönste, reinste Krone auf dem Erdenrund" abzulehnen, doppelt und dreifach. Vom bittersten Weh erfüllt, voll schwerer Sorge vor russischen Plänen sah er Knechtschaft und Schande für Deutschland voraus; das ganze Leben wurde ihm öde und leer:

Was leb ich gramvoll und gebrochen,
Da meines Landes Ruhm entwich.

Einen sehr energischen Ausdruck gab er dieser Stimmung in zwei Gedichten, welche er Russenlieder nannte; eins davon ist nur gedruckt mit der Ueberschrift „die Russen nahn". Die erste Strophe lautet:

Fliegt, Vöglein, fliegt zum grünen Walde,
Ihr nistet schlimm an unserm Dach;
Die Russen nahn, wer weiß, wie balde
Der Brand aus diesen Giebeln brach.
Denkt, die Verderblichen zerstörten

Auch euch und eure junge Brut. — —
In eurer Hut
Die Schwalben bleiben hier, sie hörten
Von deutscher Männer treuem Muth.

Von dem zweiten Gedicht theile ich folgende Stellen mit:

Colonnen vorwärts, vorwärts da und hier:
Auf Deutscher Erde schwärmen schon Kosacken,
Und Recht und Sitte wenden sich von ihr,
Joch der Barbaren naht dem Deutschen Nacken. —

Stirb, Alter, stirb! Die Welt ward morsch und faul,
Der Ruhm des großen Friedrich ist vergessen!
Deutschland und Preußen, Frankfurt und Sanct Paul
Dem Zar gestellt zu gnädigstem Ermessen! —

Auch dem Könige gegenüber, der im August 1849 nach Stettin kam, sprach er männlich und unumwunden aus, was sein Herz bewegte (vgl. S. 131 f.). Daß die begeisterte Hoffnung des deutschen Volkes auf Errichtung eines starken deutschen Reiches so kläglich gescheitert war, maß er nicht nur dem ungestümen, ja verbrecherischen Vorwärtsdrängen der republikanischen Partei, sondern auch der zaghaften Politik des Königs und seines Ministers bei:

Kein Glauben auf dem Throne,
Kein Glauben in dem Troß,
Am Absturz Reich und Krone,
Der Reiter sammt dem Roß:
Das sind ja bange Zeichen!
Beginnt der Welten Brand?
Still, Herz, du darfst nicht weichen
Vom Recht, vom Vaterland.

Und als der König zwei Jahre darauf sein Mißfallen über eine schwarz=roth=goldene Fahne äußerte, die bei Stettin von dem Rumpf des unvollendet gebliebenen deutschen Kriegsschiffes wehte, prägte Giesebrecht seinen Schmerz darüber in folgendem Sonett aus:

Der König blickt vom Schlosse auf die Stadt,
Blickt auf die Schiffe, die im Hafen liegen,

Sieht vieler Länder Flaggen bunt sich wiegen
Um seine Flagge. Ist das Auge satt?

Ist jedem Wunsch genügt? — Vereinzelt, matt
Will dort ein Banner ob dem Rumpfe fliegen,
Deß Rippen noch sich auf dem Stapel biegen,
Das schwarz-roth-goldene, ein herbstlich Blatt.

Der König zürnt, er mag es nicht mehr sehn,
Das seine Hauptstadt, vor drei Jahren kaum,
Sah, laut aufjubelnd, vor ihm her getragen;
Auch nicht auf armem Wrack darf es noch wehn,
Darf nicht mehr nach der deutschen Flotte fragen:
O Reich der Deutschen, o du goldner Traum!

Aber nicht bloß in so klagenden, ernsten Tönen, auch in bitterem Spott gab sich diese Stimmung der Verzweiflung kund:

Die Wimpel da oben flattern
Und werden des Plauderns nicht satt,
Mir ist, als hört' ich sie schnattern,
Und klingt mir doch alles so platt.

Und unten wühlen und schlagen
Die Wellen entsetzlich frei;
Ich hörte die Wimpel sagen:
Das ist die Umsturzparthei.

Der Compaß auf dem Schiffe
Ist leider ganz doctrinär;
Es brandet um alle Riffe:
Wo kommt der Steuermann her?

Und da sie alle verstummen,
Der Alte im Himmel spricht:
Ich bin der Vormund der Dummen,
Getrost und fürchtet euch nicht.

Er suchte, nicht ohne tiefen Schmerz, die Politik sich ganz aus dem Sinn zu schlagen, er las in jener Stimmung kein Zeitungsblatt, selbst die geschichtlichen Forschungen hatten allen Reiz für ihn verloren. So schrieb er im Jahre 1851 an Wilhelm von Giesebrecht: „Von der Freude am öffentlichen Leben muß

man heut zu Tage absehen. Ich dichte still für mich, was das klagende und hoffende Herz bewegt, unbekümmert um die Welt, wie die Welt sich nicht um mich bekümmert. — Mitunter bin ich wohl recht lebensmüde, aber meine Söhne können meiner Hülfe noch nicht entbehren." Und wenige Wochen später: „Meine geschichtlichen Studien sind bei Seite geschoben; die Geschichte, die Lieblingswissenschaft meines früheren Lebens, widert mich an. Meine Freude, mein Leid ist die Schule, die Lyrik in ihr, die Lyrik der Reflexion und des Gefühls. Die finde ich in den deutschen Aufsätzen der Primaner und Secundaner, in einem Musik- und Gesangverein, den ich in Gang gebracht habe, und dem ich eben nach dem Wunsch meiner Jungen einen Redeverein beigesellt habe. Daneben dichte ich mir selbst Lieder des subjectivsten Inhalts. Was ist mir die Außenwelt? Ich habe nichts als „des Herzens heilig stille Räume."

Wie trostlos aber auch die Gegenwart sein mochte, die Hoffnung auf eine schönere, freiere Zukunft erstarb in ihm nicht; und in der treuen Erfüllung seines Lehramts glaubte er am besten für diese arbeiten zu können. Wie nur auf diese damals all sein Sinnen und Sehnen gerichtet war, hat er in dem schönen Gedicht „des Lehrers Wahl" ausgesprochen. Es handelt von denen, die im Gefühle der Unerträglichkeit der deutschen Zustände diesen zu entfliehen suchen. Jede Strophe schließt mit dem Refrain „die Freiheit ruft, ich wandre aus." Die Republikaner suchen sie in Amerika, die vornehme Welt, die in der gährenden Zeit den Umsturz alles Bestehenden fürchtet, in Rußland, die Frommen, voll banger Sorge um den Unglauben, der in Gottes Haus stürmt, unter ihnen klare Gesichter, aber auch dumpfe Stirnen ohne Licht, wandern aus zu neu bekehrten Heiden; der Dichter möchte vor der öden Wirklichkeit in das Reich der Phantasie flüchten, aber die Mannes- und Bürgerpflicht heißt ihn für die Zukunft arbeiten, die Jugend erziehen für eine schönere Zeit, die er selber nicht mehr zu erleben hoffen darf, in der aber auch er dann Friede und Freiheit jenseits des Grabes gefunden hat. Ich beschränke mich auf Mittheilung der drei letzten Strophen:

Der deutschen Freiheit edle Früchte,
Mit euch erwuchs wie bittre Saat!
Zwietracht, wohin der Blick sich flüchte,
So hier, als da, so früh, als spat!
Wann werden Haß und Neid verklingen,
Wann grünt der Friedensmaienstrauß?
Mir, Phantasie, mir deine Schwingen!
Die Freiheit ruft, ich wandre aus.

Nein, wenn das Vaterland in Ketten
Des Wahnes und des Zornes liegt,
Sollt' ich mir weich in Träumen betten,
Von bunten Liedern eingewiegt?
Für eine Zukunft will ich thaten.
Die Knospe drängt zum Licht heraus:
In jungen Seelen meine Saaten!
Die Freiheit ruft, ich wandre aus.

Ob es ein Menschenalter währte,
Bis das Geschlecht des Haders schwand,
Wenn dann die Jugend, die ich lehrte,
Gereift dem freiern Vaterland,
Steh' ich, wie auf dem Nebo Mose,
Im Thal bereit mein letztes Haus,
Und jauchze meinem Friedensloose:
Die Freiheit ruft, ich wandre aus.

Indessen in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr aus Frankfurt versuchte er auch noch öffentlich durch dichterisches Wort für Versöhnung der schroffen politischen Gegensätze zu wirken. Im Feuilleton der Neuen Stettiner Zeitung nämlich vom 15. Juni war anonym ein Sonett erschienen „An die Besonnenen“:

Ihr überlegt und zaudert fort und fort,
In Stille prüfend, redlich und besonnen,
Ihr schöpfet einsam aus dem tiefsten Bronnen,
Darin manch goldner, manch gefeiter Hort.

Und unterdessen ist die Frucht verdorrt,
Der Frühlings hohe Wasser sind zerronnen, —
O wer nicht wagt, der hat noch nie gewonnen,
Rasch muß die That sein, rascher als das Wort!

Bei Gott! seid unbesonnen auch einmal,
Laßt eures Zweifels Grübelei'n bei Seite,
Seid wieder jung, und kommt zu uns'rem Mahl!

Es drängt der Geist hin zu lebend'gem Streite,
Wohlan! ergreift den wogenden Pokal,
Und schauet kühn und muthig in die Weite!

Giesebrecht antwortete darauf einige Tage später mit folgendem Sonett:

Wär' es nur um den „wogenden Pokal",
Wär' es nur um ein „Schauen in die Weite":
Wir säßen jüngern Freunden gern zur Seite
Und schwärmten auch, wir Aelteren, einmal.

Doch — hört ihr nicht? Es hallt von Thal zu Thal
Geschützes-Donner. Seht ihr auf der Breite
Mann gegen Mann in schonungslosem Streite?
In's Herz des Bruders dringt des Bruders Stahl.

Vom Melibokus bis zum Bodensee
Ein blutig Schlachtfeld, überdeckt mit Leichen:
Genug, zu viel des Vaterlandes Weh! —

Hoch flattre, weithin, der Versöhnung Zeichen,
Die weiße Fahne, leuchtend wie der Schnee!
Gott sei mit ihr! Wollt ihr die Hand uns reichen?

Später aber, die funfziger Jahre hindurch und darüber hinaus, bis zu den preußischen Erfolgen im dänischen Kriege, die sein Herz wieder mit neuen Hoffnungen erfüllten, suchte er sich die Politik ganz aus dem Sinne zu schlagen und zu stiller Resignation zu gelangen. Selbst die deutsche Kaisergeschichte seines Neffen, die er später und bis zu seinem Tode mit der regsten Theilnahme verfolgte, hatte damals für ihn nur Interesse, weil sie die Arbeit des ihm so eng verbundenen Verwandten war. So schrieb er an diesen vor dem Erscheinen des ersten Bandes: „Deutschland in der Kaiserzeit! Lieber Gott, das ist auch eine Tragödie, vielmehr das Fragment einer Tragödie: die versöhnende Katastrophe, der Chorgesang, der die Erde an den Him-

mel knüpft, fehlen noch.“ Und als er den ersten Band erhalten: „Ich habe mich hineingelesen, aber deutsche Geschichte, Geschichte der Kaiserzeit, der Ludolfinger — es will nicht gehen, mir wird schwer und wehe dabei. Halte das einem Frankfurter Schiffbrüchigen zu gut. Ich schlage mir die Politik aus dem Sinne geflissentlich; ist sie doch jetzt nicht mehr meines Amtes.“ „Vom Gottesreiche will ich hören.“

Wenn er aber auch von der Politik sich möglichst fern zu halten suchte, so berührten doch die Tagesereignisse schmerzlich sein Gemüth. Die Bonapartischen Gewaltstreiche waren ihm ein trauriges Zeugniß von dem inneren Zustande der französischen Nation und des ganzen europäischen Continents: „Wir verfallen dem Militärdespotismus,“ schrieb er, „weil wir seiner würdig, weil wir reif für ihn sind.“ Und als sich Preußen vor Oesterreich in Olmütz so tief demüthigte, war seine politische Meinung, lieber mit Ehren unterzugehen, als die Schmach noch einmal zu erleben. In Bezug auf die inneren politischen Verhältnisse in den funfziger Jahren theilte er im ganzen die Ueberzeugungen, die Graf Schwerin verfocht, in welchem er seinen Führer gefunden, seit er den Forderungen der Zeit nachgebend die Nothwendigkeit des Constitutionalismus für Preußen eingesehen hatte. Den Conservativen, den Trägern und Bewahrern der Ueberlieferungen, stand er eben so fern, wie der „maßlosen fiebernden Dialektik der Demokratie, welche keiner Tradition mehr achtet.“ Beiden gegenüber galten ihm die Constitutionellen als die Träger der gemessenen politischen Dialektik. Demgemäß konnte ihn die Richtung der preußischen Politik in den letzten Regierungsjahren Friedrich Wilhelms IV. nur mit Schmerz erfüllen; aber die innige Anhänglichkeit, die pietätsvolle Liebe für seinen König bewahrte er mit unwandelbarer Treue. Sein Gemüth war aufs tiefste be wegt, als die unheilbare Krankheit diesen überfiel. „Es ist ein Jammer,“ schrieb er an Wilhelm von Giesebrecht, „daß ein so hoch begabter Geist, ein so schöner Charakter so verdunkeln muß.“ Zum Andenken an ihn hielt er bei einer Trauerfeierlichkeit im Gymnasium eine ergreifende Rede, in welcher er zugleich seiner

politischen Ueberzeugung wie seinem Gefühl für den Entschlafenen klaren Ausdruck gab. So besonders in folgender Stelle (D. 1861, 37): „Der würdige Gedanke des Königs, durch Gegenüberstellung eines conservativen Ministeriums und eines constitutionellen Hauses der Abgeordneten die Parteien einander zu nähern, sie auszugleichen, erfüllte sich nicht. Auf die Wahlen wurde von oben her im Parteiinteresse eingewirkt, ihre Freiheit gelähmt; bald bestand die Mehrheit der Abgeordneten nicht aus Constitutionellen, wie das Recht es forderte, sondern aus Conservativen, ja in dem Lager dieser wurde schon eine Stimme laut, die Verfassung sei beschworen, nicht die Verfassungsurkunde; die beiden aber seien ganz verschieden von einander und die Urkunde ohne Werth. Der Mißmuth im Lande wuchs. Sollte der König noch einmal die sauerste aller Lebensproben bestehen? Dem enthob ihn die allmächtige Fügung Gottes. Krankheit kam über ihn, er legte die Regierung in treue, brüderliche Hände, ihnen überließ er es, die neuen Verwickelungen zu lösen. Um ihn selbst aber breitete die Krankheit immer dichtere Schatten, sie verdeckten ihm die Zeitlichkeit, deren Schwüle er drückend genug empfunden hatte. Der Geprüfte ist nun ganz in die Ewigkeit eingegangen und unseren Augen entrückt. Wir sind nicht zu seinen Richtern bestellt, aber wenn der Tadel hie und da den Ausspruch gethan hat, es habe ihm nicht an menschlichen, wohl aber an königlichen Tugenden gefehlt, so darf die Liebe fragen, ob diese mit jenen in Widerspruch. Es hat Herrscher gegeben, die Geschichte bezeugt es, die, aller menschlichen Tugend baar, um so reicher waren an der des Königstigers. Sie hat unserm Entschlafenen ganz gefehlt, darum fließen Menschenthränen im Andenken an ihn. Friede, Gottes Friede über den Verklärten!"

Als am Ende der funfziger Jahre in der Nation das Verlangen nach einem starken, einigen Deutschland, nach einer Centralgewalt mit Parlament wieder besonders lebendig wurde, wurde auch Giesebrechts Herz aufs Neue von dieser Sehnsucht erfüllt, aber es war nur ein schwermüthiges Hoffen auf eine ihm sehr fern scheinende Zukunft, keine freudige Zuver-

sicht auf eine baldige Verwirklichung. Auch ihm galt es als ein schönes Ziel, würdig des Verlangens deutscher Herzen, aber schwer erreichbar. Wer konnte auch die Kriegsereignisse, welche in wenigen Jahren die Erfüllung brachten, damals voraussehen. Seine Ansichten über den Conflict zwischen der Regierung und der Volksvertretung werden am besten durch einige briefliche Aeußerungen charakterisiert. Im October 1862 schrieb er an Wilhelm von Giesebrecht: „Die inneren Wirren Preußens nehmen Deine lebhafteste Theilnahme in Anspruch. Meine gar nicht und, so viel ich um mich her wahrnehme, auch anderer Leute nicht, die Zeitungsschreiber ausgenommen, aber das ist ein erschrecklicher Sturm in einem Glase Wasser. Daß bei uns das Haus der Abgeordneten verfassungsmäßig das unbeschränkte Steuerbewilligungsrecht nicht hat, daß dem Herrenhause ein Veto zusteht, daß es davon Gebrauch machen wird: daran ist Keinem ein Zweifel. Und sind die Steuern nicht bewilligt, die Verwaltung des Staates kann doch nicht stille stehen, dann bleibt es beim Alten, und die Regierung geht ihren Weg, wenn es sein muß, die ganzen drei Jahre bis zu einer neuen Wahl der Abgeordneten. Verlaß Dich darauf, dann bekommen wir eine andere Majorität, denn mit der verfahrenen Rechthaberei ist niemand gedient. Von Bismarck weiß ich so wenig Gutes, als Böses. Mit Oesterreich wird kein Preußischer Minister sich einigen, der nicht den Vertrag von Olmütz erneut, wovor uns Gott bewahren möge."

Im Juni 1863 an Eduard Böhmer: „Mit der Preß-Ordnung bin ich nicht ganz so unzufrieden. Eine außerordentliche, wenn Du willst, eine gewaltsame Maßregel ist sie gewiß; dafür wird sie auch wohl von den Ministern selbst gehalten werden. Aber heraus müssen wir aus dem schmachvollen Zustande, in dem wir uns befinden. Kommt der Landtag wieder zusammen, so wird verfassungsgemäß die Preßordnung vorgelegt werden, die Abgeordneten werden sie natürlich verwerfen, das Herrenhaus sie bestätigen, und darauf hin wird sie in Kraft erhalten werden. Schlägt das Abgeordnetenhaus, wie vorher zu sehen ist, die Lärmtrommel — ich meine mit Reden — so wird

man es entlassen und in der Weise weiter, bis seine Wahlperiode abgelaufen ist. Vielleicht hat das Land mittlerweile eingesehen, daß zwei harte Steine schlecht mahlen, und wählt andere Leute, mit denen die Regierung zu einem Compromiß gelangen kann, vielleicht thut auch der König ihnen einen Schritt entgegen und modificirt sein Ministerium; auf eine völlige Aenderung ist nicht zu rechnen. Das ist meine Ansicht der Sache; sie ist sehr antidemokratisch: Lieber, ich bin alt."

Schon vorher in demselben Jahre, am Geburtstage des Königs, hatte er sich in einer im Gymnasium gehaltenen Rede, derselben, in welcher er die bei aller Verfassungstreue in ihm überaus lebendige monarchische Gesinnung entschieden betont hatte (vgl. S. 256 f.), in ähnlicher Weise gegen das Auftreten der Fortschrittspartei geäußert, natürlich der Situation angemessen von allgemeinen Gesichtspunkten aus: „Die Nation steht hinter uns! höre ich wieder einmal; ich habe die Phrase seit vierzehn oder funfzehn Jahren schon oft gehört, und sie hat sich nie als wahr erwiesen. Sie hat auch heute keine Wahrheit. Die Nation unter den Waffen, das Heer, steht gewiß nicht hinter den zuversichtlichen Sprechern, ebenso wenig die besonnenen Politiker, die, gewarnt durch die Erfahrungen der französischen Revolution, sich den geschichtlichen Boden unter ihren Füßen nicht wollen fortreißen lassen. Diejenigen, welche sich selbst die Männer des Fortschritts nennen, sind also nicht mehr als eine Partei, die eine Zeit lang bei Vielen Anklang gefunden hat. Aber die öffentliche Meinung ist wandelbar, und der Zustand, in den wir hineingerathen sind, ist so schmachvoll, daß die Erinnerungen an frühere Größe ihn nicht verdecken können, daß sie ihn nur noch unerträglicher machen, daß in jedem, der das Vaterland liebt, das brennende Verlangen entstehen muß nach einer würdigeren Zeit, als die Gegenwart."

Im September 1863 wandte er in einem Briefe an Eduard Böhmer auf die Politik des Ministeriums das horazische Iustum et tenacem propositi virum an und fügte hinzu, das sei ja

sonst viel bewundert worden; es werde dem Ministerium gestattet sein, auch einmal dem gemäß zu handeln.

Sehr interessant sind seine im September 1863 niedergeschriebenen Aeußerungen in einem Briefe an Wilhelm von Giesebrecht über den Constitutionalismus in Preußen und Oesterreich und den westerreichischen Bundesstaat, auf den er damals schon viel zuversichtlicher hoffte, als vier Jahre vorher: „Oesterreich kann, meines Erachtens, nie ein constitutioneller Staat werden. Will es den Constitutionalismus, so wird es die Einheit aufgeben müssen, und umgekehrt. Höchstens kann es sich zu einem constitutionellen Bundesstaat gestalten, und wer weiß, ob es dahin gelangt, ob es nicht vielmehr ein Staatenbund wird. Preußen dagegen hat offenbar den Beruf, eine constitutionelle Monarchie zu sein und zu bleiben, so daß der Nachdruck auf der Monarchie liegt. Dem Demos soll sein Recht bleiben, aber zur Herrschaft soll er bei uns nicht gelangen. Eine Aristokratie haben wir ihm nicht gegenüber zu stellen; an deren Statt tritt bei uns das Heer, darin haben wir unsre Comitia centuriata, die Stelle der Comitia tributa nimmt unser Landtag ein. Es befremdet mich also gar nicht, daß bei der Militärreorganisation der Zwiespalt ausgebrochen ist, es ist mir eben so klar, daß die demokratischen Bestrebungen müssen gebrochen werden. Ob das bei der nächsten Wahl vollständig geschehen wird, weiß ich nicht, wenigstens verstärken wird sich das royalistische Element. Ich habe kein besonderes Interesse an irgend einem der gegenwärtigen Minister, aber ich freue mich, daß der König die Prärogative der Krone festen Muthes aufrecht hält. Ihm allein steht, nach der Verfassung, die vollziehende Gewalt zu; er ernennt und entläßt die Minister. Die Progressisten wollen ihn dahin drängen, daß er ein Ministerium nach ihrem Sinn ernenne. Nichts davon! Wir wollen nicht die Affen der Engländer sein. Nehmen uns das die Constitutionellen im übrigen Deutschland übel, so sind sie sehr kurzsichtig. Widerstehen wir nicht, so reißt ein wüster Republikanismus alle Institutionen nieder, die ihnen werth sind und vielleicht retten wir noch mehr, als sie. — — Nicht weil

Preußen will, sondern weil es geschichtliche Nothwendigkeit ist, wird in ihren Grundzügen die Frankfurter Reichsverfassung ins Leben treten müssen, ob früher oder später, darauf kommt es nicht an. Ein Westerreichischer Bundesstaat, Deutscher Nationalität, wird einem Oesterreichischen Staatenbund gemischter Nationalität gegenüber treten, und beide durch ein Bündniß geeinigt sein, das sie einander so nahe bringt, als es möglich ist, ohne die Individualität der Verbündeten in ihrer Entwickelung zu hindern. Oesterreich ist noch immer, seinem Charakter nach, eine deutsche Mark, die germanisiren muß; die nördlichen Marken sind damit so gut, als fertig, sie sind ein integrirender Theil, ja der größte Theil des Deutschen Reiches geworden: das sind geschichtliche Thatsachen. — — Preußen steht zu den Deutschen Verbündeten anders als Oesterreich, es kann und wird sich diesem nicht unterordnen, und die Parität im Präsidium des Bundes, selbst wenn sich Oesterreich dazu entschlösse, ist ein Wort ohne Inhalt. Somit legen alle Experimente, die gemacht worden sind, und die vielleicht noch kommen, nichts weiter zu Tage, als die Mangelhaftigkeit des Bundes, dem durch kein Altflicken zu helfen ist, er muß zum Bundesstaat werden und die Zeit wird kommen."

Ueber Bismarck schreibt er im December 1863: „Bismarck ist eine Coriolanusnatur, der den Progressisten seine Verachtung gründlich kund giebt. Daran thut er vielleicht unklug, aber die Charakterstärke und die unverkennbare diplomatische Umsicht, die er zu Tage legt, gefallen mir." Die in demselben Jahre aber erlassene ministerielle Verordnung über das Verhalten der Beamten bei der Wahl konnte der unabhängige Mann natürlich nicht gut heißen; mit Recht befürchtete er, daß sie sehr böses Blut machen würde. Ueber Bismarck indessen schrieb er im folgenden Jahre während des Waffenstillstandes im dänischen Kriege an Eduard Böhmer noch anerkennender. Er lobte seine Tapferkeit, daß er unverzagt eingetreten für das verfassungsmäßige Recht der Krone, die Minister zu ernennen, gegen eine Partei, welche das Recht an das Abgeordnetenhaus bringen wolle. „Und tapfere Thaten finde ich auch in der auswärtigen Politik des Minister-

präsidenten. Ist er es nicht, der die Schmach von Olmütz abgewaschen und Preußen die ihm gebührende Stellung unter den europäischen Mächten wieder errungen hat? Mögen die politischen Verhältnisse ihm günstig gewesen sein, er hat sie doch scharf zu erkennen und klug zu benutzen gewußt. Was ich von seinen politischen Handlungen weiß, muß ich billigen; ich finde das Unrecht ganz entschieden auf Seiten seiner Gegner."

So kann es denn nicht befremden, wenn er am 6. Juni 1866 schrieb: „Unsere Fortschrittspartei äußert sich wie im Wahnsinn. Vielleicht ist kein anderes Rettungsmittel, als das altrömische, die Diktatur. Ich wünsche es nicht, schrecke aber auch davor nicht zurück."

Und als nun nach glorreicher Beendigung des Krieges die preußische Regierung für die Verwaltung seit 1862 Indemnität nachsuchte, schrieb er im September an Eduard Böhmer: „Bismarck schien mir früher dem Coriolan vergleichbar; verstehe ich ihn recht, so schlägt er nun den Weg des Perikles ein." Was aber die Zersetzung und Confusion der politischen Parteien in Preußen angehe, so halte er es für kein Unglück; eine Neubildung sei nöthig und sie werde erfolgen.

Man mag über seine Auffassung des Constitutionalismus rechten, man mag das Verhalten der Regierung während des Conflictes nicht so energisch in Schutz nehmen wollen, wie er: das aber geht unwidersprechlich aus der Mittheilung seiner Aeußerungen hervor, daß er in seinen politischen Meinungen durchaus selbstständig und sich immer treu geblieben ist. Von der Nothwendigkeit des Uebergangs der Regierungsform aus einer absoluten in eine constitutionelle war er schon vor 1848 fest überzeugt; aber eine constitutionelle Regierung nach englischem Vorbild hat er von Anfang an perhorresciert (vgl. S. 259). Zu den Bewunderern Bismarcks hat er gehört, als über dessen despotisches Verfahren auch bei den gemäßigt Liberalen, zu denen er ohne Zweifel immer gehörte, Entrüstung sich kund gab; nicht erst der ruhmvolle Feldzug des Jahres 1866 hat ihn, wie so unzählig viele, zu seinem Anhänger gemacht.

Preußens glänzende Siege in den Jahren 1864 und 1866 begeisterten ihn zu poetischen Schöpfungen; die inneren politischen Wirren boten dem Dichter freilich keinen Stoff zu Gesängen. In einer 1865 gedichteten Cantate zur Jubelfeier der Schlacht von la belle Alliance gedenkt er auch der kriegerischen Ereignisse des vorhergehenden Jahres. Es ist ein vortreffliches schwungvolles Gedicht, in welchem besonders das eilige Heranziehen der Preußen und ihr entscheidendes Eingreifen in den Kampf meisterhaft geschildert wird:

Erster Halbchor.

Sie kommen durch Lachen, von Regen geschwellt,
Sie kommen auf schlüpfrigen Pfaden daher,
Da sinkt das Geschütz, da keucht das Gespann.
Nichts hält sie zurück. Die Freunde in Noth —
Durchfliegt es die Glieder, — sie harren auf uns!
Eh erschöpft ihre Kräfte, dem Schlachtfeld zu!
Das sind die Besiegten von Ligny.

Recitativ.

Es neigte der Tag, die Schatten wurden länger schon,
Und schwächer ward des englischen Heeres Widerstand.
Der Feldherr sah es, und er sprach besorgten Muths:
Käm' uns der Preußen Hülfe, oder wär' es Nacht.

Erster Halbchor.

Schon rücken sie ein, neu erstarket der Kampf. —
Sieh, Frankreichs Adler gewendet! Sie fliehn —
Zerstreut — entschaart! — Durch die Mondscheinnacht
Der Verfolgenden Trommel, ihr jagendes Horn,
Der Rosse Gewieher, Trompetengetön!
Das sind die Besiegten von Ligny.

Recitativ.

Und Blücher rief den Männern zu, die er geführt:
Niemals wird Preußen untergehn, wenn das Geschlecht,
Das nach uns kommen mag, euch gleichen wird.

Erster Halbchor.

Sie gleicht ihren Vätern, die Jugend von heut!
Diesseit, jenseit an dem Alsener Sund
Hat sie froh sich bewährt im Dulden, im Thun.
Niemals wird Preußen den Untergang sehn!
Was war, was ist, verbürget was ruht
Unter schattendem Mantel der Zukunft.

Das Gedicht schließt mit folgenden Worten:

O bleibe bei uns in der künftigen Zeit, bei uns und den spätsten Geschlechtern!
Laß uns tapfer und treu, weil gesegnet durch dich, die Grenze der Deutschen bewachen,
Wo von Frankreich hier und von Rußland dort die Kaiseradler herein schau'n
Und vom Alpengebirg und vom Adriameer zur Nordsee herab und zur Ostsee:
Das walte du, König auf himmlischem Thron, in dir unsre Hülfe und Hoffnung.

Am Abend vor der Schlacht bei Königgrätz sprach er in einer vor den Gymnasiasten des Jageteufelschen Collegiums (eines mit dem Gymnasium verbundenen Alumnats) gehaltenen kleinen, aber inhaltreichen Rede die Worte: „Ja, wir dürfen hoffen, was Jahrhunderte hindurch von der göttlichen Weltregierung vorbereitet ist, wird nun zu seiner Erfüllung gelangen, wird nicht wieder, wie im Jahre 1849, ein Phantasiegebilde bleiben, das nicht zum Leben und zur Wirklichkeit durchdringen konnte."

Und als nun die Kunde von dem gewaltigen Siege gekommen war, dichtete er die Strophen:

Ob sie stürmen, ob sie drängen,
Sicher in den starken Fängen
Hält der Adler seinen Sieg;
Unsre sorgenvollen Fragen
Lös'ten sich in wenig Tagen,
Bis der letzte Zweifel schwieg.

Und wir schauen nun, wir ahnen:
Hohenzollern, deinen Fahnen
Schließt sich an die neue Zeit:
Was getrennt war, sollst du binden,
Was verloren, wieder finden,
Deine Scheitel ist geweiht.

Und nach der Gründung des norddeutschen Bundes:

Wohl, Hohenzollern, Wiederbringer
Des deutschen Reiches, schreite fort,
Fest auf der Bahn der Ludolfinger,
Von Gau zu Gau, von Ort zu Ort!
Dir winken Sieg und Siegeskränze,
Laß freudig deine Fahnen wehn —
Nicht nach Italien. An der Grenze
Heiß unsre Schaaren stille stehn.

Sein amtliches Leben seit seiner Rückkehr aus Frankfurt brachte ihm in den ersten Jahren mancherlei Widerwärtigkeiten. Er erzählt selbst davon in den Anmerkungen zu seinen Gedichten: „Als ich im Mai 1849 von Frankfurt zurückkehrte, tief betrübt über den Ausgang des Mühens der Reichsversammlung, fand ich es auch daheim trauriger, als bei meiner Abreise. Das constitutionelle Centrum, das mich gewählt hatte, war verschwunden, es gab nur noch eine Rechte und eine Linke, nach der letztern Seite neigte Hasselbach mehr, als mir lieb war, wir konnten uns nicht mehr so leicht einigen, wie früher. Die Primaner und Secundaner, deren treu anhängliche Briefe mir nach Frankfurt gefolgt waren, bewillkommneten mich aufs herzlichste; als ich aber meine Arbeit unter und mit ihnen anfing, bemerkte ich bald, das wissenschaftliche Interesse war in ihnen bedeutend geschwächt, das politische hatte auch sie ergriffen und Viele in die Bierhäuser geführt, die Sprachsäle der demokratischen Schwätzer. Dem mußte abgeholfen werden: der Entschluß gestaltete sich bald; aber es kam auf die That an. Ein entschiedenes repressives Vorgehen, wie ich es beantragte, fand im Lehrercollegium keinen Anklang. Da verband ich mich mit meinem Freunde Calo zu anderer Abhülfe. Der Scheibertsche Gesangverein war nach und nach er-

storben, seitdem dessen Stifter das Gymnasium verlassen und das Directorat der neu gegründeten Friedrich-Wilhelms-Schule übernommen hatte. Wir erneuten jenen und sammelten bald eine Anzahl Schüler um uns, welche mit Lust diese musikalischen Uebungen trieb, welche dann auch dichterische Vorträge verlangte. Wir gewährten ihnen, was sie wünschten. Das Publicum unterstützte uns; es fand sich zahlreich und theilnehmend zu den Productionen der Jugend ein. Das gefiel dieser, die Bierhäuser und die Bierhauspolitik geriethen in Vergessenheit."

Daß auch unklarer Dilettantismus mit dabei war, leugnet Giesebrecht nicht; aber eben so wenig ist in Abrede zu stellen, daß der Jugend durch diese Uebungen sehr Werthvolles geboten wurde. Manche dichterische Schöpfung wurde ihnen lebendiger und anschaulicher, in ihre Herzen senkten sich würdige Gedanken, vor ihre Phantasie traten schöne Gebilde. Die declamatorischen Leistungen waren zum Theil vortrefflich; ich denke noch gern zurück an eine Aufführung der Antigone, zwar schlicht und prunklos, ohne Costüm und Action, nur Rede und Gesang, aber beides in einer der großen Dichtung würdigen Ausführung. Was Giesebrecht von diesen Uebungen hoffte, hat er in dem oben (Seite 217) mitgetheilten Prolog zu Wallensteins Lager und in dem Sonett „des Alten Zuversicht" ausgesprochen:

Im Fasse gährt der Most; er wird sich klären,
Ob trüben Ansehns, ob er fade sei.
Kommt heimlich leise dann sein Jahr herbei,
Da steht der Römer duftig, klar, in Ehren.

So ihr. Das Leben spür' ich wiederkehren,
Und eure Geister werden langsam frei,
Die an die Erde, gleich dem trägen Blei,
Gebannt der Sinne Trägheit und Begehren.

Musik hat eure Herzen angezündet,
Ein sinnig Flämmchen in der Sinnlichkeit;
Ob einzeln noch und flackernd, es verkündet
Den Anbruch einer lebensvollern Zeit:
Eins ist die Seele, Kraft in Kraft gegründet,
Erwacht die eine, wacht es weit und breit.

Durch die Thätigkeit für diesen Redeverein kam Giesebrecht mit seinem Collegen, dem Professor Ferdinand Calo, in den lebendigsten geistigen Verkehr und die herzlichste Gemeinschaft. Calo, ein Mann von wunderbarer Vielseitigkeit, von umfassenden Kenntnissen auf sehr vielen Gebieten des menschlichen Wissens und für keines ohne Interesse, überaus gewandt in der Unterhaltung mit den verschiedensten Naturen, wie geschaffen für das gesellschaftliche Leben und dennoch mit der ganzen stahlharten Energie seines Willens nur auf die amtliche Thätigkeit gerichtet, dem Idealen immerdar zugewandt wie Giesebrecht, aber ihn sehr weit übertreffend an praktischem Geschick, ein Lehrer, der auf das Gemüth der meisten Schüler einen bestrickenden Zauber ausübte, dem zu all seinen reichen Gaben auch ein ungewöhnliches Talent des declamatorischen Vortrages zu Gebote stand, ein solcher Mann war freilich überaus geeignet für den Redeverein den festesten Halt zu bilden. Doch zu der innigen Freundschaft, wie sie zwischen ihm und Giesebrecht bis zu Calos Tode bestand, hätte diese gemeinsame Thätigkeit Beide nicht geführt, wäre nicht Calo, als einer der begeistertsten Schüler und Bewunderer Giesebrechts, für diesen mit der allertiefsten Pietät erfüllt gewesen, hätte nicht Giesebrecht von dem jüngeren Manne die mannigfachste Anregung erhalten, hätten nicht Beide von einander gewußt, daß das gewöhnliche Menschentreiben zu ihren Füßen lag, daß ihre Seelen nur Befriedigung fanden in angestrengtester Berufsarbeit oder im reinen Genuß künstlerischer Gebilde.

Von seinem Verkehr mit Calo und Löwe, von dessen Verhältniß zu Giesebrecht oben (S. 85 ff.) erzählt worden, giebt dieser in seinem Gedicht „Dreiblatt am Jungbrunnen" eine phantasievolle Darstellung. Der Gedanke des Gedichts ist der, daß Calo, bei dem sie sich zusammenfinden, eine fruchtbare Idee im Gespräch hinwirft, Giesebrecht sie zum Liede gestaltet und Löwe dasselbe mit Melodie umkleidet. Der Dichter drückt das allegorisch so aus, daß der jüngste von den Dreien schöpfend aus dem Wunderbrunnen, der ihm gehört, den Becher erst dem älteren, dann dem andern darreicht:

Sein ist der Wunderbrunnen,
Ihm rauscht die Quelle zu,
Die Bäume alle lispeln
Mit ihm auf du und du.

Der Jüngste von uns Dreien,
Der reichste, klarste Sinn,
Schöpft er mit goldnem Becher
Und reicht dem Aeltsten hin.

Der trinkt, und Nebel ziehen
Um ihn durch das Gefild,
Er sinnet, greift und formet,
Es wird ein luftig Bild.

Der Dritte hört das Brausen,
Das Rinnen lange an,
Spricht drauf: nun laßt mich trinken,
Mich sehen, was ich kann.

Dann öffnet er die Lippen,
Die Stimme ist Gesang;
Und leiser wird der Espen,
Des lauschenden Wassers Klang.

Das Nebelbild des Alten
Fließt im Gesange hin;
Und spricht der Wirth am Brunnen:
Das ging nach meinem Sinn.

Der Redeverein wirkte auch mit bei der Feier des Amtsjubiläums des Directors Hasselbach im Jahre 1852. Hasselbach selbst war der Feier ausgewichen. Das Fest, dessen Ordner Giesebrecht war, wurde Abends in der erleuchteten Aula begangen; es begriff drei Haupttheile. Der erste gedachte des Pädagogen. Er begann mit dem Vortrage von Schillers Glocke durch mehrere Schüler der Anstalt; die letzten Verse des Gedichts begleitete Löwe mit einer Composition glockenähnlicher Klänge. Daraus wuchs, von Giesebrecht gedichtet und von Löwe in Musik gesetzt ein Gesang „Ferne, ferne Glockenschläge" heraus, zur Erinnerung an das Geläut, unter dem zwanzig Jahre früher die Schule feierlich aus ihrem alten Hause in der Mönchenstraße in das neue am Marienplatz einzog. Die darauf folgende Decla-

mation von Strophen, die wie alle übrigen von Giesebrecht gedichtet waren, nahm hierauf Bezug, dann Gesang zum Preise der schönen, mit Bildern und Büsten geschmückten Aula, endlich gesprochene Strophen, in welchen der Mann der Feier liebend charakterisiert wurde. Der zweite Theil des Festes galt dem Philologen, „welcher alte und neue Sprachen, Sprache und Poesie, Poesie und Nationalität, diese mit der Humanität und dem Christenthum in seinem Geiste immer zusammen faßte.“ Demgemäß enthielt dieser Theil Gesangsvorträge von Liedern verschiedener Nationalität, verschiedener Zeiten,

Lieder aus der Völker Grabe,
Aus dem Lebensdrang von heut,

so einen Chor aus dem Oedipus auf Kolonos, das durch Sueton überlieferte Spottgedicht auf Caesar Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem etc., ferner Lieder zur Charakteristik der Franzosen und Engländer, endlich Luthers Choral: Ein feste Burg ist unser Gott, einleitend und von einem Gesangvortrage zum andern hinüberleitend Strophen, theils vom Ordner, theils von Schülern gesprochen. Die Einleitung zu dem Chor aus Oedipus und den Uebergang zu dem Bilde aus der römischen Welt enthielten folgende Verse:

Horch, die Nachtigall im Haine,
Die Kolonos Höhn umirrt!
Griechenstimme, das, die reine,
Die der Menschheit Traum entwirrt,
Griechenlied in deutscher Zunge,
Das auf deutschen Klängen wiegt,
Wie die Tochter sich, die junge,
An die hohe Mutter schmiegt.

Tretend aus der heil'gen Enge,
Ach, sie war so hehr und weit,
Nah' ich dem Triumphgedränge,
Römerstimmen nach dem Streit.
Cäsars Legionen fliegen,
Ueber Alpen, Nil und Rhein:
Er befiehlt, die Römer siegen,
Er ein Gott, sie — spotten sein,

Und auf das französische und englische Lied*) folgten zwei Strophen, in denen sich der tiefe Schmerz des Dichters über den damaligen Zustand Deutschlands kund gab:

Thatenkühne Lieder schallen!
Ach, der Deutschen Stimme schweigt.
Ihre Krone ist gefallen,
Ihre Stirnen sind geneigt.
Vormals Ludolfingertage,
Vormals Hohenstaufenzeit,
Aber jetzt die bange Klage
Um zerrißnen Volkes Leid.

Lange, dichte Schaaren ziehen
Unablässig über Meer;
Schwer ist, aus der Heimath fliehen,
In der Heimath bleiben schwer.
Ja, wenn sie nicht Muttererde
Wäre, nicht der Väter Grab,
Wer entsagte nicht dem Heerde,
Greifend nach dem Wanderstab?

Da ertönen die Accorde aus Mendelssohns Oedipus auf Kolonos noch einmal, und der Ordner spricht:

Hörst du, in der Abendkühle,
Von Kolonos den Gesang?
Wende aus dem Weltgewühle,
Deutsche Seele, Blick und Gang!
Eile, dich in dir zu fassen,
Und was draußen, werde Spott!
Wenn die Götter dich verlassen,
Deine feste Burg ist Gott.

Der dritte递theil war die Rede des Festordners, in welcher nicht nur ein Bild von Hasselbachs Persönlichkeit gegeben wird, sondern in Verbindung damit Gedanken erörtert werden, die für den Sprechenden selber charakteristisch sind. Gegenüber

*) Aus Halevy Charles VI: La France a l'horreur du servage etc. und Rule Britannia etc.

der Pädagogik Hasselbachs, die als eine mütterliche bezeichnet wird, entwickelt er seine eigene Ansicht in folgender Darlegung: „Wer möchte die Würde und Reinheit, wer die Fruchtbarkeit dieser Pädagogik verkennen? Aber auch Bedenken liegen nicht fern. Weis't doch die Natur selbst darauf hin, daß der Geist der Väterlichkeit in der Erziehung sein Recht hat neben dem Geiste der Mütterlichkeit. Ist doch der Zögling nicht bloß ein Individuum für sich, dessen Eigenthümlichkeit hervor zu locken die Hauptaufgabe des Erziehers wäre. Vielmehr wollen die Traditionen der Familie, der Nation, der Menschheit, des Gottesreiches an die junge, ihnen allen eingepflanzte Seele gebracht sein, nicht nur als Beispiele und Muster, um nur allgemein anzuregen, sondern als bestimmt gefaßte Vorstellungen und Gedanken, aus denen die Jugend sich aneigne, was sie bedarf, um nicht fremde zu sein, wo sie daheim ist. Ja erst aufsprießend aus einem so bearbeiteten Boden und jenseits der dem Erzieher zugemessenen Zeit erscheint ein wirklich Eigenthümliches des Einzelnen möglich, das früher nur als unentwickelter Lebenskeim, oder, will es mehr gelten, als Schein und Schatten da sein kann. Denn alle geistige Production, die höchste gleich der niedrigsten, ruht, wie dem Beobachter nicht entgehen kann, auf Reproduction der Gedanken und Phantasiegebilde früherer Menschengeschlechter. Und in ethischer Hinsicht, wie geneigt man sein kann, dem Strebenden auf der Bahn der Pflicht jede Stütze zu gönnen, die ihm seinen Gang erleichtert, darf der Zögling mit mütterlichem Sinne daran gewöhnt werden, das Gute nur dem Erzieher zu Liebe zu thun? Soll dieser nicht das Pflichtgebot auch und allermeist in seiner strengen, erhabenen Majestät geltend machen und die Jugend anhalten, das Rechte zu thun, weil es Recht und Gottes Ordnung ist, auch wenn es der Todfeind gebietet?"

Mit Beziehung auf den Vorwurf der Ungläubigkeit, der Hasselbach gegenüber von Einzelnen gemacht war, unterscheidet Giesebrecht zwischen den conservativen und den weiter forschenden Theologen in folgender Weise: „Die Einen wollen irgend eine einmal gewonnene Fassung der Glaubenslehre für alle Zeiten fest

machen; daß auch diese geworden, daß andre ihr vorher gegangen sind, wissen oder beachten sie nicht. Aber finden sie so für sich den Frieden der Seele, wer wollte sie tadeln, wer ihnen den Segen ihrer heiligen Beschränkung mißgönnen? Neben ihnen hin gehen andere Christen, welche das Dogma immer tiefer einzusehen, immer vollkommener in Worten auszudrücken bemüht sind, nicht aus eigenem eitlen Gelüst, denn die Arbeit ist schwer und unruhvoll, sondern getrieben von dem Geiste, der mancherlei Gaben zum gemeinsamen Nutzen austheilt. Drängen diese zu neuen Gestaltungen, mögen jene dann verzögern; sie dienen auch so dem göttlichen Reiche. Nur zu Richtern dessen sind sie nicht gesetzt, was im Innern ihrer strebsameren Genossen vorgeht, sie nicht, denen der Seelenschmerz des nach Licht schmachtenden Denkers, denen das Wonnegefühl unbewußt ist, wenn es wie Lerchengesang durch alle Höhen und Tiefen des Geistes jubelt: ich habe gefunden. — — Aber wenn nun am Ende auf das besonnene, vermittelnde Wort nicht mehr gehört wird, wenn so weit das Auge reicht, nichts mehr zu sehen ist, als hier dürrer Rationalismus, den ein Caput mortuum von Gedanken befriedigt, dort erstarrter, abgestandener Supernaturalismus, der wieder in sich gespalten um Worte und Aeußerlichkeiten zankt, wenn überall das tönende Erz und die klingende Schelle, die der Liebe nicht haben, lauter und immer lauter vernehmbar werden — was bleibt alsdann uns Alten, die wir frömmere, christlichere, anspruchlosere Zeiten erlebten, als die gegenwärtigen? Was bleibt, als uns zurückzuziehen auf den urchristlichen, von dem Weltheilande selbst angeordneten Cultus des Gebetes im Verborgenen, im verschlossenen Gemach? Darin besteht, so viel ich sehe, der Unglaube, darin die Unchristlichkeit, die meinem Freunde vorgeworfen sind."

Die Hasselbachfeier trug für Giesebrecht bittere Früchte. Die vorgesetzte Behörde tadelte ihn in scharfer Weise, daß er die Spottverse der römischen Soldaten auf den Triumphator habe singen lassen, weil sie eine Obscönität berührten; deshalb liege in der Wahl ein befremdender Mißgriff, der mit allem Nachdruck zu rügen sei. Ein zweiter Anstoß liege in den polemischen Bezie-

hungen politischer Natur. Da nun bereits bei einer ähnlichen Gelegenheit ihm eröffnet worden sei, daß die Behörde solche Hinweisungen und Anspielungen auf die politischen Verhältnisse des Vaterlandes für ganz ungeeignet halte, so werde ihm jetzt die Vermeidung derartiger Beziehungen zur ernstesten Pflicht gemacht, widrigenfalls dagegen mit rücksichtsloser Strenge eingeschritten werden müsse.

Gegen den ersten Vorwurf rechtfertigte sich Giesebrecht damit, daß nach seiner Auffassung Suetons unsauberer Commentar zu den um ein Jahrhundert früher entstandenen Spottversen gar keine Glaubwürdigkeit verdiene; er sei offenbar aus der allertrübsten Quelle, aus Roms Lästerchronik geschöpft. Ohne Suetons Commentar sei aber nicht der allermindeste Anstoß in den gesungenen Versen.

Rücksichtlich des zweiten Vorwurfes, der wiederholten Polemik rechtfertigt er sich so: „Im vorigen Herbst ist mir durch den Herrn Director mündlich die Weisung des Königl. Provinzialschulkollegiums zugekommen, ich möge die Rede, welche ich am 15. Octob. in der Aula gehalten, nicht dem Druck übergeben. Ich bin dem pünktlich nachgekommen. Warum das von mir verlangt werde, habe ich nicht gefragt und nicht vernommen. Die verehrte Verfügung vom 3. Mai belehrt mich zum ersten mal, jener Vortrag habe politische Polemik enthalten. Von historischer Polemik in ihm gegen die Betrachtung der Reformation in Leos Universalgeschichte weiß ich, auch von pädagogischer gegen Schleiermachers Erziehungslehre, die den Gymnasien den Religionsunterricht nehmen will, aber was als politische Polemik darin zu bezeichnen sein möchte, ist mir nicht klar. Royalist in jedem Blutstropfen, gebunden an des Königs Majestät nicht nur durch die allgemeine Unterthanentreue und durch meinen besondern Amtseid, sondern auch durch unvergeßliche Huld und Wohlthat, die mir eigens von meinem gnädigen Herrn zu Theil geworden, habe ich, gehoben durch die Feier des Tages, mein Gefühl, meine Wünsche, meine Hoffnungen für ihn und durch ihn für das gesammte Deutsche Vaterland mit Nachdruck vor meinen Schülern und vor

Gott ausgebreitet. Das kann ich nicht für Polemik halten, ja nicht für Politik, denn die Liebe zum Könige und zu der eigenen Nation steht meines Erachtens als ein heiliges, ethisches Gemeingut über allen politischen Sympathien und Antipathien. Was aber in der Jubelfeier am 26. April Politisches könne vorgekommen sein, darauf habe ich mich lange besonnen. In meinem Vortrage, der Charakteristik des Jubilars, ist auch nicht ein Hauch der Art. Ich vermuthe, daß die Strophen gemeint sind, welche den Uebergang vom Rule Britannia zu dem Lutherischen Choral machten. Aber sie enthalten unbestreitbare Thatsachen der älteren und neueren Deutschen Geschichte, die frei von aller Polemik gegen irgend jemand, wie gegen irgend etwas gehalten und nur dazu erwähnt sind, um das Gemüth aus dem Schmerze der Zeitlichkeit hinüber zu weisen in den Frieden des Ewigen. Das ist Philosophie der Geschichte, aber Politik ist es nicht."

Daß Giesebrecht durch solche Erfahrungen auf das Tiefste verstimmt werden mußte*), begreift sich leicht: einem Manne von so imponierendem sittlichem Ernst die Einflechtung eines frivolen Liedes in eine Schulfeier, einem Manne von hingebendster Pietät für seinen König, von reinstem und glühendem Patriotismus aufreizende Polemik in einer Schulrede mit scharfer Zurechtweisung vorzuwerfen, mußte demselben allerdings die Freude an seinem Berufe verleiden, in den er gerade nach den bittern Frankfurter Enttäuschungen, nach ruhiger und zugleich erfolgreicher Arbeit sehnlichst verlangend, hineinflüchtete, wie in ein friedenreiches Asyl. Und als nun zwei Jahre später Hasselbach sein Amt niederlegte und dessen Nachfolger Peter, der Verfasser der römischen Geschichte, den Geschichtsunterricht in der obersten Classe ihm entzog, weil er ihn für sich selber beanspruchte, glaubte er darin eine gehässige, gegen ihn persönlich gerichtete Maßregel sehen zu müssen, „durch welche man ihm sein Amt verleiden und ihn zum Rücktritt von demselben bestimmen wolle". So hat er sich noch

*) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerke ich, daß sein Bruder Adolf damals nicht mehr Mitglied der Behörde, sondern in seine Stelle Provinzialschulrath Wendt eingetreten war.

dreizehn Jahre später, in den Anmerkungen zu seinen Gedichten, darüber geäußert. Dieses Urtheil über die Motive ist aber ein befangenes, durch den Verdruß über jene Entziehung des Geschichtsunterrichts getrübtes. Peter, ein gelehrter Historiker und eine wissenschaftliche Autorität wie Giesebrecht, aber auf einem Gebiete, das dem Gymnasium näher liegt, dazu schwerlich einverstanden mit der von jenem befolgten Methode, die er aus dem Lehrbuche und dessen Vorrede ohne Zweifel kannte, glaubte eben für die Sache besser zu sorgen, wenn er den Unterricht selber ertheilte. Das ist sein einziges Motiv gewesen. Es ist zu bedauern, daß die beiden, bei aller weitgehenden Verschiedenheit geistiger Interessen, doch so gleichartigen Männer während der kurzen Zeit ihres amtlichen Zusammenwirkens sich nicht haben näher treten können. Denn wie die unbeugsame Festigkeit, der stolze unabhängige Sinn, die rücksichtslose Entschiedenheit in der Verfolgung des einmal als das Rechte erkannten, Eigenschaften, die beide unverhüllt in ihren Worten und Handlungen zeigten, wenig dazu geeignet waren, sie im Anfange einander zu nähern, so würde ohne Zweifel die Reinheit und Treue ihrer immer nur auf die Sache gerichteten Bestrebungen sie bei längerem Verkehr zu einem herzlichen Einvernehmen geführt haben. Erinnere ich mich doch einer Aeußerung Peters in den sechziger Jahren, in welcher er mir gegenüber unverhohlen seine Anerkennung von Giesebrechts pädagogischer Wirksamkeit aussprach und hinzufügte, wie er wohl begreifen könne, daß derselbe so mächtigen Einfluß auf viele Schüler geübt habe*).

Seit Hasselbachs Abgang von der Schule war niemand mehr übrig von dem Lehrercollegium, in das Giesebrecht vor beinahe vierzig Jahren eingetreten war, und als nun um dieselbe Zeit Calo eine größere Reise nach Italien, Griechenland und dem

*) Ich glaube wohl berechtigt zu sein, über das Verhältniß Peters zu Giesebrecht zu urtheilen, da ich unter dem Ersteren nicht bloß während seines Stettiner Directorats, sondern auch später sechs Jahre lang in Schulpforte Lehrer an der von ihm geleiteten Schule gewesen bin.

Orient angetreten hatte, fühlte er sich sehr einsam und verlassen. Den Redeverein, an welchem er so große Freude gehabt, von dem er so viel für die Veredelung der Jugend gehofft hatte, ließ er eingehen. Er zog sich noch mehr als sonst in sich zurück. Wiederholte Einladungen nach Berlin lehnte er ab. „Was mir wehe thut," schrieb er an W. von Giesebrecht, „wird am besten in der Stille abgeworfen; ich kann, ich mag nicht hinaus, ich möchte mich dichter einschließen, als je." Und in einem anderen Briefe mit Beziehung auf die unerquicklichen politischen Verhältnisse: „Säheſt, fühlteſt Du den Zustand meiner Seele, Du fändest es begreiflich, daß ich die Einsamkeit suche. Nach innen gewandt bin ich mein Leben lang gewesen, und jetzt, was sehe ich draußen, an dem ich Freude haben könnte. — An den Kunstwerken in Berlin könnte ich mich freuen, aber hinterher ist mir, als thäte ich Sünde, mich den heitern Eindrücken hinzugeben in dieser Welt der Trauer. Wozu der Zwiespalt? Es ist am besten, ich bleibe allein. Du so wenig, als irgend ein Anderer, verliert etwas dabei."

Friede und Heilung für sein verwundetes Gemüth fand er in angestrengter wissenschaftlicher Arbeit, welcher er schon kurze Zeit nach seiner Rückkehr aus Frankfurt sich wieder zugewandt hatte. Freilich die archäologischen Untersuchungen, mit denen er sich gerade beschäftigte, als ihn die politischen Stürme aus seiner gelehrten Thätigkeit herausrissen, nahm er zunächst nicht wieder auf und kam auch in späterer Zeit nur noch einmal auf solche Forschungen zurück; ihn beschäftigte seit dem Anfang der funfziger Jahre lebhaft die Geschichte seiner engeren Heimat, die Geschichte seiner Familie. Er sammelte mancherlei Familienpapiere, gedruckte und geschriebene, machte Aufzeichnungen aus eigener Erinnerung, auch mit Rücksicht auf einen Commentar, den er zu einer schon damals beabsichtigten zweiten, vermehrten Ausgabe seiner Gedichte zu schreiben gedachte. Doch auf eine Hauschronik allein hatte er es nicht abgesehen. Welches Ziel ihm damals vor Augen schwebte, sagt er in einem Briefe an seinen Neffen Wilhelm: „Es kam mir zunächst der Gedanke, die Jahre seien

für mich da, in denen ich auf mein Leben zurückblicken und etwas davon aufschreiben möchte. Aber indem ich damit mich trug, ergab sich mir bald, ich könne mich nicht so von allen isoliren, mit denen ich durch Bande des Blutes, der Liebe, der Pietät verbunden sei, Vorwelt und Mitwelt seien die Träger meines individuellen Lebens, in dem vielleicht schon ein Schein der Nachwelt vorahnend sich zeigen möge. Das hat meinen ersten Plan erweitert zu Mirower Lebensgeschichten (so wird man es vielleicht nennen können), die mit der Gründung meines Geburtsortes durch die Johanniter beginnen. Rittercommende und Priestercommende erstehen neben einander; nach der Reformation und nach dem Westphälischen Frieden tritt der Fürstenhof in die Stelle der Rittercommende, das Pfarramt folgt der Priestercommende. Den Fürstenhof löst die Fürstengruft ab, während jener das Geschlecht, das er geboren und erzogen, nach Nahe und Fern aussendet. Im Pfarramt lösen zwei in einander verflochtene Familien sich ab, zuerst die Westfalen, die Binnenländischen Büddemann*) und Leithäuser, dann die Familie von der Meeresküste Giesebrecht Vater und Sohn. Auch das Pfarrhaus schickt seine Sendboten aus wie der Fürstenhof. So ungefähr wird das Ganze sich ordnen. Da finden wir sämmtlich, denke ich, unsre Stelle. Das Detail läßt sich erst machen, wenn das erforderliche Material beisammen ist."

Während der Vorarbeiten zu dieser Schrift, von der er glaubte, daß sie, wie seine letzte, so auch seine beste werden würde, schrieb er an W. v. Giesebrecht: „Manches, was ich anfangs Lisch geglaubt habe, stellt sich, da ich die Sache genauer ansehe, ganz anders; doch kann ich im Allgemeinen den Plan festhalten, wie ich ihn Dir früher mitgetheilt habe. Modificationen bleiben begreiflich nicht aus. Geschichten a u s Turne, denke ich, wird nun die Arbeit heißen müssen. Turne ist nämlich der Name des Landstriches von der Müritz östlich bis zum Useriner See und

*) Leithäusers Vorgänger im Pfarramt zu Mirow und ein entfernter Verwandter desselben; übrigens vgl. oben S. 5.

zum Labus; seine Geschichte ist eine ganz andere, als die des übrigen Meklenburg=Strelitz, das früher die Herrschaft Stargard hieß. Das schlagende Herz in dem Leben des kleinen Landes ist aber seit dem Anfang der deutschen Colonisation von 1227 an der Johanniterhof in Mirow. Der soll in meiner Darstellung im Vordergrunde stehen, im Hintergrunde die Umrisse der Ordensthätigkeit in Palestina, Cypern und Rhodus, bis die Balei Brandenburg zwischen beide tritt, den Hintergrund mehr und mehr zudeckt, bis die Reformation ihn ganz verschwinden macht, aber nach und nach auch Commende und Balei auflöst. Die Gruppirung ist im Grunde nur die Entwickelung eines Knabengefühls. Ich wußte, daß mein Geburtsort dem Johanniterorden gehört hatte: Beckmanns Beschreibung war unter den Büchern meines Vaters, der größte Theil des Buches für mich damals völlig ungenießbar, doch entnahm ich genug aus ihm, um meine Einbildungskraft anzuregen. In welchen Phantastereien habe ich mich ergangen, wie mannigfach den See Genezareth mit dem Mirower See, Jerusalem und Mirow mit einander verknüpft: auf dem Altarbilde in der Kirche sah ich ja Golgatha vor mir und die heilige Stadt in der Ferne." Der ursprünglich weit und sehr eigenartig angelegte Plan wurde aber mehr und mehr in engere Grenzen gezogen, wie aus folgendem Briefe erhellt: „An den Geschichten aus Turne arbeite ich mit Lust und Liebe fort, so mühsam das Material auch zusammen zu suchen ist. Mit dem Heimbacher Vergleich von 1382 werde ich abschließen: das giebt einen Band von vielleicht zwanzig Druckbogen. Für das funfzehnte und sechszehnte Jahrhundert müßte ich nicht bloß das Sonnenburger, sondern auch das Schweriner Archiv benutzen können mit genügender Muße; darauf muß ich also verzichten. Es ist auch vielleicht so gut. Gönnt mir Gott noch einige Jahre Gesundheit und Lebensmuth, so lasse ich den Geschichten aus Turne, mit denen ich noch in diesem Jahr oder spätestens zwischen hier und Ostern fertig zu werden hoffe, Mirower Geschichten folgen, die mit dem Westfälischen Frieden, d. h. mit der Auflösung der Komthurei beginnen. Dazu finde ich außer dem, was gedruckt ist, in den Mi=

rower Kirchenbüchern und, wie Adolf mir nach eigener Ansicht gesagt hat, in den dortigen Amtsbüchern treffliche Nachrichten."

Die „Geschichten aus Turne" in dem Umfang, wie in diesem Briefe angegeben ist, befinden sich druckfertig in Giesebrechts literarischem Nachlaß; gedruckt sind sie nicht. Dagegen hat er Mirower Geschichten aus dem achtzehnten Jahrhundert veröffentlicht in dem Programm des Gymnasiums von 1863 unter dem Titel „Der Fürstenhof in Mirow während der Jahre 1708—1761." Im Anfang der kleinen Schrift wird das Verhältniß Friedrichs des Großen zu den „Mirokesen," wie dieser während seines Lebens in Rheinsberg seine Nachbarn scherzend nannte, behandelt und der Mirower Fürstenhof gegen die übereilten Schlüsse, die man aus einzelnen Briefen Friedrichs gezogen hat, pietätsvoll und zugleich mit historischer Unparteilichkeit in Schutz genommen; im weiteren Verlauf der Darstellung verflicht sich die Schilderung der Persönlichkeit seines Großvaters, des Hofpredigers Leithäuser, mit der Erzählung der Geschicke des mecklenburgischen Fürstenhauses. Giesebrecht sagt am Schluß der einleitenden Worte von seiner Arbeit, es seien kleine Ereignisse, die er zu berichten habe, aber es sei ein Stück deutschen Lebens, und das Genrebild habe sein Recht neben dem Schlachtgemälde. Der Historiograph Preuß schrieb an den Verfasser Folgendes über seine Abhandlung: „Es ist gewiß sehr schwer, einen kleinen deutschen Hof zu Anfange des vorigen Jahrhunderts historisch und noch dazu theilweise polemisch zu schildern. Sie haben beides in Liebe zu dem Gegenstande mit großem Geschick vermocht."

Auch an der Schulthätigkeit hatte er wieder seine Freude, nachdem der erste Verdruß über die Entziehung des Geschichtsunterrichts überwunden war. Die Religionsstunden und die philosophische Propädeutik boten ihm reichen Ersatz. Es kam ihm vor wie eine providentielle Fügung, daß er in theologischen und philosophischen Studien den Sabbath seiner Lebenswoche halten sollte. In jenen war es ihm aber nur um die heilige Geschichte und die heiligen Ideen zu thun, nicht um theologische Gelehrsam-

keit und kirchliche Streitfragen der Gegenwart; er konnte und wollte nichts anderes sein, als einer der Stillen im Lande. „Ob ich ein Häretiker bin," schrieb er an Ed. Böhmer, „weiß ich nicht; mehr oder weniger sind es wohl alle."

Sehr eifrig war er von der ersten Hälfte der funfziger Jahre an auch mit pädagogisch-geschichtlichen Studien beschäftigt, er arbeitete Schulbücher alter und neuer Zeit durch und die erste Frucht dieser Beschäftigungen war eine Abhandlung über den deutschen Aufsatz in Prima, der ursprünglich für das Programm des Gymnasiums von 1854 bestimmt, vom Provinzial-Schul-Collegium aber wegen zweier Stellen, die dasselbe für ungeeignet erklärte, zurückgewiesen, später in der Zeitschrift für Gymnasialwesen (1856) abgedruckt und von Giesebrecht in etwas anderer Gestalt, verkürzt wie erweitert, in den zweiten Jahrgang der Damaris aufgenommen worden ist.

Oft war er innerlich so mit Arbeit beschäftigt, daß er sich zu nichts anderem brauchbar vorkam. „Ich habe früher geglaubt," schrieb er an W. v. Giesebrecht, „die Arbeit mindere sich mit dem Alter; aber ich komme dahinter, es ist gerade umgekehrt." Auch für die deutsche Kaisergeschichte desselben gewann er lebendiges Interesse, meinte aber, er könne in dem Buche nur als Dilettant lesen, denn aus der mittelalterlichen Geschichtsforschung sei er so herausgekommen, daß er über die Quellen kein Urtheil mehr habe. Und an eine gelehrte theologische Untersuchung des andern Neffen, Eduard Böhmers, anknüpfend schrieb er diesem: „Wäre ich jünger, ich schriebe eine römische Geschichte der Zeit vom ersten Triumvirat bis zum Ende der Kaiser Flavischen Geschlechtes, in ihr die Geschichte des Herodianischen Geschlechtes, in dieser und doch im Gegensatz gegen beide die evangelische Geschichte; aber nun muß ich mir das vergehn lassen." Als Ed. Böhmer diesen Gedanken lebhaft ergriff und ihn dringend bat, die Arbeit dennoch zu unternehmen, lehnte er es ab, weil dazu viel mehr Zeit, viel mehr Studium und ein viel größerer Vorrath von Büchern gehöre, als ihm in Stettin und neben seinem Schulamt zu Gebote stehe.

Diese Arbeit unterblieb also; dagegen machte er eingehende Studien über Kunstgeschichte, durch den lebendigen Verkehr mit Calo und dessen sehr reichhaltige Sammlungen angeregt, und beschäftigte sich wieder mit spanischer Litteratur, indem er zunächst (im J. 1858) Cervantes Novellen las, dieselbe Lectüre, mit welcher er vor funfzig Jahren seine Studien in dieser Sprache angefangen hatte. Als um diese Zeit Ed. Böhmer eine Reise durch Spanien machte, schrieb er an dessen Mutter, er könne ihren Sohn darum beneiden, daß er jetzt in Sevilla und Madrid die schönen Bilder von Murillo sehe. Auch dem dichterischen Schaffen wandte er sich von neuem zu. „Der Poet wacht wieder in mir auf;" schrieb er, „Phantasie hat meine Jugend getragen, sie scheint auch die freundliche Gefährtin meiner letzten Lebensjahre werden zu wollen. Das ist freilich ein anderer Ausgang als der, den ich erwartet habe; doch ich bin Gott von Herzen dafür dankbar."

All dies Sinnen und Schaffen, diese Contemplationen und Arbeiten concentrierten sich seit dem Jahre 1860 in der Damaris, einer Zeitschrift, deren Aufsätze in den drei ersten Jahrgängen ihn allein zum Verfasser haben.

Ueber den Zweck der Zeitschrift spricht er sich in der kurzen Vorrede zum ersten Heft so aus: „Was eine Schrift will, die den Namen der ersten Athenischen Jüngerin des Apostels Paulus annimmt, kann schwerlich zweifelhaft sein. Christliche Kunst, christliche Wissenschaft sind oft gefordert, und eben so oft ist die Forderung mit Ungestüm, ja mit Hohn zurückgewiesen. Damaris wird die lichten Zwillingsschwestern sich nicht nehmen lassen, aber deren Charakter möchte sie deutlicher erkennen helfen. Für den Zweck scheinen ihr zunächst drei psychologische Gegensätze vor andern von Wichtigkeit. Der erste ist den Theologen und allen gläubigen Christenseelen wohl bekannt; er heißt Natur und Gnade. An den zweiten hat Jean Paul zu Anfang unseres Jahrhunderts dringend gemahnt*). Umsonst, wie aus den didak-

*) Levana §. 141—144.

tischen Wirren der Gegenwart ersichtlich. Er heißt: Gedächtniß und Erinnerung. Der dritte scheint, so nahe er liegt, noch weniger beachtet. Aber wenn schon der Meister deutscher Sprachforschung in übermäßigem Preise der Sprache sich ergeht*), wenn das Echo verstärkt aus dem Munde der Jünger wiederschallt, wenn endlich gar die Zumuthung laut wird, die Philosophie sollte ihre Wahrheiten nirgend anders schöpfen, als aus Homonymen und Conjugaten, dann ist es doch wohl an der Zeit, daß der Gegensatz des aussprechlichen und des unaussprechlichen Geisteslebens erwogen werde. Indem die Mahnerin jene drei in ihren mannigfachen Bewegungen wider einander und zu einander hin verfolgt, hofft sie über das Wesen der christlichen Kunst und Wissenschaft hie und da Licht zu verbreiten, wäre es auch nur das Streiflicht eines flüchtigen Morgenroths, und — ein Tag lehrt den andern. Die Aufsätze, welche das erste Heft, auch das zweite, bietet, wurden in bestimmten Freundeskreisen vorgetragen, es zeigt sich daher an ihnen die Farbe des Gelegentlichen: diese zu verwischen, war kein Grund. In spätern Mittheilungen wird sie von selbst schwinden. Aber, ehe die Forschung beschlossen, ein System darzulegen ist nicht beabsichtigt; es gilt zunächst, die innere und äußere Erfahrung um Aufschluß anzusprechen. Demnach wird auch, wie jetzt im Beginn, so im weiteren Fortgang das Umherschweifen in verschiedenen Gebieten des Geisteslebens nicht ausbleiben können. Damaris ist eine Deutsche, heimathlos in der Heimath."

So die schöne, inhaltvolle, aber dadurch in einzelnen Punkten fast änigmatische Vorrede, deren Sinn im Folgenden meinen Lesern sich hoffentlich zu größerer Deutlichkeit entfalten wird. Der prosaischen Vorrede ist ein dichterisches Motto vorangestellt, ähnlichen Charakters. Sein Inhalt ist ein Preis des Christenthums, das die Menschheit zum Frieden geführt aus wilder Begier nach irdischer Lust, aus der verzehrenden Sehnsucht nach dem unbekannten Heil, das aus unscheinbarem Anfang zur Herr-

*) Jacob Grimm, Geschichte der deutschen Sprache. Bd. 1, S. 5.

schaft über die staatlichen und geselligen Ordnungen gelangt sei; zwar leuchte der Nacht des Barbarenthums gegenüber die hellenische Kunst wie klares Sonnenlicht, doch die ewige Wahrheit des Christenthums überstrahle allen irdischen Glanz, auch den herrlichsten; aber der schönste Triumph sei ihm gerade dadurch geworden, daß es diese Perle der Menschheit, griechische Kunst und Wissenschaft in sich aufgenommen und durch seine Kraft geheiligt habe. Daß dies der Sinn des Gedichtes ist, liegt am Tage, aber der sprachliche Ausdruck im Anfange der zweiten Strophe erschwert beim ersten Lesen das Verständniß.

Mächtig Kreuz, das Drang und Toben,
Das die stille Klage schweigt,
Das der Knechtsgestalt enthoben
Sich in Kraft der Throne zeigt,
Wo du strahlest, Siegesfeld,
Und dein Herold ist die Welt.

Wahn der rohen Völker zügelnd,
Tag, der aus dem Dunkel bricht,
Aber Hellas überflügelnd
Bist du mehr als Tageslicht,
Wie dein Bild dem Constantin
Ueber Sonnenglanz erschien.

Schönster deiner Siege jener,
Als dich Cecrops Stadt empfing,
Als der Erstling der Athener
Aus dem heil'gen Wasser ging:
Freude soll auf Erden sein,
Daß der Menschheit Perle dein.

Das erste Heft enthält folgende fünf Abhandlungen: Vom Schweigen, Philipp Champagne und Stephan Murillo, Die Poesie und die Sprache, Ueber die Gitanilla des Cervantes, Rafaels Darstellungen aus der Leidensgeschichte des Herrn.

Die Neue evangelische Kirchenzeitung begrüßte das Heft „mit aufrichtiger Freude." In einer ausführlichen Besprechung (1860, Nr. 21) heißt es, daß die von der Damaris übernommene

Aufgabe nur durch die Vereinigung bedeutender Gaben gelöst werden könne, und daß nicht Viele gefunden werden dürften, welche diese Gaben zu so wohlthuender Harmonie in sich vereinigen, wie Giesebrecht. Neben der Ehrfurcht vor der heiligen Schrift, die er überall bekunde, offenbare sich auch hier wieder, wie in allem, was er schreibe, der hohe Standpunkt des Historikers, die Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit des Denkers und, was gewiß für diese Aufgabe nicht fehlen dürfe, das sinnige Verständniß wahrhaft künstlerischen Strebens. Dennoch erhebt der Beurtheiler Bedenken gegen das Vorhaben Giesebrechts, nur aus dem eignen Schatze zu schöpfen und alle Arbeit allein zu übernehmen. Die Zeiten seien vorüber, in denen ein Einzelner, und hätte er den umfassenden Blick eines Leibnitz, eine Zeitschrift allein zu schreiben vermöge. Auf die „Abhandlung vom Schweigen" eingehend, ist der Recensent zwar nicht mit allen gewonnenen Resultaten einverstanden, rühmt aber auch in diesem Falle die contemplative Natur des Autors, in welcher poetische, religiöse und philosophische Anlagen sich zu seltener Harmonie geeinigt hätten. Was solche Naturen sagen, meint der Recensent, pflege das Nachdenken mehr anzuregen, als es zu befriedigen; doch auch solche Anregung sei verdienstlich. Die Abhandlung über die Poesie und die Sprache wird als fein gedacht und meisterhaft ausgeführt bezeichnet, die über die Gitanilla des Cervantes eine geistvolle Studie genannt und der Leser mit der Versicherung auf sie hingewiesen, daß er daran Freude haben werde. Besonders aber lobt der Beurtheiler die Besprechung der Rafaelischen Gemälde, in welcher der Genuß des christlichen Kunstwerks mit der Erbauung identificiert wird, als einen durch Klarheit, Würde und Gediegenheit der Darstellung viel verheißenden Schluß des ersten Heftes. Auch in einer andern Recension (in der protestantischen Kirchenzeitung 1860 Nr. 29) wird diese Abhandlung als die glänzendste unter allen bezeichnet; die Fülle der Gedanken, die in den Rafaelischen Compositionen liege, die Tiefe der Empfindung darin, die innere Zusammenstimmung und Vollendung ihrer Formen, sei wohl noch nie meisterhafter als hier zum Verständniß gebracht.

Giesebrechts Aufsätze in der Damaris sind sehr mannigfaltigen Inhalts; den Reichthum der in ihnen enthaltenen Gedanken darzulegen, würde weit über die Aufgabe hinausgehen, die ich mir gestellt habe; nur von der großen Ausdehnung des Gebiets, welches er überblickte, darf ich andeutend berichten, nur die Gedanken in der Kürze mittheilen, welche für ihn besonders charakteristisch sind.

Die Damaris enthält philosophische Erörterungen und geschichtliche Darstellungen; doch ist den letzteren fast immer ein reflectierendes Nachwort angefügt, entsprechend der Absicht des Verfassers aus Besonderm Allgemeines, aus Phänomenen das Wesen zu entwickeln. Auf philosophischem Gebiet hat er vorzüglich logische, psychologische und religionsphilosophische Probleme behandelt, zum großen Theil mit Rücksicht auf einzelne philosophische Autoren, wie Kant, Hemsterhuys, Hamann. Zur Geschichte der Dichtung, alter wie neuer, deutscher und ausländischer, giebt er viele Beiträge: Poesien von Virgil und Persius, von Calderon und Cervantes, die Anfänge der dramatischen Poesie in Deutschland und Tristan und Isolde, Göthesche und Schillersche Dichtungen werden besprochen; auch kunstgeschichtliche Studien, außer den im ersten Heft enthaltenen, werden dem Leser geboten, so in dem Aufsatz über Otto Philipp Runge. Dazu gehört auch die archäologische Abhandlung über das erste Gallehuser Horn. In mehreren Aufsätzen wird ein ausführliches Lebensbild der Fürstin Gallitzin gegeben und des Kreises, der sich um diese Frau bildete. In die praktische Theologie gehört die Abhandlung über die Grenze der evangelischen Familie und der evangelischen Kirche, in die theoretische eine Arbeit über die Genesis, in der Form eines Briefes an Ed. Böhmer. Pädagogische und didaktische Fragen werden theils gelegentlich erörtert, theils in selbständigen ausführlichen Darstellungen.

Für die beiden letzten Jahrgänge der Damaris verband sich Giesebrecht mit Eduard Böhmer zu gemeinschaftlicher Herausgabe. Dieser stand ihm nicht nur verwandtschaftlich nah; zwischen Beiden war ein inniges Herzensverhältniß und trotz mancher Unter-

schiede in wissenschaftlicher Auffassung theologischer und philosophischer Fragen eine große Gemeinsamkeit gerade in den geistigen Interessen, die Giesebrecht seit seiner Rückkehr aus Frankfurt bewegten. So konnte Giesebrecht an ihn schreiben: „Ich habe Dich lieb, wie meinen Sohn.“ Giesebrecht wußte sich mit ihm „im Wissen unterschieden und eins, im Glauben eins.“ Und ihre gemeinsame Arbeit an der Damaris erschien ihm als das schließliche Resultat aller Bestrebungen oder Führungen seines Lebens. Von Eduard Böhmers Feder enthalten diese beiden Jahrgänge werthvolle Beiträge zur Geschichte der Mystik, Arbeiten über Dionysius Areopagites, Hugo de Sancto Victore, Meister Eckart und Andere.

Im letzten Jahrgang ist auch eine Arbeit von Giesebrechts Zwillingsbruder Friedrich über den gemeinschaftlichen Hausgottesdienst. So verbanden sich die beiden Brüder noch in ihrem dreiundsiebzigsten Jahre zu gemeinsamer Thätigkeit. Wohl mit Rücksicht darauf schrieb Giesebrecht im Jahre 1866 wenige Wochen vor seinem Amtsjubiläum an Wilhelm von Giesebrecht: „Es ziehen jetzt allerlei Erinnerungen durch meine Seele, auch an den Verkehr, in dem wir seit Jahren stehen. Wir haben manche Wechsel mit einander erlebt, doch kaum so tief greifende, wie mein Zwillingsbruder und ich. Und nun stehen er und ich so eines Sinnes neben einander, wie ich kaum gehofft. Es muß jenseit des Grabes wohl viel Friede sein, schon diesseit, je näher ich ihm komme, je stiller wird es um mich und in mir.“

Seit sich Giesebrecht mit Ed. Böhmer zur Herausgabe der Damaris verbunden hatte, ließ er von Zeit zu Zeit auch Gedichte in ihr erscheinen. Darüber sagt er in der Vorrede zum Jahrgang 1864: „Es sind acht und zwanzig Jahre verflossen, seitdem die Sammlung meiner Gedichte ans Licht trat. In der Zeit wurde mein Leben, so zurückgezogen es war, dennoch von Außen, mehr noch im Innern durch mancherlei Erfahrungen bewegt, die sich den dichterischen Ausdruck gesucht haben. Was von diesen Dichtungen dem Gedankenkreise der Damaris angehört, wird in ihr von Zeit zu Zeit seine Stelle finden, damit nicht

bloß das Wesen christlicher Poesie besprochen werde, sondern auch ihre Erscheinung, wie sie mir aufgegangen ist, dem Leser begegne."

Einzelne von diesen Poesien, die er sämmtlich in die zweite Ausgabe seiner Gedichte aufgenommen hat, sind schon im Verlaufe der Darstellung von mir mitgetheilt worden, um ihn zu charakterisieren; noch häufiger habe ich mich beziehen müssen auf seine Abhandlungen in der Damaris, dennoch bleibt von Gedanken, die für ihn charakteristisch sind, ein reiches Material übrig, so reich, daß ich mich auf das Hervorragendste und besonders Eigenthümliche beschränken muß.

Mit Nachdruck und zugleich mit siegreicher Klarheit weist er hin auf das Unaussprechliche, als auf ein weites und reiches Gebiet im Geistesleben. „Lassen wir uns dadurch nicht irren," sagt Giesebrecht Dam. 1860, 4, „daß die Vorstellung von unaussprechlichen Gefühlen und Gedanken durch verkehrten Gebrauch in Verruf gekommen ist, und daß Hegel dictatorisch erklärt, ohne Worte denken zu wollen sei Unvernunft, und das Unaussprechliche sei in Wahrheit nur etwas Trübes, Gährendes, das erst, wenn es zu Worte zu kommen vermöge, Klarheit gewinne. Es giebt dennoch ein Denken, das sich nicht in Worte fassen läßt; alles sinnliche Wahrnehmen ist ein solches, die Musik und alle bildenden Künste zeugen von dem Unaussprechlichen. Das Verstummen des überführten Verbrechers ist nur der Form nach verschieden von dem gesprochenen Eingeständniß der Schuld; das Verstummen des Wehrlosen, dem mit vorgehaltener Waffe zugerufen wird: Kein Wort, oder du bist des Todes! steht seinem Inhalte nach dem lautesten Hülferufe gleich, das Verstummen in der Ueberlast des Schmerzes dem unerschöpflichen Jammer. Alles Verstummen der Art ist gebotenes, unfreies Schweigen, wie beredt es sei. Ist es frei, so läßt es sich nicht mehr Verstummen nennen, dann ist es einfach beredtes Schweigen. So ist das Schweigen des Trotzes, der Verachtung, des Hohnes."

Und in weiterer Ausführung in Bezug auf die Entstehung der Kunstwerke (a. a. O. 46 ff.): „Wer sich an die Propyläen

erinnert, an das Parthenon, an die Dome in Straßburg und in Köln und an wie viele andre Werke der Art, der kann unmöglich meinen, sie seien gedankenlos geworden, was sie geworden. Und warum haben denn die Baumeister und die Bauherren mit so viel Arbeit, so viel Aufwand jene Gebäude errichtet, wenn nicht deshalb, weil die unaussprechlichen Gedanken der Urheber nur so konnten geäußert werden. Eben so, könnte der Bildhauer Statuen aus Worten formend dem Drange seines Geistes genügen, er sparte sich die mühsame Behandlung des Steines oder des Metalls. Wer ließe sich malen, wenn seine Paßkarte die Stelle des Portraits vertreten könnte? Und warum hätte Michel Angelo in einsiedlerischer Stille, versenkt in sich selbst, mit harter Arbeit, mit unverdrossenem Fleiß seine wunderbaren Gemälde an der Decke und auf der östlichen Wand der Sixtinischen Kapelle ins Leben gerufen, wenn er, was seine große Seele bewegte, in der Form des Sonettes hätte darstellen können, welche ihm so geläufig war? Nur als Sonettist hätte er gedacht, als Maler und Bildhauer wäre er in dem Vorhof des Denkens stehen geblieben!*) Nicht anders der Musiker. Auch er ergreift und ballt und bildet die flüchtigen Töne nur weil er nicht anders kann, weil die Sprache dem Geistesdrange in ihm den entsprechenden Ausdruck versagt. Und wenn nun derselbe Meister jetzt ein gleichgültiges Gespräch führte über Wind und Wetter, so dächte er, wie andre vernünftige Menschen, wenn er aber dann auf seinem Instrument phantasirte oder componirte, so dächte er nicht, sondern sein Geist wäre in einen Zustand vor dem Denken, und niedriger, als dieses zurückgegangen? Das läßt sich niemand einreden.

Rings um die ausgesprochene und aussprechliche Gedankenwelt her und sie vielfach durchbrechend liegt ein unabsehbares

*) Im Gegensatz zu J. Grimms Meinung, daß die Sprache der volle Athem der menschlichen Seele sei, erzählt Giesebrecht (Dam. 1860, 154), daß der Maler Otto Runge, wenn er über seine Compositionen um Aufschluß gebeten wurde, lächelnd geantwortet habe: „Wenn ich das sagen könnte, so hätte ich nicht nöthig gehabt, es zu malen."

Meer unaussprechlichen Geisteslebens ausgebreitet. An Werth steht dieses jener mindestens gleich, an Umfang übertrifft es sie in dem Maaße, wie die weite Wasserfläche sich zu zerstreuten Klippen, Inselgruppen, Sandbänken und dem schwimmenden Seetang verhält, welche sich darüber erheben.

Und nun die Stellung der Poesie, der schaffenden, nicht der reproductiven, zu jenen beiden geistigen Regionen. Sie ist an die Sprache gewiesen, kann auch zum Theil sich dadurch äußern, aber hier ist sie doch gleich dem Mädchen aus der Fremde; ihre eigentliche Heimath ist das Gebiet des Unaussprechlichen. Will die Poesie Gefühle darstellen, sie findet dazu in der Sprache nichts, als eine Anzahl Interjectionen. Und verwendet sie die mitunter in ergreifender Weise, so ist doch leicht einzusehen, daß nur die Situation jenen unbestimmten, vieldeutigen Ausrufen die eine Bedeutung giebt, welche der Dichter kund geben will. Hat er Affecte und Leidenschaften zu äußern, die Sprache bezeichnet nur Begriffe durch Wörter. Aus ihnen mag er Urtheile und Schlüsse aufbauen und in der Weise die Gedanken aussprechen, um welche das Gewoge der Leidenschaft fluthet: dieses selbst bleibt unaussprechlich. Charaktere, also innere Wahrnehmungen der Phantasie wollen der Phantasie des Hörers nahe gebracht sein; die Sprache hat keine Zeichen für Wahrnehmungen. Da gilt es Beschreiben, Umschreiben, Vergleichen, da werden Tropen und Figuren herbeigezogen; man betrachtet wohl gar diese Künste als poetischen Schmuck, sie sind in Wahrheit nichts als Aushülfen, zu denen das Bedürfniß geführt, Unaussprechliches andeutend auszusprechen."

Weiterhin erinnert er an die Göthischen Worte:

Sei das Wort die Braut genannt,
Bräutigam der Geist,

und fährt dann fort: „Damit ist das Verhältniß des Dichters zu der Sprache bezeichnet. Auf ihre Launen, Unarten, auf alle ihre Wunderlichkeiten zu lauschen, in ihnen besondere Weisheit zu suchen, die abgöttische Verehrung frommt so wenig ihm als ihr. Aber eine Braut ist sie ihm, die er liebt, die er zu sich empor

hebt, die er mit Manneskraft und Mannesmuth beherrscht; und sie schmiegt sich an ihn und will es nicht anders. Und es kann nicht anders sein. Zum Bildner der Sprache ist der Dichter gesetzt, und weiter und weiter gebildet zu werden, das ist ihre Bestimmung: die Geschichte der Sprachen bezeugt es. Wiederum, wenn die Sprache in liebendem Selbstvergessen die Gedanken des Dichters in sich aufnimmt, nur dann ist sie ihm die treue Geliebte, deren er bedarf, nur dann werden dem herrlichen Paar Kinder geboren, wie der Thau aus der Morgenröthe."

Besonders lag nach seiner Ueberzeugung das Glaubensleben in der Region des Unaussprechlichen, die kein Auge erreicht, keine Lippe verkündet. Wie das unaussprechliche Geistesleben wahrhaftes Denken, so sei der unaussprechliche Glaube gotterfülltes heiliges Denken. Doch einen Zusammenhang zwischen diesem heiligen Denken und dem Menschenwort hat er nie geleugnet; nur daß man nicht meinen sollte, dieses sei für jenes der adäquate Ausdruck. In diesem Sinne sagt er (Dam. 1862, 51): „Gewiß der Gläubige empfindet vor allem Gott und Gottes Gnade und nimmt sie aufmerkend innerlich wahr, und wie der Begriff durch ein Wort bezeichnen läßt sich die Empfindung so wenig als die Wahrnehmung; doch kann diese unter einen Begriff subsumirt, durch fortgesetzte Determination annähernd beschrieben, jene durch Vergleichen mit andern Empfindungen oder durch Angabe der Situation, in der sie entsteht, annähernd angedeutet werden. Und die Begriffe Gott, Gnade &c., sei es, daß sie aus dem Gefühl der schlechthinigen Abhängigkeit durch ein Gewoge heiliger Empfindungen und Wahrnehmungen wie von der Tiefe her aufgestiegen sind, und dann erst als Gesammtempfindung, als Gesammtwahrnehmung das bezeichnende Wort gefunden haben, oder daß die Ueberlieferung zuerst dieses, mit ihm einen unbestimmten, dunkeln Begriff in das Bewußtsein gebracht hat, der durch innere Wahrnehmungen und Empfindungen hell und inhaltreich geworden ist — sie schweben dem Gläubigen als aussprechliche Symbole über unaussprechlichen Erinnerungen."

In einem Briefe vom Jahre 1870 an den Superintendenten

Hasper, einen seiner ältesten Schüler, der ihm besonders während der Krankheit seiner Frau nahe getreten war, spricht er sich nachdrücklich dahin aus, daß es eine begrifflich zu fassende Erkenntniß von Gott nicht gebe, daß es aber trotzdem des Menschen Vermögen und Pflicht sei, Gott zu denken, wenn auch die menschliche Wissenschaft sein Wesen nie erschöpfe: „Wenn die Philosophie sich vernehmen läßt," schreibt er, „Gott habe nothwendig die Welt erschaffen müssen, um einen Leib für seinen Geist zu haben, oder um sich selbst an seinen Werken wie in einem Spiegel zu erkennen, so scheint mir eine solche Behauptung lächerlich, weil sie ganz aus menschlicher Analogie heraus genommen ist. Schelling sagt, Gott sei nicht ohne Schranke zu denken — ein hartes Wort und doch wahr, wenn Gott gedacht werden soll. — Aber wer sagt denn, daß Er zu denken sei? Ist denn das Unbegreifliche je begriffen, das Unerklärbare je erklärt, das Unnennbare je genannt und das Unvergleichbare je verglichen worden? Da liegt der faule Fleck. Uns selbst nehmen wir zum Maßstab, setzen Gott in die Form unserer Kategorieen und unsrer Ideen und beschenken ihn mit unserm Superlativ, und so erscheint er denn bald als Ungrund, bald als unendliche Selbstaffirmation, bald als absolute Indifferenz zweier einander entgegen gesetzter Principien 2c. Es gilt hier das, was Haller von der Ewigkeit sagt: „ich häufe Zahl auf Zahl, um dich zu messen; jedoch umsonst. Ich tilge sie und du liegst ganz vor mir." Sehen Sie, Freund, das ist nach meinem Herzen gesprochen, und doch vielleicht zu strenge, denn göttlichen Geschlechtes, nach dem Ebenbilde Gottes geschaffen, ist der Mensch bei alle dem, er kann und soll auch Gott denken, wie fühlen, aber im weiten Meeresschooß des Unaussprechlichen liegt auch mir die glückselige Inselgruppe der Wissenschaft."

Giesebrecht hat sich selbst als Mystiker bezeichnet, als einen der mystischen, nicht der dogmatischen Gemeinde Angehörigen. Er sagt in der Damaris (1860, 170 ff.): „Die Mystik ist nicht gerade wohl berufen. Ließe sich ein Unmusikalischer beikommen, die Musik und die Freude an ihr als leere Einbildung, als

Schwärmerei zu bezeichnen, die Antwort wäre sofort bei der Hand, er urtheile über eine Sphäre geistigen Lebens, dahin er nicht gedrungen; schilt aber der Ungläubige den Glauben — die Mystik ist Glauben — Schwärmerei, Verrücktheit &c., so wird das in der Ordnung gefunden, und doch steht jener zu diesem nicht anders, als der Unmusikalische zur Musik. Darüber kein Wort. Allein selbst in christlich gesinnten Gemüthern regt sich das Bedenken: die Mystik setzt das gläubige Gefühl, das unaussprechliche, über das ausgesprochene, geoffenbarte Wort. Gewiß ohne eine Wiederholung des Pfingstwunders in sich zu erfahren, erkennt niemand die Bibel als von Gott eingegeben; keine äußere Autorität, kein Zeugniß als das des heiligen Geistes im Menschengeiste hält dem Zweifel und der Anfechtung Stand. In diesem Stadium des Glaubens steht also allerdings das unaussprechliche Gefühl, das seinen Grund in Gott hat, über dem ausgesprochenen Wort; aber von da an ist das beglaubigte Gotteswort die Norm des Gefühls. Dennoch hat sich der mystische Subjectivismus verirrt, die Geschichte lehrt es; sie lehrt dasselbe von dem dogmatischen Objectivismus. Die Gefahr wird auf beiden Seiten gleich, deshalb, ihr zu begegnen, der Gegensatz nothwendig sein. Stehe jeder treu zu seiner Fahne und ehre das Recht des andern. Solcher Gegensätze bedarf das Christenthum, damit es den vollen Reichthum seines Inhalts entfalte. Der christliche Künstler und der Mann christlicher Wissenschaft aber werden in der Regel nach der subjectiven Seite hin sich wenden. Sie können nicht anders, denn ihre Aufgabe ist nicht, in die Wissenschaften und Künste kirchliche Dogmatik hie und da einzuschalten, sondern vielmehr Ahnungen, Gefühle, Gedanken in mannigfacher Abstufung, den ganzen Lebenshauch des Christenthums in jene hinüber zu leiten." — „In der Tiefe aber, als Grund des nach außen drängenden Denkens und Wollens, bliebe ein mystisches Geistesleben, das für sich keinerlei Seelensprache sucht, sondern still beschaulich zu Gott gewandt, in Gott befriedigt ist, der verborgene Mensch des Herzens in stetem, sanftem und ruhigem Geist, welcher köstlich ist vor Gott."

Dieser Standpunkt des mystischen Subjectivismus tritt auch deutlich hervor aus einem Gedichte, das in der Zeit entstanden ist, als unter Altensteins Nachfolger auf das äußerliche Bekenntniß zu Dogmen Gewicht gelegt wurde.

Ich hätte nicht gefunden?
Wer hat euch das gesagt?
Ich hab' in heil'gen Stunden
Manch heilig Wort erfragt.
Und nennt ihr das ein Finden,
Das alles Suchens leer?
Heißt nicht sich Gott verbinden
Ihn suchen immer mehr?

Kalt wie die Steine schauen
Mich eure Formeln an;
Und darauf wollt ihr bauen
Des Gottesreiches Plan?
Darein wollt ihr uns schmieden?
Erwägt ihr, was ihr treibt!
Ich weiß: der Streit im Frieden,
Die ew'ge Mystik, bleibt.

So war ihm das Ringen nach Wahrheit mit allen Schmerzen und Dunkelheiten, die sich daran hängen, sogar mit dem Widerstreben gegen das Evangelium eine beachtenswerthe Erscheinung (Dam. 61, 95); gegen besondere Seelsorge von Seiten des Geistlichen verhielt er sich ablehnend, eingedenk der goldenen Worte des bekannten Morgenliedes wollte er mit Gottes Beistand selber für seine Seele sorgen, seinen Weg mit Christo allein gehen (D. 62, 346). Diesem unmittelbaren Verhältniß zu Gott zu entsagen, um ein vermitteltes einzugehen, sei es noch so schön, dazu sah er keinen Grund, ja es erschien ihm als Undank gegen den Allheiligen, der sich zur nächsten Lebensgemeinschaft mit dem sündigen Menschen selbst darbietet (a. a. O. 331). Diese Gesinnung hat er auch dichterisch ausgesprochen:

„Unglücklicher, mich jammert deiner Seele.
Schließ mir dich auf, sag an, wo dir es fehle;

Seelsorgend, führend bin ich jederzeit
Jedwedem Irrenden zu Dienst bereit."

Hochwürdiger Herr, viel Dank und guten Morgen!
Für meine Seele wird ihr Schöpfer sorgen.

Nichts lag ihm mehr am Herzen als die Glaubenslehre vom Glauben auf das deutlichste zu sondern: „Man verwechselt," sagt er, „nicht selten christlichen Glauben und christliche Glaubenslehre. Diese ist eine Wissenschaft, ist fortwährender Veränderung unterworfen, gleich andern Wissenschaften: die Dogmengeschichte bezeugt es. Die Glaubenslehre wird von Menschen gelehrt, gelernt, gewußt; man kann sie gründlich und umfänglich wissen, ohne Glauben; man kann wenig, selbst Irriges, von ihr wissen und reich an Glauben sein. Denn er ist keine Wissenschaft, sondern ein Zustand der Seele, den Gottes Geist schafft, dem der Mensch widerstreben, den er aber nicht hervor bringen kann: Glauben ist persönliches, durch Christus vermitteltes Einswerden des endlichen und des unendlichen Geistes. Der den Glauben wirkt, vermag also allein untrüglich über Glauben und Unglauben der Menschen zu richten; wir vermuthen nur aus Aeußerungen, die wir wahrnehmen."*) „Von oben herab kommt ein göttlicher Lebensstrom, der die Menschenseele erfüllt und weiht, der von da zu seiner Quelle zurückkehrt, um den segensreichen Lauf fort und fort wieder zu beginnen. Gnade nennen wir den Strom, wenn er vom Himmel niederfließt, Glaube, wenn er heilend und beseligend in uns waltet, Gebet, wenn er aufsteigt, woher er gekommen, denn in Gott leben, weben und sind wir"**).

Diese deutsche Innerlichkeit gegenüber der anglomanen Kirchlichkeit betonte er stets auf das Nachdrücklichste, ohne daß er sich vom öffentlichen Gottesdienst fern gehalten hätte. In früherer Zeit besuchte er Jahre lang regelmäßig in Stettin Riquets Predigten, in den letzten Jahren die des Jasenitzer Pastors

*) Rede bei der Hasselbachfeier. Gedd. Bd. II, 63.
**) Rede beim Abgang von der Schule. Gedd. II, 135.

Wegener; in der langen dazwischen liegenden Zeit war sein Verhalten dem öffentlichen Gottesdienst gegenüber wohl ein ungleiches, wechselndes, ganz entfremdet aber auf längere Dauer hat er sich ihm schwerlich. Aber andere Menschen danach in Bezug auf ihre christliche Gesinnung zu beurtheilen, aus Unkirchlichkeit auf Unglauben, aus fleißigem Besuch der Kirche auf ein inniges Glaubensleben zu schließen, das lag himmelweit ferne von ihm.

Sehr entschieden hat er in der Damaris wie in seinen Gedichten das Recht des Hauses der Kirche gegenüber gewahrt. „Unter uns evangelischen Deutschen," sagt er (Dam. 65, 12), „ist im Allgemeinen von der strengen Kirchlichkeit des Hauses wenig zu erwarten. Sie wird entweder, nach einer Seite hin, durch Uebersättigung der jungen Seelen mit Wahrheiten, für welche sie noch nicht empfänglich sind, von Stufe zu Stufe, Gleichgültigkeit, Ueberdruß, Widerwillen hervorrufen, oder, nach der andern Seite zu, — ich gebrauche einen Ausdruck Bengels — Maulchristenthum." Die Hausandacht, als äußerliche Sitte, galt ihm nicht allein als unnütz, sondern als verderblich. „Was wir bedürfen, ist Christenglaube; dafür giebt es kein Surrogat, man darf auch niemand einreden, daß ein solches vorhanden (D. a. a. O. 10)."

So war er auch ein Gegner der Privatbeichte, nicht als hätte er sie unbedingt verworfen, sie könne, meinte er, manchem zu manchen Zeiten ein tiefes Bedürfniß sein. „Aber sie ist keine kirchliche Handlung, sondern gehört, wie ihr Name besagt, dem christlichen Privatleben an. In ihr steht dem Freunde der Freund gegenüber; befindet sich der Pfarrer zu den Mitgliedern seiner Gemeine, allen oder einigen, in einem solchen Verhältniß, warum sollten diese ihm nicht ihr Herz ausschütten, warum er ihnen nicht tröstend und rügend antworten? Doch, wo das Vertrauen fehlt, kann die Privatbeichte nicht gefordert werden; wendet es sich einem andern Gemeingliede zu, einem Manne oder einem Weibe — denn in Christo ist kein Mann, noch Weib — so ist es, kraft des allgemeinen Priesterthums aller Gläubigen, der

Privatbeichtiger derer, die ihm vertrauen. Dagegen als kirchliches Sündenbekenntniß ist nur die allgemeine Beichte die rechte: das meine Ueberzeugung.

Da entgegnet mir etwa der Mund eines Weltlichen: du hast dich mit Geschichte und Politik beschäftigt, du erkennst den kirchlichen Staat und dessen Zusammenhang mit der christlichen Kirche an, du hast eingeräumt, die Förderung des Gehorsams gegen Gott sei die gemeinsame Aufgabe der Kirche, des Staates, der Schule und der Familie: siehst du denn nicht, daß die Privatbeichte ein sehr geeignetes Mittel, die Gemeinen zum Gehorsam zu erziehen?

Zum Gehorsam gegen den Beichtiger, nicht zum Gehorsam gegen Gott.

Das hängt genau zusammen. Autorität nicht Majorität! Von menschlicher zu göttlicher Autorität! Hierarchie mit ländlicher Aristokratie des Adels, städtischer des Magistrats machen die einschließenden Mauern des Gebäudes, von ihnen getragen das herrliche Dach, die Monarchie, das Königthum von Gottes Gnaden, und darüber hoch bis in die Wolken ragend, der Thurm mit dem weithin leuchtenden Kreuz, die Theokratie.

Das ist wohl sehr geistreich, phantasiereich, wie soll ich es nennen; allein man pflegt sonst das Fundament zu unterst des Gebäudes zu legen, nicht oben, über dem Dachstuhl. Der Eckstein aber, auf dem allein der christliche Staat, wie die christliche Kirche, sich erheben kann, ist Jesus Christus. Also nicht von menschlicher Autorität zu göttlicher, sondern umgekehrt, von dieser zu jener (Dam. 62, 338)."

Auch mit der Forderung des täglichen Tischgebetes war er nicht einverstanden, wenigstens als allgemeine, unerläßliche Christenpflicht konnte er es nicht anerkennen. In seinem elterlichen Hause daran gewöhnt, hat er es doch in seine eigene Häuslichkeit nicht eingeführt. Warum er es nicht gethan, sagt er in der Damaris (65, 16), wo er von einem darauf bezüglichen Gespräch mit Frau Redepenning (vergl. S. 34 ff.) erzählt: „Einst da ich als Gast in der Familie zu Tische gewesen war, redete die Hausfrau

mich an, ich möge mich gewundert haben, daß kein Tischgebet stattgefunden. Es war im Hause meiner Eltern üblich, antwortete ich; eine Wirkung davon habe ich so wenig an mir, als an meinen Geschwistern bemerkt, wir waren zerstreut, Augen und Gedanken auf die Speisen gerichtet. Das ist es, erwiderte sie, Kinder sind nie weniger zum Gebet gestimmt, als wenn es zum Essen geht. So begegneten wir uns. Als ich später selbst einen Hausstand gründete, habe ich es gehalten wie meine Freundin."

Daß aber der, welcher in seinem Hause das Tischgebet nicht halte, die irdischen Gottesgaben nicht mit Danksagung empfange, erklärt er (Dam. 62, 344) für eine traurige Insinuation. „Sailers Gebetbuch," sagt er, „enthält den Dank im Morgengebet und im Abendgebet, aber ein Tischgebet findet sich nicht darin, auch das Gebet beim Mittagläuten denkt an die Menschwerdung des göttlichen Sohnes, an sein Leiden, Sterben und Auferstehen, an seine Wiederkunft zum Gericht, an seine Anbetung, kein Gedanke an Essen und Trinken. Es ist auch in der That schwer abzusehen, warum unter allen Gottesgaben zur Erhaltung des leiblichen Lebens gerade auf die Speise soll der Nachdruck gelegt werden. Der Grund, durch den Luther dazu bestimmt wurde*), existirt nicht mehr; und dann sollte man doch wohl die Luft, ohne welche der Mensch keine Minute sein Dasein haben kann, für eine größere Gabe halten, als die Speise, deren er nur von Zeit zu Zeit bedarf. Ist nicht das Leben mehr als die Speise?

Auf das stille, einsame Gebet lege ich allerdings das höchste, ja wenn man will, alles Gewicht. Es ist der ursprüngliche, von dem Sohne Gottes selbst gestiftete, durch das Wirken des heiligen Geistes getragene, christliche Cultus, aus dem jeder andere, auch

*) „Den klösterlichen Cölibat wollte der Reformator nicht als eine höhere Stufe christlichen Lebens, das Fasten nicht als ein besonders gutes Werk angesehen wissen; im Gegensatz zu ihnen war es also erforderlich, der Familie und in ihr dem Familienmahl eine erhöhte Stellung zu geben: daher die Tischliturgie. Sie hatte geschichtlich ihr gutes Recht." Dam. 1862, 343.

das Sacrament, hervorquillt, zu dem jeder zurückströmt. Es ist die Gemeinschaft mit Christo, ohne welche die Gemeinschaft der Heiligen so wenig sein kann, als jene ohne diese. Die eine ist so geistig, wie die andre. In Wahrheit, es ist ein großes Bewußtsein, mit allen Gläubigen jenseits des Grabes und diesseits an allen Orten der Erde zu einer Gemeine, zu einem Leibe verbunden zu sein; ich bin auch nicht gesonnen, das schwache Abbild von ihr, das sich vor dem Altar und um die Kanzel her versammelt, gering zu achten, vielmehr mir ist heilig wohl in dieser Versammlung, die mich an jene vollkommnere erinnert; aber Kirchentage, Gustav Adolfstage, Missionstage &c. zu besuchen, dazu finde ich in mir keinen Beruf. Meine Schule, meine Familie, meine Studien bieten mir hinreichende Gelegenheit, mein christliches Gemeinbewußtsein zu bethätigen, mich zu Christo zu bekennen.

Sei es an dem Gesagten genug. Die sichtbare Kirche ist in unserm Lande, so viel ich sehe, der Ansicht, Gemeinschaft sei das vornehmste, wenn nicht alleinige Hülfsmittel der Gottseligkeit. Dem entgegen habe ich das Recht der Einsamkeit geltend gemacht, des verborgenen Menschen des Herzens, der köstlich vor Gott. So sind die Gegensätze bestimmt heraus gestellt."

Aus seinen Gedichten theile ich folgende Strophen mit, welche dieselben Gedanken, dasselbe Gefühl ausdrücken, wie diese prosaischen Darlegungen:

Sonst hat der Klang der Glocken mich geletzt,
Gelockt mich nach dem christgeweihten Raume;
Jetzt stehn wir an der Schreckenszeiten Saume,
Da Kirchenleben sich für Glauben setzt.

Hör' ich Geläut, wie sich mein Auge netzt!
Ich bin kein Roß, ihr lenkt mich nicht am Zaume;
Nicht wachend nur, im Schlaf, im tiefsten Traume
Vor euren hohlen Larven graut mir jetzt.

Die Feiertage und die hohen Dome
Sind todt für mich; erwecke niedres Haus,
Erwecke mein Gebet, still dunkle Nacht.

— — — — —

Sie baun des Herren Haus; belebt die Sprossen
Des Baugerüstes, das den Bau verdeckt,
Ich seh' es ja, ich höre die Genossen,
Wie einer Stimme Ruf die andre weckt.

Doch mir, ach mir nur eine stille Klause,
Tief in der Wüste ein verborgnes Zelt,
Da ich mit meinem Gott stumm betend hause
In seinem Reich, das nicht von dieser Welt.

— — — — — —

Der Kirche neig' ich mich, der unsichtbaren,
Die sichtbar, wirksam durch das treue Haus;
Doch tritt sie selbstisch in die Welt heraus,
Mit herrischem, mit mönchischem Gebahren,

Dann gilt es fest, des Hauses Heil zu wahren,
Des deutschen Lebens reichsten Blüthenstrauß,
Dann soll kein Kirchenrecht, wie wirr und kraus,
Des Hauses heil'gen Frieden uns zerfahren.

Was Giesebrecht in der Vorrede zur Damaris mit dem psychologischen Gegensatz von Gedächtniß und Erinnerung meint, in dessen Auffassung er der Terminologie von Jean Paul mit theilweiser Anlehnung an platonische Philosopheme folgt, wird am besten klar werden aus dem Abschiedsgedicht an Hasselbach, das eben dieses Gedankeninhalts wegen ich hier erst mittheile:

Gehst du? ich bleibe zurück. Und alle nun, alle geschieden,
Die ich eintretend begrüßt noch in ein früheres Haus?
Schweigen in mir. Was hab' ich gewollt, was hab' ich errungen,
Irrend, geirrt, geschmäht, mehr auch als nöthig gelobt?
In mich selber hab' ich geschaut, Erinnrung, Gedächtniß
Sondern gelernet in mir, was ich gelernet, gelehrt;
Habe Erinnern unendlichen Geistes, den Glauben, gesondert
Menschengedächtniß von dir, welches die Formel bewahrt;
Habe des endlichen Geistes Erinnern und Weben,
Dem die Gedanken entstehn, welches im Inneren lernt,
Von dem Gedächtniß zu lösen gesucht, das auswendig lernet,
Das in dem Zeichen, dem Wort Fülle und Mangel sich häuft,
Heilsam schaffend auch so. Wird jedes aufs Höchste doch das nur,
Was es zu werden vermag. Ach, ich erfuhr es ja wohl. — —
Einen Händedruck noch! Wir wanderten lange mitsammen:
Sieh, da theilt sich der Weg. Treuer Gefährte, Ade!

Unerwähnt darf ich bei dieser, wenn auch nur sehr unvollständigen Darlegung der Gedankenwelt der Giesebrechtschen Aufsätze in der Damaris nicht die Ueberzeugungen und Hoffnungen lassen, welche er für eine künftige Blüthe der deutschen Nationalliteratur hegte. Zurückblickend auf die Zeit Göthes und Schillers sagt er (D. 60, 37): „Die Männer von Weimar und ihre Genossen haben einst Großes geleistet. Auf christlichem Grunde ruhen allerdings ihre Dichtungen meistentheils nicht; sie sind aber auch nicht heidnisch, ungeachtet Göthe sich wohl selbst einen Heiden genannt hat. Christliche Gedanken, ein Ahnen des Gekreuzigten, ein Sehnen nach ihm, zum Theil mit dem Spott der Unwissenheit, des Leichtsinns, des Frevels gemengt, klingen durch in diesen philosophisch-poetischen Gebilden. Je mehr sie in die Vergangenheit zurück treten, je mehr wir im Stande sind, sie unbefangen zu betrachten, desto lehrreicher wird der Blick in die wunderbar verschlungene Gedankenwelt, die sie vor uns aufthun. Aber zurück in jene labyrinthischen Bahnen kann und will die Gegenwart nicht, spätere Geschlechter werden es noch weniger können, wollen. Mit dem äußerlichen Versuchen und Herumtappen will auch nichts Neues werden: wir haben es erfahren. Und die Poesie kann doch nicht ganz in der Nation ersterben. Wohin soll sie sich wenden?"

Die Wege, die man seitdem eingeschlagen, bezeichnet er (a. a. O. 15) als nicht zum Ziele führende: „Wir haben es ja erlebt, daß Dichter, die nach Göthe und Schiller gern auch etwas Bedeutendes geleistet hätten, sich selbst mißmuthig als die Epigonen bezeichnet, die Einen durch eine abenteuerliche Lebensweise, die Andern durch Reisen in fremde, selbst wenig gekannte Länder, noch Andre durch Beschäftigung mit absonderlichen Studien und mit entlegenen Literaturen den Stoff, wie die Kraft zu ganz neuen, unerhörten poetischen Schöpfungen haben zu erhaschen gesucht; und wenn das Alles nichts fruchtete, sind sie in Europamüdigkeit und Weltschmerz, der Abwechselung halber auch in Hohn alles Heiligen verfallen. Solche Erfahrungen zeigen, daß der Jungbrunnen der Kunst anderswie und anderswo zu suchen ist."

Nach Giesebrechts innigster Ueberzeugung quillt dieser Jungbrunnen nur in der glaubensvollen Seele (D. a. a. O. 37): „Nicht durch äußerliches Heranziehen neuer Stoffe erneut, verjüngt sich die Kunst, welche von ihnen es sei, sondern durch Vertiefung des Künstlers in sich und vor allem in Gott. Der Glaube ist es, der in der Seele des Glaubenden einen Reichthum fruchtbarer Gedanken und, ist ihm die Naturgabe der Phantasie verliehen, eine Fülle neuer Gestalten und Gruppirungen weckt, dergleichen auch die größte Mannigfaltigkeit äußerer Anschauungen dem Künstler nicht zuführen kann."

Von solcher Vertiefung erwartete er für unsere Literatur eine neue Blüthe, herrlicher noch, als sie einst in Weimar sich aufschloß: „Wie einst im Mittelalter von der religiösen Bewegung in Assisi sich neues Leben in die dichtende und bildende Kunst Italiens ergoß, so hoffe ich, aus den Erweckungen im evangelischen Deutschland seit dem Kriege von 1813 werde eine ähnliche Frucht erwachsen, ein Hinausgehen selbst über die Leistungen der Heroen von Weimar. Für eine solche Zukunft zu wirken, so viel oder so wenig es sei, halte ich für eine mindestens eben so würdige christliche Thätigkeit, wie die äußere oder innere Mission. Soll aber das Werk gelingen, so ist unerläßlich, daß der Familie wie der Schule fernab bleibe der todte Formalismus, das Bemühen, alle in das Kirchenjahr, in äußerliches Christenthum, in die Religion des Scheines hinein zu gewöhnen. Dante war tief katholisch und doch kein Guelfe, sondern ein sehr entschiedener Ghibelline; wer heut zu Tage freier und zugleich evangelischer Bildung in Wissenschaft und Kunst zustrebt, kann nur Independent sein."

Das Mitgetheilte muß genügen, um auch durch die Aufsätze in der Damaris eine Anschauung von Giesebrechts Persönlichkeit zu geben; als Darlegung des Inhalts dieser Zeitschrift wäre es unzureichend, auch wenn man die Stellen, auf die schon früher, um ihn als philosophischen Denker, als Pädagogen, als Politiker zu charakterisieren, hingewiesen wurde, mit hinzunimmt.

Die Damaris, obgleich von der Kritik mit großer Achtung begrüßt und wegen ihres gediegenen Inhalts sehr hoch gestellt,

hat doch keinen großen Leserkreis gehabt. Giesebrecht hat sie als Zeitschrift bezeichnet. Mit Unrecht. Eine Zeitschrift muß, wenn sie, wie es ihre Aufgabe ist, auf größere Kreise wirken will, eine ausgesprochene Parteifarbe haben, einer bestimmten Partei dienen. Die Damaris ist aber für keine Partei ein adäquater Ausdruck ihrer Bestrebungen, sie trägt das Gepräge einer einzelnen eigen gearteten, wissenschaftlich und sittlich sehr bedeutenden Persönlichkeit. Das gilt auch für die beiden letzten Jahrgänge; denn auch Ed. Böhmer hat in der Damaris aus nahe liegenden Gründen nur solche wissenschaftlichen Arbeiten veröffentlicht, in denen er sich mit Giesebrecht im Wesentlichen eins wußte; er hat auf dessen ausdrücklichen Wunsch gerade die Geschichte der Mystik zum Gegenstande seiner Untersuchungen und Darstellungen gemacht.

So haben die Aufsätze der Damaris keinen Parteizwecken — das Wort in seiner weitesten Ausdehnung genommen — dienstbar sein können, sie können es auch für die Zukunft nicht. Die darin ausgesprochene Lebensauffassung ist für die Gouvernementalen zu unabhängig, für die Liberalen zu monarchisch, für die Philosophen zu phantasiereich und zu mystisch, für die Gefühlsmenschen zu verständig, für die Unkirchlichen zu gläubig, für die Kirchlichen in bedenklicher Weise den Independentismus vertretend. Seine Lebensanschauung ist hier für diesen unverständlich, dort verletzt sie jenen; mit sich selber steht Giesebrecht nie in Widerspruch. Kaum mit früheren Ueberzeugungen. Denn die wenigen Wandlungen, die er durchgemacht hat, vom gefühlsinnigen Puritanismus zum mystischen Independentismus, vom entschiedenen Monarchismus zum besonnensten Constitutionalismus, sind Entwickelungen und Entfaltungen eines ursprünglich vorhandenen Keims; kein Niederreißen eines alten Gebäudes und Aufbauen eines neuen mit neuer Fundamentierung. Der Independent hat nichts, gar nichts von der Glaubensinnigkeit, der constitutionelle Staatsbürger nichts von der Pietät für das Herrscherhaus verloren. Wie wenige Menschen, welche eine so lange Zeit wie er, welche gerade diese Zeit durchlebt haben, mag es geben, die so sich gleich und treu geblieben sind, wie Giesebrecht.

Die Damaris ist keine Zeitschrift; weil sie aber den Ausdruck einer rückhaltslos wahrhaftigen Persönlichkeit, die Arbeiten eines scharf denkenden, umfassend gelehrten, phantasievollen, für alles Hohe und Heilige begeisterten Mannes enthält, so bleibt diesen in classisch edler Sprache geschriebenen Aufsätzen ihr Werth für alle Zeiten.

Seit im Jahre 1856 der gegenwärtige Director des Marienstiftsgymnasiums*), Prof. Heydemann, das Directorat übernommen hatte, und ungefähr um dieselbe Zeit der Provinzialschulrath Wehrmann als Mitglied in die Stettiner Behörde eintrat, wurde auch das amtliche Leben für Giesebrecht eine Zeit stillen Friedens, wie er sie kaum noch erwartet hatte. Zwar der geschichtliche Unterricht wurde ihm nicht zurückgegeben, aber er machte auch keinen Anspruch darauf; er fand reichlichen Ersatz in dem in weiterer Ausdehnung ihm überwiesenen Religionsunterricht.

Sein häusliches Leben floß seit seiner Rückkehr aus Frankfurt bis zu seinem Amtsjubiläum meist ruhig und gleichmäßig dahin; freilich kamen Zeiten, in denen sich dunkle Schatten über das Glück der Familie breiteten, als erst der eine Schwiegersohn nach kurzer Krankheit starb, wenige Jahre später der andere durch den Sturz vom Pferde das Leben verlor. Auch sein Bruder Adolf, seine Schwestern Luise Dulitz, Auguste Probsthan, Ernestine Böhmer, endlich Henriette, die zuletzt in Halle in dem Hause ihres Neffen, des Gymnasialdirektors Adler, lebte, starben alle während dieser Jahre; der älteste Bruder, Karl, war schon lange vorher, im Jahre 1832, gestorben.

Zu dem Schmerz über die Todten kam bange Sorge um die Lebenden. Seit sein zweiter Sohn, Albert, Seemann geworden war, drückte ihn, wie begreiflich, sehr oft die quälende Ungewißheit um dessen Ergehen. Wohl freute er sich, wenn der Sohn

*) Im Jahre 1869 schied die Stadt Stettin aus dem Compatronatsverhältniß, in dem sie bisher zu dem Vereinigten Königl. und Stadt-Gymnasium gestanden hatte, und gründete wieder ein eigenes Gymnasium unter dem Namen Stadtgymnasium. Die ältere Schule erhielt den Namen Marienstiftsgymnasium.

„erstarkt, gebräunter Wange“ aus fernem Lande zurückkehrte, aus Indien, das schon der Urgroßvater gesucht, aber nicht erreicht hatte. Aber wenn er dann wieder von ihm geschieden, wieder dem gefahrvollen Leben zurückgegeben war, erwachten von neuem bange Besorgnisse um das geliebte Kind, das er so fern von sich wußte, so viele Wochen lang, ohne Kunde von ihm zu haben. Dann gestalteten sich die Erzählungen, die er aus seinem Munde gehört, die herzlichste Sehnsucht nach ihm, sein festes Gottvertrauen zu rührenden Liedern:

Noch wird sein Schiff, noch im la Plata liegen,
Und wohin weiter treibt es dann der Wind?
Kein Brief bringt Kunde. Eingehüllt, verschwiegen
Die Nacht um mich, des Himmels Lichter blind,
Nur leise in mir die Gedanken quellen:
Mein Kind ist Gottes, Gottes Wind und Wellen.

— — — — — —

Er auf den Wasserwogen,
Ich auf des Geistes Fluth,
Wir werden fort gezogen,
Uns zieht der eigene Muth.

Du nur, der ewig Eine,
Der jedem so sich giebt,
Als wär' er es alleine,
Den seine Seele liebt.

Du kannst, du willst uns halten,
Auf wilder See mein Kind,
Und mich daheim, den Alten,
Der in sich sucht und sinnt.

Dir beug' ich Herz und Kniee,
Lenk' unser Beider Lauf;
Du willst, mein Gott, und siehe,
Der Hafen thut sich auf.

Oder er freute sich wehmüthig an den Muscheln, die der Sohn aus allen Himmelsgegenden mitgebracht hatte, und blätterte in

den von demselben geführten Schiffsjournalen, ja vertiefte sich mitunter darin.

Mochten so seine Gedanken in den fernsten Ländern und auf dem weiten Ocean umherschweifen, er selber verließ Stettin nur selten, nur um die Töchter in Jasenitz und Krakow, die Geschwister in Mirow, die beiden Neffen in Berlin und Halle zu besuchen. Und in Stettin zog er sich fast ganz in sein Haus zurück; er hatte dort seine feste einfache Lebensordnung, bei der er sich geistig und körperlich wohl fühlte. Er schrieb selbst über sein Familienleben in den funfziger Jahren: „Es ist wie das Rauschen des Baches und das Klappern der Mühle, eintönig, und wer es einsam im Walde hört, dem bewegt es doch das Herz.“ Den Verkehr mit Anderen, zumal mit solchen, die eine wesentlich verschiedene Lebensanschauung hatten, mied er, so viel als möglich; er wußte sich als eine reizbare Natur und haßte alle Aufregungen, die ihn von seinem stillen Dichten und Sinnen abzogen, ohne ihm etwas Besseres dafür zu bieten, was ihn oder Andere förderte. Mittheilsam war er wenig; waren doch die Gedanken, die beständig in ihm wogten, kein geeigneter Stoff für gewöhnliche gesellige Unterhaltung. „Wo nichts ist,“ schrieb er im J. 1858 an seine Schwester Ernestine, „da hat der Kaiser sein Recht verloren, und ich bin nichts, das sich mittheilen könnte und möchte. Die Art habe ich schon lange, und je älter ich werde, desto eigener wird sie mir. Für eine Tugend halte ich das gerade nicht, aber vergeben kann es doch wohl werden.“ Im engsten Kreise war er aber zu Zeiten recht fröhlich, liebte den harmlosen Scherz, mochte er selbst in gutmüthiger Neckerei sich ergehen, mochte er herzlich ein treffendes derbes Witzwort Anderer belachen. Außer solchen Gesprächen war ihm eine willkommene Erholung das regelmäßige allabendliche Schachspiel mit seiner Frau. Mit seinen Arbeiten begann er in früher Morgenstunde, und in den Jahren der vollen Manneskraft arbeitete er bis spät in die Nacht hinein; in der letzten Zeit vermied er das nächtliche Studium.

Seine Gesundheit war bis zum Jahre 1864 ohne erhebliche

Erschütterung. Aber auch bei kleinen Anstößen, die seiner Umgebung gar keine Besorgniß erregten, kamen ihm leicht Sterbegedanken. Im Anfang des Jahres 1864 aber wurde er ernstlich krank. Ihn quälte ein andauernder Husten, der mit Blutauswurf verbunden war, und erweckte in dem Siebzigjährigen die Ueberzeugung, daß er nur noch wenige Wochen zu leben habe. „Kommt bald," schrieb er seinen Neffen Eduard und dessen Frau einladend, „sonst findet Ihr mich nicht mehr." Nur die Arbeit in der Schule hielt ihn noch frisch und aufrecht; kam er aus ihr zurück, so war die Kraft erschöpft. Auch den Mai hindurch, der leider das von ihm so herzlich ersehnte Frühlingswetter nicht brachte, ging es nur langsam zur Besserung; es war ein schwaches Vegetieren, frei von körperlichem Schmerz wie von körperlichem Wohlgefühl; selbst die Herzensfreude, die er über den Besuch seines Bruders aus Mirow und seines Sohnes Albert empfand, half ihm nicht auf. Als dann endlich Mitte Juni schöne, warme Tage kamen, fühlte er sich innerlich bedeutend wohler, wenn ihm auch die noch nicht gehobene Krankheit Unbequemlichkeit genug machte. Da er nun damals auf völlige Genesung nicht hoffte, dachte er bereits an Emeritierung, schon zu Michaelis des Jahres, um dann nach Jasenitz zu gehen und dort recht still und einsam zu leben und vielleicht an der Damaris weiter zu arbeiten. Das letzte Stadium seines Lebens glaubte er eingetreten. Doch bald verschwanden die Krankheitserscheinungen ganz, und er entschloß sich sein Amt fortzuführen. Die Sterbegedanken freilich verließen ihn auch da nicht; wurde er doch durch den Tod Hasselbachs, durch die schwere Krankheit Löwes von neuem daran erinnert. So lehnte er auch die Einladung seines Neffen Wilhelm, zu den Sommerferien nach München zu kommen, mit der Begründung ab, er müsse in der Nähe bleiben und ausruhen; am Ende der Ferien erst werde sich absehen lassen, ob es mit ihm zum Leben oder zum Sterben gehe. Den Anfang der Ferien verlebte er in Jasenitz und „schwelgte dort in Rosenduft." Und so wohl bekam ihm der Aufenthalt dort, wo es ihn schon wie Seeluft anwehte, daß er in denselben Ferien noch einmal dahin

ging. Als die Schulthätigkeit wieder begann, nahm er unverzagt und frohen Muthes seine Arbeit wieder auf und hoffte nun noch sein Amtsjubiläum zu erleben. Seien ihm dann noch ein paar Jahre beschieden, schrieb er an Wilhelm von Giesebrecht, so möchte er sie ganz still und verborgen in Jasenitz verleben. „Das hat mir seit Jahren im Sinn gelegen; neuerdings blätterte ich im Horaz, das carmen seculare fiel mir in die Hand. Da haben mich die Worte: Di senectuti placidae quietem beinahe bis zu Thränen gerührt, und sie summen mir, wie das ganze Gedicht, das ich nun erst recht lieb gewonnen habe, noch immer durch den Sinn. In Jasenitz hoffe ich die Erfüllung meiner Sehnsucht zu finden."

In der nächsten Zeit kehrten die Krankheitserscheinungen sporadisch zwar wieder, er mußte schlaflose Nächte unter Schmerzen zubringen, verlebte in Folge davon einzelne matte Tage, aber im ganzen war doch die Gewalt der Krankheit gebrochen. Nur das Gehen wurde ihm sauer, die Bewegung verursachte ihm heftiges Herzschlagen. Auf seinem Arbeitszimmer aber fühlte er sich frisch und wohl und versenkte sich in weitschichtige Studien. Der Arbeit könne ein Menschenkind doch nicht entbehren, meinte er; und wenn er ruhig zu Hause sitze, habe er noch Kraft und Lust genug zu geistiger Thätigkeit. So ging der Winter hin; und als der Frühling (1865) ihm „näher auf den Leib rückte," als er schon eine Nachtigall schlagen gehört hatte, legten sich auch die Schwerathmigkeit und die Beängstigungen, die er bei der Bewegung empfunden hatte.

Im Herbst reichte er beim Patronat sein Gesuch um Pensionierung ein. Sein Bruder Friedrich in Mirow, bei dem er mit seiner Frau im Sommer zu Besuch gewesen war, hatte die pfarramtlichen Geschäfte bereits abgegeben. Ihm selber stand noch ein halbes Jahr amtlicher Arbeit bevor, und ihm bangte vor diesem Winter, obwohl seine Gesundheit kaum etwas zu wünschen übrig ließ. Mit dem Rücktritte von der Schule wollte er dann auch der literarischen Thätigkeit entsagen und deshalb mit diesem Jahrgang die Damaris schließen. Es sollte keine

Zeile mehr von ihm in die Druckerei gehen. Doch war das kein fester Entschluß, nur vorübergehende Stimmung; denn als ihn Eduard Böhmer aufforderte, ein Schlußwort zur Damaris zu schreiben, ging er nicht darauf ein, da er sich gern die Möglichkeit offen halten wollte, die Sache noch einmal wieder aufzunehmen. Die Besorgniß vor dem Winter war keine ungegründete; die Krankheitsanfälle des vorigen Winters wiederholten sich, verschwanden aber viel schneller.

In den ersten Tagen des Januar (1866) waren es funfzig Jahre, daß er nach Stettin gekommen. Die Erinnerung an die ersten Stunden, die er in seiner zweiten Heimat verlebt hatte, wurde in ihm lebendig: wie er in dem Maurerkruge am Roßmarkt, den ihm der Schirrmeister als einen guten Gasthof empfohlen, die Nacht auf der Bank der von Bier und Tabak duftenden Schenkstube hatte zubringen müssen, und als eben vom Kriegsleben heimgekehrter Husar, der keine großen Ansprüche macht, auf dem harten Lager fest geschlafen; wie er dann am Morgen sich nach Hasselbachs Wohnung hingefragt und dort eine gastlichere Aufnahme gefunden. Den Unterricht am Gymnasium hatte er wenige Tage später begonnen, seine Vereidigung erfolgte am 5. Mai. Als ihm nun sein Gesuch, ihn schon zu Ostern zu pensionieren, vom Patronat in ehrenvollster Weise bewilligt war, hoffte er einem officiellen Jubiläum, von dem nach seiner Meinung nur am 5. Mai die Rede sein könnte, zu entgehen; er werde sich also, schrieb er an Ed. Böhmer, wie ein stiller Mensch von seinen Collegen und seinen Schülern verabschieden und seines Weges ziehen, nicht nach Jasenitz, wie er früher gewünscht, sondern nach Grünhof (nahe bei Stettin), seiner Frau zu Liebe, die sich schwer von den Stettiner Verhältnissen trenne.

Da aber sein Nachfolger in seiner alten Stellung noch den Sommer über gebunden war, glaubte er sich der Bitte des Patronats, so lange noch im Amte zu bleiben, nicht entziehen zu dürfen, da er sich nicht als körperlich unfähig bezeichnen könne.

Am 5. Mai wurde das Jubiläum des hochverdienten Lehrers in würdiger Weise gefeiert. Vertreter des Magistrats und

der Gesellschaft für Pommersche Geschichte und Alterthumskunde begrüßten ihn im Conferenzzimmer des Gymnasiums mit ehrenden Ansprachen, mit Worten des Dankes für alles, was er für die Bildung der Jugend und für die Wissenschaft geleistet*). Der Provinzial-Schulrath Wehrmann übergab ihm hierauf den von dem Könige ihm verliehenen Adler der Ritter des Hohenzollern-Ordens**). In der Aula hatten sich inzwischen die Schüler versammelt, auch eine große Anzahl von früheren Schülern. Lieder von Giesebrecht wurden gesungen und gesprochen. Die Festrede hielt Director Heydemann; „er hob die Bedeutung der seltenen Feier hervor, schilderte die Eigenthümlichkeit des Gefeierten und seine Verdienste um die Anstalt, und gab dem Danke, den ihm dieselbe für seine funfzigjährigen treuen und segensreichen Dienste schuldet, Ausdruck.“ Die Schüler brachten ihm werthvolle Geschenke dar, unter ihnen eine Sammlung von Kupferstichen Kaulbach'scher Bilder. Darauf übergab ihm der Provinzial-Schulrath Wehrmann ein Glückwunschschreiben der Behörde, in welchem die Verdienste des Jubilars in ehrendster Weise anerkannt wurden. Zuletzt überreichte ihm eine Deputation früherer Schüler das Statut eines mit seinem Namen bezeichneten Stipendiums für bedürftige Studierende, dessen Capital sich etwa auf 2000 Thaler belief. Auf jede Ansprache antwortete Giesebrecht in würdiger und ergreifender Weise.

Nachträglich (im Juni) erhielt er noch von der theologischen Facultät in Greifswald das Doctordiplom***), eine Gabe, auf die er besonderen Werth legte, nicht aus Eitelkeit, sondern weil eine

*) Die Gesellschaft widmete ihm zu seinem Ehrentage das zweite Heft des Jahrgangs XXI. der baltischen Studien. Außerdem wurden ihm folgende Schriften zugeeignet: Ueber Dantes Monarchie von E. Böhmer, Ueber Schlaf und Tod von F. Splittgerber, Quaestionum grammaticarum specimen von O. Kloß, Johann Schefflers Cherubinischer Wandersmann von F. Kern.

**) Im Jahre 1861 bei der Krönung des Königs hatte er schon den Rothen Adler-Orden erhalten.

***) Die philosophische Facultät in Königsberg hatte ihn bereits im Jahre 1862 zum Doctor honorarius ernannt.

„so hoch geachtete Genossenschaft unerwartet für ihn Zeugniß ablegte, dessen Gläubigkeit, dessen Religionsunterricht von dieser und von jener Seite angefochten war.“ Der Decan der Facultät begleitete das Diplom mit einem Schreiben, in welchem er dem Jubilar die große Werthschätzung ausdrückte für die vielen Verdienste, die er sich durch ein funfzigjähriges rastloses Wirken im Dienste der Wahrheit, die aus Gott ist, um Wissenschaft, Kunst, Schule und Kirche, insbesondere auch um die Kirchengeschichte Pommerns erworben[16]).

So herzlich sich aber Giesebrecht auch über die bedeutende Gabe freute, dem Puritanismus, der ihn vor beinahe funfzig Jahren abgestoßen, blieb er auch jetzt fern. Christliche Wissenschaft, christliche Kunst zu pflegen, erkannte er als seinen Beruf, dagegen die äußere und die innere Mission, und was sonst das evangelische Pfarramt als seine Domäne betrachtet, das alles ließ er mit seinen Vorzügen und Mängeln auf sich beruhen; man mochte auch eine Beisteuer für dergleichen Zwecke von ihm entnehmen, seine Thätigkeit ging nicht nach dieser Richtung. Die Gefühle, die ihn bewegten, als er das Diplom erhalten, ergoß er in folgende Strophen:

Das große Blatt liegt vor mir ausgebreitet,
Die Meister sprachen, meine Lippe schwieg.
Wer ist es denn, der jetzt noch für mich streitet,
Da meine Seele nichts mehr weiß vom Krieg?
Den ich vor Jahren mir ersehnt, er schreitet,
Er neigt sich nun zu mir, der frohe Sieg,
Der Sieg des Friedens. Wohl, so laßt mich schweigen,
Stumm meines Herzens Dank gen Himmel steigen.

Nun wirst du ganz der Kirche dich ergeben,
Du liebst sie ja von deiner Jugend an.
Ich liebe sie, ob auch ihr jetzig Streben
Nicht, wie es war, da ich sie lieb gewann:
Ich richte nicht. Doch mein Beruf, mein Leben
Sind anders, als die ihren, angethan:
Sorgt sie und müht im niedern Erdenthale,
Pflanz' ich das Kreuz im Land der Ideale.

Von den Verwandten, die ihn an seinem Ehrentage nicht persönlich begrüßen konnten, von früheren Schülern und Collegen trafen zum 5. Mai Briefe ein, die ihm zeigten, wie viel Liebe, welche tiefe Hochachtung er sich in vielen Herzen erworben hatte. Die Briefe sprachen von der großen, geistigen Gemeine, die er gestiftet, von dem Eindruck der Hoheit und sittlichen Vollendung, den seine Persönlichkeit gemacht. Auch in den Schülerinnen war die Erinnerung an seinen geistvollen, anregenden Unterricht lebendig geblieben. Sie schenkten ihm eine schöne Mappe, darin Widmungsblatt und Gedenktafel mit den Namen der Geberinnen, das Ganze begleitet von folgendem sinnigen, geschmackvollen Gedicht*):

Auf freier Höh', umstrahlt vom Abendgold,
Legst du des Lehrers schweren Stab zur Ruh,
Und blickst zurück den mühevollen Pfad,
Den unbeirrt, in Treue, Schritt vor Schritt
Ein halb Jahrhundert du hinan gestiegen.
Und unter dir liegt frisch und grün ein Wald
Von jungen Männern in der Manneskraft,
Ein deutsches, zähes, markiges Geschlecht,
Das du gebildet, dem du vorgeschritten
Mit edlem Streben, voller Gottvertrauen,
Mit ernstem Wissen und mit sinn'gen Liedern.

Und heute rauscht es laut in allen Zweigen,
Dem theuern Lehrer Lob- und Dank zu weihn.
Da dringt ein leiser Duft zu dir empor,
Und blaue Blumen flüstern aus dem Thale:
Auch wir, o Freund, gedenken treulich dein!
In deiner Obhut durften wir erblühn,
Du führtest uns, in voller Jugendfrische,
Ins wunderbare Reich der Poesie.
Daß sie uns jung erhielt im ernsten Leben,
Mag Gruß und Bitte dir ein Zeugniß sein:
O sammle auch für uns in diese Schaale
Die lichten Perlen deiner Dichtung ein.

*) Die Dichterin lebt in Stettin; sie bezeichnete sich unter einem früher an Giesebrecht gerichteten Gedicht als dessen dankbares Schulkind Julie.

Giesebrecht beantwortete den poetischen Gruß mit einem Gedichte, in welchem er den Jubiläumstag mit seinem Geburtstag vergleicht, an dem in früherer Zeit, als er noch Lehrer an der Blume'schen Schule war, dieselben, die als Frauen ihm jetzt ihre Glückwünsche darbrachten, ihn als junge Mädchen festlich begrüßt hatten:

Am fünften Mai? Zu früh! Am fünften Juli,
Wenn meine Lilien und Rosen blühn,
Dann kommen, wandelnde Blumen, meine Mädchen
In mein umbautes Gärtchen grüßend her. — —
Und doch, es ist ja wahr. Der kleine Garten
Ist längst nicht mehr der meine; die in ihm
Vormals geblüht, wo sind die Mädchenblumen?
Ich selbst — ganz recht, ich steh' im fünften Mai.
Sie kommen heut nicht selbst, doch ihre Grüße
Von nah und fern, als Bild, als Lied geformt.
Auch andre Namen! Sind denn das dieselben,
Die ich am Schultisch sonst um mich gesehn?

Dieselben. Was in erster Jugend Anmuth
Prophetisch ihr Gesicht verkündigte,
Ob auch nicht jedem Auge gleich verständlich,
Das hat als stilles, liebetreues Thun
Am frommen Heerde, in der Kinderstube,
Von andern Mädchenblumen frisch umblüht,
Am Krankenbette, auch im Dienst der Musen
Sich da und dort, wie heimlich, nun erfüllt:
Denn Schönheit ist der Güte Morgenschimmer.

Dieselben. Ja sie denken noch an mich
Am fünften Mai, wie sonst am fünften Juli,
Sie wissen, daß der Alte sie geliebt,
Gelehrt in ihrem Kinderparadiese.
Ist das verschwunden, sind wir weit verstreut?
Das Paradies der Alten eint uns alle.
Lebt wohl! Auf Wiedersehn! Und tausend Dank!

Nach seinem Jubiläum zog er nach Grünhof. Er fühlte sich behaglich in der ländlichen Zurückgezogenheit, saß Stunden lang auf dem Balkon, las und arbeitete, und wenn er aufblickte,

lagen die grünen Gärten und Saatfelder und dahinter der Dammsche See vor ihm. Sein freundliches Stillleben wurde aber bald dadurch gestört, daß seine Frau zu kränkeln anfing. Daß die Krankheit einen verhängnißvollen Ausgang nehmen könnte, kam ihm zunächst gar nicht in den Sinn, und als es im Juni scheinbar zur Genesung ging, faßte er den Entschluß, während der bevorstehenden Sommerferien mit ihr zu den Geschwistern nach Mirow zu reisen. Als sie aber von dort zurückgekehrt waren, wurde der Zustand seiner Frau sehr bedenklich, und schon am 19. August erlag sie ihrem Leiden, im siebenundvierzigsten Jahre ihrer Ehe. „Es war ein angstvolles, aber heiliges Sterbelager;" sagt Giesebrecht in den Anmerkungen zu seinen Gedichten, „obwohl schon leidend, blieb sie doch thätig, so lange die Besorgniß um die schwer erkrankte Schwiegertochter, die Frau unseres Felix, sie in Spannung erhielt. Aber sie mußte ihre Bertha ins Grab senken sehen. Das war ihr letzter Ausgang. Sie legte sich in so bestimmtem Vorgefühl ihres Todes, daß sie es ablehnte, mit mir sich zum Gebet um ihre Genesung zu vereinigen. Bei vollem Bewußtsein ertrug sie die zunehmenden Schmerzen und Beängstigungen mit kindlicher Geduld und Gottesergebung, immer nur die Mühe bedauernd, die sie den Töchtern, ihren Pflegerinnen, mache. Mir ist bange, sprach sie zu mir, ob mich Gott auch zu Gnaden annehmen wird; und als ich ihr erwiderte: er hat Dich längst angenommen, wandte sie mir ein, sie könne doch nicht beten, wie sonst, könne nur flehen: vergieb mir meine Schuld. Meine Antwort, daran sei es auch ganz genug, schien sie nicht völlig zu beruhigen; sie mochte annehmen, es sei allein meine Liebe zu ihr, die mich so sprechen lasse. Um so tröstlicher war es ihr, daß mein treuer Freund, der Geistliche, dem meine Gedichte gewidmet sind*), den sie nicht so befangen glauben konnte, bei seinen Krankenbesuchen sich mit andern Worten, doch in gleichem Sinn gegen sie äußerte. Sie verlangte noch einmal das Sacrament zu genießen. Hasper theilte es, auf meine Bitte, uns

*) Der Superintendent Hasper, von dem schon oben (Seite 324) die Rede war.

beiden aus. Die Kranke war sehr bewegt. Etwas später sagte sie zu mir: nun hat der Herr mir alle meine Sünde vergeben; daß ich mich nur nicht durch Ungeduld von neuem versündige. Sie schien zu fühlen, daß ihr noch Schweres bevorstehe. Und es geschah so. Schmerzen, Beängstigungen, Fieber steigerten sich die Nacht und den folgenden Tag, kein ungeduldiges Wort kam über die Lippen der Leidenden, aber manches liebreiche für die Ihrigen, die sich um ihr Lager einfanden, mancher tröstende Blick, wo sie Thränen sahe. Deine Hand ist so fest und so weich, sagte sie zu ihrer Tochter Hedwig, du sollst mir die Augen zudrücken. Im Nebenzimmer hing ein Kupferstich, ein Christuskopf, der seit Anfang unserer Ehe bei uns gewesen war, über dem sie immer einen Kranz von frischen Blumen oder von Immortellen gehabt hatte: das Bild ließ sie herbeiholen und sich gegenüber aufstellen. O mein Gott, komm! komm! seufzte sie. Und als die Sonne sich zum Untergange neigte, sank auch der Kopf der Sterbenden zurück, der Puls stand still, Hedwig that, was ihr aufgetragen war. Die Leiche wurde von den Töchtern eingesargt, keine fremde Hand sollte sie berühren; aber Blumen und Kränze wurden ihr von vielen gebracht, sie lagen am Fußende über sie hin gebreitet, in ihrer Rechten der Palmenzweig, den ein Freund des Hauses ihr gesandt hatte, auf dem erkalteten Angesicht der Ausdruck tiefen Friedens. Hasper sprach an dem offenen Sarge, dann mein Abschied. Dann schlossen sie den Sarg, und der Leichenwagen nahm ihn auf."

Seinen Schmerz über die Trennung, seine Stimmung an ihrem Grabe, sein Gefühl der Vereinsamung drückte er in folgenden tief empfundenen Liedern aus:

Anmuthig Mädchen du zu meiner Seiten,
Als wir die Ringe tauschten, ich und du,
Wie anders jetzt! Ach es sind bange Zeiten,
Im Sarge liegst du da, in stummer Ruh.

Wohl, himmlisch schön! Ja du bist noch die Meine,
Liegt auch die Palme schon in deiner Hand.

Noch einen Kuß auf deine Stirn, die reine!
Nun lebe wohl, du lebst in schönerm Land.

Liegst du da, bedeckt mit Kränzen,
Dich bedeckt auch tiefer Schnee,
Wie die Sterne droben glänzen,
Du bist — Grab, und kalt und weh.

Ach du redest mir vergebens,
Machst die Seele mir nicht mild,
Das ist nicht des warmen Lebens,
Ihrer frommen Liebe Bild.

Anders, anders, wenn im Traume
Mir die Freundliche sich zeigt,
Wenn sie, wie dem Meeresschaume,
Der Erinnrung mir entsteigt.

Da ist Liebe, da ist Leben,
Da ihr Auge still und klar,
Und Gedanken in mir beben,
Und Gebete heilig wahr.

Die Thräne fällt, doch nicht des Scheidens,
Du bist ja nicht von mir getrennt,
Die Thräne fällt, doch nicht des Leidens,
Ich weiß die Seele, die mich kennt.

Du kommst kein Geist von deinem Grabe,
Du trittst hervor aus meiner Brust,
Ich weiß, daß ich in mir dich habe,
Bewußt und halb und nicht bewußt.

Die Thräne fällt nur um dein Schweigen.
Vernähm' ich deiner Stimme Ton!
Die Nacht ist da, der Sterne Reigen,
Dein Wort der Liebe mir entflohn.

Es war ihm nun eine wehmüthige Freude, die Papiere der Entschlafenen zu durchmustern. Er schreibt darüber: „Sie hatte jedes Blatt von meiner Hand, jedes Briefchen, das ich während

längerer oder kürzerer Abwesenheit, mitunter aus einem Hause der Stadt in das andere, ihr geschrieben hatte, sorgfältig aufbewahrt; ich suchte meine eigenen Schubladen nach und fand auch da noch die meisten ihrer Antworten. Die Correspondenz ordnete ich und las sie durch, um mir die früheren Zeiten zu vergegenwärtigen. Der Sachinhalt meist nicht von Bedeutung, aber derselbe Hauch der Liebe in den verschiedenen Jahren, derselbe in Scherz und im Ernst: ich freute mich der Einigkeit, in der wir gelebt hatten. Aber in schlaflosen Nächten, wenn die Erinnerung mir das Vergangene zurückrief, trübte sich meine Freude, ich fand, daß ich mir manche im Innern zurückgehaltene, wohl auch manche geäußerte Aufwallung vorzuwerfen hatte, ich habe mich selbst angeklagt und gerichtet." Auch diese Stimmung hat er poetisch dargestellt in dem S. 44 mitgetheilten Sonette.

Seine Kinder baten ihn, nun wieder in die Stadt zu ziehen, damit sie ihn besser pflegen könnten. Da er es zunächst ablehnte, zog seine Enkelin Therese Zitelmann, Ernestinens Tochter, zu ihm, um für den Großvater zu sorgen. So viel sein Schulamt, das er noch den Sommer über zu verwalten hatte, ihm Zeit ließ, verwandte er auf eine neue Sammlung seiner Gedichte. Dreißig Jahre waren vergangen, seit er die erste aus einem Bande bestehende Sammlung hatte erscheinen lassen. Bei der Durchsicht derselben hatte er wenig zu ändern, fügte aber den Gedichten dieses Bandes, wie den neu hinzugekommenen des zweiten Bandes Anmerkungen hinzu, um den in der Wirklichkeit liegenden Hintergrund, aus dem all sein Dichten aufgestiegen, anzudeuten, so weit sein Erinnern reichte*). Die neue Ausgabe widmete er seinem Freunde Hasper mit folgender poetischen Zuschrift:

Dir hab' ich meinen Jammer ausgeweint,
Als sich mein Weib der Erde abgewendet,
Du hast uns beiden, das uns ewig eint,

*) Die beiden Bände erschienen als zweite vermehrte Ausgabe seiner Gedichte im Jahre 1867 in Stettin bei Th. von der Nahmer.

Das Mahl des Herrn zum letzten Mal gespendet,
Hast Sie gesegnet, als des Lebens Feind
Den Todespfeil in ihre Brust gesendet;
Mein Freund am Sterbebett und Leichentuch,
Dir bring' ich, Alter, meines Lebens Buch.

Die Welt wird mich und meine Lieder richten,
Auch wohl ein Frommer tritt heran und wägt;
Sie mögen prüfen, mögen strenge sichten,
So wird das Korn gereinigt und gefegt;
Nur wenn sie meine Arbeit ganz vernichten,
Wenn mich der Uebermuth zu Boden schlägt:
Dann sei mein Zeuge du und sprich dies Eine:
Er hing dem Herrn doch an und der Gemeine.

Aus dem zweiten Bande habe ich im Verlauf meiner Darstellung, um Giesebrecht zu charakterisieren, schon eine große Anzahl von Gedichten mitgetheilt. Ueber den Inhalt dieses Bandes sagt der Dichter selbst: „In ihm fehlt ein Buch des Dichters, es bedarf keiner neuen Einleitung, ein Buch des Jugendtraums, die Jugend mit ihren Träumen ist vorüber, ein Buch des Kriegers, der Dichter ist mitten in friedlicher Thätigkeit, auch für ein Buch der Liebe und der Märchen findet er in seinem Lebensalter keinen Raum mehr." Das Apostatenbuch ist fortgesetzt als Buch des Independenten, das Buch des Meeres hat sich zum Buch des jungen Seemanns gestaltet. Neue Stoffe bringen die Bücher, welche von seinem Leben in Jasenitz, von seinem Verhältniß zu Hasselbach, ebenso die vier, welche er als Buch des Weines, des Nordens, des Grals und der Heimgegangenen bezeichnet hat. Auch prosaische Stücke enthält dieser zweite Theil: die Rede zur Hasselbachfeier, seine Abschiedsrede, die Rede über Löwe's Bedeutung für Stettin, die Ansprache an die Jugend am Tage vor der Schlacht bei Königgrätz und eine Dichtung in ungebundener Rede unter dem Namen „Kindheits-Evangelium." Drei schöne Gedichte, unter der Bezeichnung „Dichterkind" zusammengefaßt, rühren, wie er selbst in den Anmerkungen angiebt, nicht von ihm, sondern von seiner Tochter Anna her.

Epische Dichtungen enthalten besonders die Fortsetzungen des

Buches der Welschen, der Griechen, der Hebräer, Oratorien das Buch des Grals. Der Hauptwerth auch dieses Bandes liegt in den lyrischen Gedichten, die ebenso, wie die im ersten Theile, ein klarer Spiegel seiner Seele sind. Er hatte wohl Recht dazu, seine Gedichte, als er mit einem Exemplar derselben ein Geschenk machte, mit folgenden Worten zu begleiten:

Dies Buch bin ich. Aus weit entfernter Zeit,
Eh dich, mein Kind, der Mutter Arm getragen,
Kann dir dies Ich von Menschenleben sagen,
Von Menschenfreude und von Menschenleid.

In dem Buch des Hauses werden nicht nur Vorkommnisse der eigenen Häuslichkeit, der eigenen Familie, engeren wie weiteren, poetisch behandelt; es enthält auch manche Gedichte, die sich auf das Leben seiner Collegen und Freunde beziehen, unter ihnen zum Theil vortreffliche.

Mit dem Schlusse des Sommersemesters war seine Arbeit an der Schule beendet. Die inhaltreiche Rede, mit welcher er am 21. September für alle Liebe, die er in seinem Berufsleben erfahren, dankend Abschied nahm, schloß mit den Worten: „Und wer hätte höheren Anspruch auf meinen anbetenden Dank als Gott, der mich durch Trauer und Freude bis hierher geleitet hat; aber — das ist unser heiliges Geheimniß, des Allmächtigen und des Staubgeborenen. Ich schweige, ich gehe: meine Klause ist bereitet."

Tags darauf reiste er nach Jasenitz, kehrte aber nach wenig Tagen nach Grünhof zurück; ihn verlangte sehnlich nach den Räumen, in welchen seine Frau ihre letzten Tage verlebt hatte. „Da bin ich kein Wittwer;" schrieb er, „da ist mir manchmal, wenn ich bei der Arbeit sitze, als lege sie mir die Hand auf die Schulter. Ich wende mich um, und wenn ich das Angesicht auch nicht sehe, sie ist es doch gewesen."

Seine Wohnung in Grünhof, die im Sommer sehr freundlich war, erwies sich aber bei den Herbststürmen als sehr kalt und unbehaglich. Dazu hatte er nicht den leichten Verkehr mit Anderen,

wie in der Stadt und war doch auch nicht in stiller Einsamkeit. Die Besuche bei ihm drängten sich mitunter so, daß er zu keiner Arbeit kam. So kehrte er schon im December in die Stadt zurück, wo er seine Wohnung in dem Hause seines Schwiegersohnes, des Justizrath Zitelmann nahm: seine Tochter Ernestine umgab den geliebten Vater mit zärtlichster Sorge.

Körperlich fühlte er sich wieder viel wohler, als in den letzten Jahren seiner amtlichen Thätigkeit, und geistig blieb er von wunderbarer Frische und Regsamkeit. Er verfolgte mit dem lebendigsten Interesse neue Erscheinungen der theologischen Literatur, beschäftigte sich eifrig mit Dante, wendete aber auch die gespannteste Aufmerksamkeit den politischen Ereignissen zu. So schreibt er im Januar 1867 an Wilhelm von Giesebrecht: „Ich habe das Deutsche Reich, so kümmerlich es war, als Knabe noch gesehen, habe seinen Untergang erlebt, ich hoffe auch dessen Wiedergeburt noch zu erleben, schöner und würdiger, als es in seiner letzten Gestalt war. Warum machen doch die Mittelstaaten und die Kleinstaaten so viel Umstände, das Kriegsrecht und die gesammte äußere Politik, die sie immer nur dem Namen nach, nie in Wirklichkeit gehabt haben, in die Hände der Großmacht zu legen, die allein beides mit Nachdruck üben kann? Selbst der Großherzog von Mecklenburg=Strelitz sucht davon zu retten, was er kann. Als ob sein Bataillon irgend etwas entscheiden könnte! Und wenn sie verzichten, wie viel bleibt auf andern Gebieten für jene Regierungen zu thun und zu schaffen, was Preußen nicht wirken kann? Was hat der Großherzog von Weimar seiner Zeit gethan, indem er wenigen geistvollen Männern, den Bildnern des ganzen Deutschlands, ihr Nest baute! Ich denke für die Zukunft zunächst an Baiern. Friedrich Wilhelm IV. lebt nicht mehr; die Pflege des Heeres überwiegt jetzt, und ich tadle das nicht, es bedarf dessen zumeist zu dem äußern Bestehen Deutschlands; aber die idealen Interessen sollen uns doch, so Gott will, nicht abhanden kommen. München wird immer mehr die Stätte und der Heerd der Germanischen Wissenschaft werden, der entgegen stehende Pol von Berlin, hier der Realismus, dort der Idealismus.

Ich habe große Erwartungen von München, und es treibt mich, mit eigenen Augen zu sehen, was davon schon zu sehen ist. Und blicke ich weiter, was wird König Johann, als Protector des Dantevereins werden können, wenn er will! Wie viel läßt an den Verein sich anknüpfen: Dresden kann der Heerd der Romanischen Wissenschaft und Kunst werden, wie München der Germanischen. Der König ist alt; aber in wenigen Jahren ließe sich noch manches einleiten. Und ich Alter habe die Freude, daß hier wie dort meine Söhne mitten in der Bewegung stehen, denn als meine Söhne darf ich Dich und Eduard doch wohl betrachten. Gott helfe Euch beiden und lasse Euch viel Freude an Eurer Arbeit sehen." Und ähnlich in einem wenig später an Ed. Böhmer geschriebenen Briefe: „Von Preußen erwarte ich auf dem Gebiete deutscher Kunst und Wissenschaft wenig oder nichts, nicht allein deshalb, weil hier, was ich für nothwendig halte, das militärische Interesse, mit ihm das materielle auf lange Zeit, wenn nicht für immer überwiegend sein wird, sondern auch um des Ganzes willen, den die kirchliche Bildung bei uns Evangelischen genommen hat. Der Leser weiß, daß Giesebrecht damit das Hinwenden zum Puritanismus meint. „Von solchem Puritanerthum," fährt er fort, „hält die Römische Kirche sich in der Regel fern, die Kirchengeschichte zeigt es. Nach dem Süden, dem katholischen Deutschland hin werden also christliche Kunst und Wissenschaft sich ziehen müssen, um von der kirchlichen Engherzigkeit in Preußen frei zu bleiben, sie werden es können, ohne daß der Evangelische seinem Glauben untreu wird, denn das Christliche, was in seinen Gebilden zum Ausdruck kommt, findet wohl auch in der katholischen Welt Anklang. Für uns Preußen aber wird allem Ansehn nach der Beginn politischer Größe zugleich der Beginn idealer Verarmung sein; die Empfänglichkeit mag bei Vielen bleiben, die hervorbringenden Kräfte werden wie die Zugvögel nach Süden wandern. Darum habe ich nun einen Trieb nach München, ich möchte mit eigenen Augen und Ohren vernehmen, ob und wie weit das Nest für die Zugvögel bereitet ist."

Als W. v. Giesebrecht im Jahre 1862, dem an ihn ergan-

genen Rufe folgend, von Königsberg nach München zu übersiedeln im Begriff stand, hatte er diesen eingeladen, die Reise über Stettin zu machen. „Denn," schrieb er, „ob wir uns noch einmal wieder sehen, wenn du in München bist, scheint mir sehr zweifelhaft. Du wirst keine besondere Veranlassung haben, nach dem Norden zu kommen, und ich stehe in meinem siebenzigsten Lebensjahre." Und nun, fünf Jahre später, zog es ihn unwiderstehlich dorthin.

Auf der Hinreise besuchte er Böhmers in Halle. Sein Neffe Eduard und dessen Frau waren glücklich, den geliebten und hochverehrten Onkel einige Tage bei sich zu haben, und er fühlte sich von Herzen wohl in dem kurzen Zusammenleben mit ihnen. In dem ersten Briefe aus München schrieb er, bewegt von der Liebe, die er in Halle, die er in München, im Hause seines Neffen Wilhelm, gefunden, und voll von den Eindrücken, welche die Reise durch Baiern und schon die ersten Tage in München auf ihn gemacht hatten, an Eduard Böhmer und dessen Frau: „Mein Leben neigt sich zum Untergang, aber Gott hat mir doch ein wunderbar schönes Abendroth beschieden." Und mit besonderer Beziehung auf Hedwig Böhmer: „Du gehörst auch hinein in mein Abendroth, es flammt um Dich, um Euch Beide her."

Durch seine Reise drangen so viele neue Vorstellungen auf ihn ein, daß er glaubte, sie erst dann, wenn er still wieder in der Heimat sei, alle zusammenbringen und in die alten einfügen zu können. Schon in Bamberg hatte er zum ersten Male einer stillen Messe beigewohnt; er fand diese Cultusform köstlich: es sei verbundenes und zugleich einzelnes verborgenes Gebet der Gemeinde, wie es nach dem Gebot Christi sein solle. Münchens Kunstsammlungen und Kirchen bewegten sein für Schönheit so empfängliches Gemüth aufs tiefste. Sein Neffe Wilhelm machte ihn mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten Münchens bekannt, auch mit Döllinger, dessen klarer Verstand und große Gelehrsamkeit ihn mächtig anzog. Fast täglich wanderte er mit Wilhelm und Dorothea von Giesebrecht nach dem englischen Garten oder ging durch die Straßen der Stadt, auch die alten, zum Theil engen und krummen,

um sich möglichst zu orientieren. Auch mit der Geschichte von München suchte er sich bekannt zu machen, so weit es ohne tiefere Studien, zu welchen er die Zeit nicht hatte, möglich war. Gleich zu Anfang machte er einen Ausflug nach Salzburg und ins Tiroler Land und ging in den ersten Tagen des August auf mehrere Wochen nach Kufstein, an den nördlichen Eingang der Straße, auf der seit zwei Jahrtausenden die Völker diesseit und jenseit der Alpen in Krieg und Frieden verkehrt haben. Er erquickte sich an der herrlichen Gebirgsnatur, die „von allen Seiten, durch alle Poren sich an ihn drängte.“ Ja, der Fünfundsiebzigjährige ließ es sich nicht verdrießen auf den Thierberg zu steigen, um von dort ins Innthal tief hineinzusehen, um die Gestalt des Landes sich verständlicher zu machen. Anfang September begab er sich mit seinem Sohne Felix, der ihm nachgekommen war, auf die Rückreise, besuchte seine Geschwister in Mirow und war am 20. September wieder in Stettin.

Die Reise hatte ihm außerordentlich wohl gethan. Voll dankbarer Rückerinnerung schrieb er an W. v. Giesebrecht: „Ich habe von München nicht wenig erwartet; ich habe viel mehr gefunden, als ich erwartete. Die Bestimmung der Stadt Berlin gegenüber ist mir während meines Aufenthalts noch gewisser und deutlicher geworden. Und ich habe Dir und Deiner Frau ins Herz gesehn, wie nie zuvor. Der Sommer, den ich bei Euch verlebt habe, bleibt mir fort und fort gegenwärtig.“

Nach der Reise fühlte er sich frisch und gesund, sich selbst zum Erstaunen, und konnte den ganzen Tag über literarisch thätig sein. So erwachte in ihm denn das Verlangen, auch im nächsten Jahre fortzureisen und zwar nach Jerusalem. Es war das kein flüchtiger Einfall, sondern ernste Absicht, ja ein bereits bis in Einzelheiten wohl überlegter Plan, der nur deshalb nicht zur Ausführung gekommen ist, weil es ihm an einem Reisegefährten fehlte, so sehr er sich auch darum bemühte. Vor der Unbequemlichkeit des Alleinreisens wäre er nicht zurückgeschreckt, auch nicht vor dem achtstündigen Ritt von Jaffa bis Jerusalem, den ja, wie er meinte, ein alter Husar wohl noch zu Stande bringen werde,

wenn er auch seit länger als einem halben Jahrhundert kein Pferd unter dem Leibe gehabt habe; aber „eine bekannte Seele möchte ich doch um mich haben," schreibt er, „die, falls ich unterwegs stürbe, den Meinigen von meinem Tode Nachricht gäbe, denn als ein Verschollener zu enden, wünsche ich nicht; es muß doch alles seine Ordnung haben." Zunächst und vorzugsweise hatte er auf Wilhelm von Giesebrecht, als den ihm willkommensten Gefährten gehofft. Diese Hoffnung drückte er im Januar 1868 in folgendem Gedichte aus, welches auch von dem hohen Interesse klares Zeugniß gibt, das er längst wieder an deutscher Geschichte und besonders an der gelehrten Forschung seines Neffen gewonnen hatte:

Staufenthat und Staufensage
Richten Dir sich auf, sie stehn:
Ob nach Saladin die Frage,
Ob nicht Palmen Dich umwehn?
Sieh aus Lichtglanz sich erheben
Akkon und die heil'ge Stadt!
Sind das Nebel, die verschweben?
Zeigt die Wolke uns den Pfad?

Uns. Der Dich im Geist begleitet
Sechs und dreißig Jahre lang,
Dem Dein Thun das Herz geweitet,
Dem Dein Sieg wie Jubel klang,
Mit Dir zieht hinaus der Alte,
Lockt ihn doch ein hoher Lohn,
Daß er seinen Sabbath halte,
Wo vollendet Gottes Sohn.

Und Du, Forscher, Deinen Staufen
Folgend auf der fernsten Spur,
Wirst Begeisterung Dir erkaufen,
Und dem Geist dient die Natur;
Also fügt sich Stein zum Steine,
Bis Dein deutscher Dom gebaut
Und auf Berge, Fluren, Haine
Schweigend, sinnend niederschaut.

Die Sehnsucht nach Jerusalem drückte er in derselben Zeit noch in anderen Gedichten aus, auch das Gefühl, daß es ihm vielleicht beschieden sei, auf dieser Reise sein Lebensziel zu erreichen:

Wird mein Grab auf Meeres Grunde,
Wird es sein am Meeres Saum,
Führt mich heimwärts Gottes Stunde —
Erdenschatten, Erdentraum!
Geht mein Leben doch zur Rüste,
Staub vom Staub, was säumest du?
Ruft es, Edens ewiger Küste
Lichter Schwingen flieg ich zu.

Als die Hoffnung, mit W. v. Giesebrecht zu reisen, sich zerschlagen hatte, als dann andere Hoffnungen aufgetaucht und wieder vereitelt waren, vertiefte er sich während des Winters in wissenschaftliche Studien und in dichterische Arbeit. Für den Sommer (1868) erhielt er wieder eine Einladung nach München. Er nahm sie gern an; seien ihm doch, wie er schrieb, nur blasse Erinnerungen von den Bildern der Pinakothek geblieben; es sei nichts mit einer so alten, absterbenden Phantasie. Scherzend wies er aber seine Verwandten darauf hin, wie wenig er ihnen für ihre Liebe und Sorge bieten könne. Er schrieb: „Was wollt Ihr mit mir altem, mundfaulem Menschen, der alle Mühe und Unbequemlichkeit nicht einmal durch ein erheiterndes Gespräch vergelten kann. Oft habe ich im Gefühl meiner eignen geselligen Nichtigkeit mich geschämt und geängstet und in ein Mauseloch gewünscht." Aehnlich in einem spätern Briefe: „Das Sprechen gelingt mir immer schlechter, je älter ich werde, weil ich häufig das rechte Wort nicht finden kann: das Bewußtsein macht mich scheu, ich schweige lieber und werde Anderen dadurch zur Last."

Diesmal reiste er über Augsburg, blieb den Juli über in München und fuhr nachher von Kufstein, wo er vier Wochen lang verweilt hatte, mit seinen Verwandten über den Brenner nach dem Garda- und Comer-See und über den Splügen und den Bodensee nach Augsburg zurück, von da allein nach Hause. Auch auf dieser Reise erhielt er viel neue, ihn innerlich tief bewegende Eindrücke,

so das Passionsspiel in Erl; trotzdem aber blieb die Sehnsucht nach Jerusalem in ihm wach. Voll von dem Gefühl schrieb er im November an W. v. Giesebrecht: „Mir ist, als sei meine Lebensaufgabe noch nicht beschlossen, aber im heiligen Lande werde ich erst finden, was mir Noth sei. Welche Zerrüttung in der Kirche, in dem religiösen Leben unsrer Zeit, wohin man den Blick wenden mag! Wer weiß da hindurch den Weg zu zeigen! Im heiligen Lande, meine ich, müsse der Seele klar werden, wohin sie sich wenden soll. Die Quelle alles Lebens kennen wir auch im Occident, aber im Morgenlande ist kein politisches Geschwirr, da in der Stille, um die Geburtsstätte aller Religionen, um Bethlehem und Gethsemane, um Hebron und die Klagestätte der Juden, um die Pyramiden und die Necropolis von Alexandria, da wird mir ein Labetrunk gewährt werden, wie ich ihn hier nicht finde, da werde ich die Lieder dichten können, die meinem Buche noch fehlen, und ohne die es unvollendet bleibt. In meinen Liedern aber ist von meinem Erdenleben niedergelegt, was für die Erinnerung der Meinigen irgend einen Werth haben kann. Keiner von ihnen fühlt das mit mir, kann es mit mir fühlen. Ich habe gesagt, ich sei ein reicher Mann, und das ist wahr, aber ich bin auch ein armer Mann. Ja, das ist es, warum bin ich ein Phantast in dieser verständigen Welt?“

Der Reichthum, von dem er schreibt, war ihm so recht zum Bewußtsein gekommen, als er im Eingang desselben Briefes den Münchener Verwandten die Geburt einer Urenkelin gemeldet hatte. „Zehn lebende Kinder,“ schrieb er, „sechs eigene und vier erheirathete; ferner 23 lebende eigene Enkel und zwei erheirathete, sind 25 Enkel und eine Urenkelin. Summa Summarum: 36. Ich bin doch ein reicher Mann.“ Im Laufe des Winters (1869) wurde ihm die zweite Urenkelin geboren; er erhielt die Nachricht gerade, als er von dem Grabe seiner Frau zurückkehrte. Der Freude folgte aber bald das Leid, als eine Enkelin, Annas Tochter Luise schnell aus dem Leben schied.

Ihm persönlich war es während des Winters sehr gut gegangen, nicht der mindeste Anfall von Unwohlsein belästigte ihn,

er lebte ruhig und frisch mit seinen Büchern und fühlte sich kräftiger als seit Jahren. So dachte er immer noch an die Pilgerfahrt nach Jerusalem, wie an einen hoch ersehnten Abschluß seines Lebens und machte ernstliche Pläne zu dieser Reise. Doch gab er den Vorstellungen seiner Kinder nach und verzichtete; verzichtete auch, als es ihm bei Gelegenheit der Eröffnung des Suezkanals an Begleitern nicht fehlte:

Weht vorüber Luftgebilde!
Wo der Markt sich drängt und ballt,
Wo die Stadt und das Gefilde
Vom Getöse widerhallt,
Da ist weder Ort noch Stunde
Für den alten Mann bestellt,
Der in stillem Seelengrunde
Einsam seinem Gott gesellt.

Lieber in die Klosterstille
Ruft mich Jasenitz herein:
Ruhe, läutre dich mein Wille!
Hier soll die Verwandlung sein.
Zion und Morija schwinden
Fern von meines Fußes Pfad;
Aber dich, dich werd' ich finden,
Gnadenreiche Gottesstadt.

Im Sommer reiste er wieder über Halle nach München, um von da weitere Ausflüge ins Gebirge zu machen. Wieder bot ihm der Verkehr mit den Hallischen und Münchener Verwandten, die Anschauung von Kunstwerken und das Leben in der herrlichen Gebirgsnatur reichste und reinste Freude. Nach der Reise ging er im September nach Jasenitz zu seiner Tochter Anna. Seine Dienerin heirathete nämlich, und so löste sich sein kleiner Hausstand auf. Ihm war dabei wehmüthig zu Sinn; war es doch die letzte blasse Erinnerung an ein Familienleben früherer schönerer Jahre. Doch ging er gern in die noch stillere Einsamkeit bei den Aussichten, die ihm in seinem hohen Alter vorschwebten.

In Jasenitz genoß er einer Ruhe, einer Einsamkeit ohne Gleichen, die er jeden Augenblick mit dem Leben unter den Seinigen vertauschen konnte. Aus den Fenstern seines Wohnzimmers sah er unmittelbar in den Garten und weiter hinaus über Wiesen, durch welche zwei Arme der Oder sich hindurchwinden. Segelschiffe und Dampfer, der ganze Schiffsverkehr zwischen Stettin und Swinemünde, zogen an ihm vorüber; erst die Hügel auf dem jenseitigen Ufer begrenzen den Horizont. Eine norddeutsche Landschaft, aber sie that ihm wohl, obwohl er eben aus den Alpen gekommen war. Sah er doch von seinem Schlafgemach die Abendröthe so prächtig, wie in Kufstein, in der Klause das schönste Alpenglühen an der Felswand des wilden Kaisers. Es war ein feierliches Idyll um ihn her, wie er es sich für seine letzten Tage gewünscht hatte. Und wenn er im Winter nichts als Schneeebene weit hinaus sah und der Sturm draußen brauste, standen doch auf seinem Arbeitstisch blühende Hyazinthen, die an den kommenden Frühling mahnten.

Wissenschaftlich und dichterisch blieb er in Jasenitz unausgesetzt thätig, wie er es in den letzten Jahren in Stettin, ja zu Zeiten während seiner Reise gehalten hatte. Veröffentlicht hat er seit dem Jahre 1867 nur wenig: zwei gedankenreiche Vorträge, den einen über Schillers Bild in Stuttgart, den andern über das Wunder in der deutschen Geschichtschreibung. Aber handschriftlich ist noch manches vorhanden, theils unvollendet, theils vollendet, was von der ungewöhnlichen geistigen Regsamkeit und Klarheit, dem immer noch mächtig erregten Gefühlsleben des hochbetagten Mannes Zeugniß giebt. Außer vielen Gedichten, in denen er seiner tiefinnerlichen Religiösität Ausdruck gab, in denen er die Zeitereignisse oder Glück und Leid in der Familie besang, in denen er Begebenheiten der Geschichte episch oder dramatisch gestaltete, schrieb er auch manche Abhandlungen nieder. So Parallelen aus der deutschen Kirchengeschichte des Mittelalters und der Gegenwart, Ueber das Passionsspiel in Tirol und die Möglichkeit seiner Verbreitung in das protestantische Deutschland, Der Anglicanismus und die innere Mission, Ueber die Gemälde im

Treppenhause des neuen Museums in Berlin. Ja, eine Kritik, die sich auf seine Wendischen Geschichten bezog, gab ihm Veranlassung, nach langer Zeit wieder die alten Studien aufzunehmen. Die Gegenschrift, die er in der ersten Zeit seines Jasenitzer Lebens verfaßte, ließ er in den Jahrbüchern der Gesellschaft für die Geschichte von Schleswig, Holstein und Lauenburg abdrucken.

Auch in der Frage wegen der Civilehe ließ er um dieselbe Zeit öffentlich seine Stimme hören. In der Neuen Stettiner Zeitung (1869 Nr. 527) steht ein Artikel von ihm, aus dem ich Folgendes mittheile: „Die Spenersche Zeitung behauptet neuerdings, die obligatorische Civilehe sei in den östlichen Provinzen Preußens bis heute nicht im mindesten populär, wie das jeder Kundige zugestehen werde. Woher weiß das jeder Kundige? Mich dünkt, was nicht ist, könne so wenig populär als nicht populär sein. Auch handelt es sich in diesem Falle gar nicht um Popularität, sondern um das Recht. Das Eherecht steht der Entscheidung des Staates zu, nicht der Kirche, daher die Forderung der Civilehe. Der Juristentag in Heidelberg hat wohl gethan, da er für sie sich entschieden erklärt hat. Die evangelische lutherische Theologie ist mit ihm durchaus gleichen Sinnes.

Der kleine lutherische Katechismus, das einzige unserer symbolischen Bücher, welches dem Volke bekannt ist, enthielt in seiner ursprünglichen Gestalt, wie sie von Luther ausging, und wie Professor Harnack in Erlangen sie bereits im Jahre 1865 mit diplomatischer Treue wieder hergestellt hat, als integrirenden Bestandtheil ein Traubüchlein, dessen Vorrede wörtlich also begann:

> So manches Land, so manche Sitte, sagt das gemeine Sprüchwort. Demnach, weil die Hochzeit und Ehestand ein weltlich Geschäft ist, gebührt uns Geistlichen oder Kirchendienern nichts darin zu ordnen oder regieren, sondern lassen einer jeglichen Stadt hierin ihren Brauch und Gewohnheit, wie sie gehen. Etliche führen die Braut zweimal zur Kirche, beide des Abends und Morgens, etliche nur einmal, etliche verkündigens und bieten sie auf, auf der Kanzel, zwo oder drei Wochen zuvor. Solches alles und dergleichen laß ich Herrn und Rath schaffen und machen,

wie sie wollen, es geht mich nichts an. Aber so man von uns begehrt, vor der Kirche oder in der Kirche sie zu segnen, über sie zu beten, oder sie auch zu trauen, sind wir schuldig, dasselbige zu thun.

Also hat es im lutherischen Katechismus gestanden vom Jahre 1529 an fünf und zwanzig Jahre lang, und ist demgemäß die Jugend in unserem Lande unterwiesen bis 1554, acht Jahre nach dem Tode des großen Reformators. Da erst wurde auf einer Synode in Greifswald das von dem Generalsuperintendenten Knipstro verfaßte Hauptstück vom Amt der Schlüssel des Himmelreichs eingeschoben, dagegen das Traubüchlein sammt seiner Vorrede hinausgeworfen. Der lutherische Katechismus, wie er sich gegenwärtig in den Händen unserer Jugend befindet, ist also verfälscht. Dawider möchte eingewandt werden: Hatten die versammelten Geistlichen und im Einverständniß mit ihnen der Landesherr nicht das Recht, ja die Pflicht, an dem eingeführten Lehrbuch des Religionsunterrichts nach ihrer Einsicht zu bessern? Einen andern Katechismus einzuführen, das Recht stand ihnen unbedenklich zu; so hat auch der Kurfürst von der Pfalz gethan, als er den Heidelberger Katechismus in die Stelle des lutherischen treten ließ; aber in diesen Lehren einzuschwärzen, welche nicht Luthers Lehren waren, und auszustoßen, was Luther gelehrt hatte, das Recht hatten sie nicht, das kann niemand anders nennen, als Fälschung, ob auch der Herzog von Pommern und sein Generalsuperintendent sich daran betheiligt haben."

Mit Beziehung auf diesen Artikel schrieb er an Ed. Böhmer: „Man wird mich vielleicht fragen, ob die Augustana variata auch eine Fälschung sei, und ich antworte rund und klar: allerdings. Und doch steht die Sache ein wenig anders. Der Verfasser selbst ist der Veränderer; das stände ihm wohl zu, wenn er die Confession für sich allein verfaßt hätte; aber nachdem die protestirenden Reichsstände sie als in ihrem Namen gethan anerkannt und sie vor Kaiser und Reich vertreten hatten, gehörte sie ihnen; Melanchthons Aenderung kann ich nur eine Fälschung nennen. So bin ich lutherischer als die Lutheraner par excel-

lence. Sie wollen dem Staat das Eherecht, wollen, gestützt auf das gefälschte sechste Hauptstück des Katechismus, dem Einzelnen den Zutritt zum Sacrament entwinden: dem widerspreche ich im Namen Luthers, um die Familie vor ihnen zu schützen, denn die Familie ist der wahrhafte, erste Heerd christlichen Lebens, nicht die sichtbare Kirche. Schleiermachers Reden über die Religion sind mir in vieler Hinsicht ein köstliches Buch, aber in der Rede über die Kirche finde ich Sophistik an allen Enden. Die Kirchlichkeit, wie sie gegenwärtig sich breit macht, ist gewiß nicht im Sinne Schleiermachers, aber das läßt sich auch nicht leugnen, er hat Wind gesäet, und es ist Sturm aufgegangen."

Seine Lectüre richtete sich besonders auf Rothes Dogmatik und Ethik und auf Bunsens Schriften. Ueber Rothes Theologie schrieb er ausführlich in mehreren Briefen, berichtend und beurtheilend, an seinen Freund Hasper; er mußte sich aussprechen, mußte von sich thun, was ihm auf dem Herzen lag. Er fand sich zwar in diametralem Gegensatz zu dieser Speculation, doch fesselte sie ihn, weil sie ihm seine eigenen Ansichten bestimmter auseinander legen half. Das Absolute Rothes war ihm eine aschgraue Abstraction, die der Religion fremd sei. Er schreibt darüber an Hasper: „Rothes theologische Ethik habe ich noch nicht ganz gelesen, aber schon in der Grundlegung stoße ich an. Von dem Gottesgefühl, als dem Urdatum, will die Speculation ausgehen. Der weitere Schritt, fährt sie fort, ist sodann, daß der Denkende die Urgestalt seines frommen Bewußtseins in den Gedanken, näher den Begriff übersetzt, daß er ihr einen verstandesmäßigen Ausdruck giebt, und zwar, so weit er es vermag, einen ihr völlig entsprechenden, also daß er sie in einen vollkommen klaren und deutlichen Gedanken ausprägt, der ihren Gehalt vollständig und ausschließend befaßt. Wer denkt da nicht an Schillers:

Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freie wandelt im Sturme fort.

Und wie lautet nun der Begriff, der den Gehalt des Gottesgefühls vollständig und ausschließlich begreift? Antwort: Das

Absolute. Wie mag doch ein so frommes Gemüth, wie Rothe, sich einreden, diese schattenhafte, dürftige Bestimmung entspreche dem, was es fühlt! Sein Princip der Speculation und meines, das unaussprechliche Geistesleben, sind diametral entgegengesetzt. Sehr begreiflich, würde mir Rothe antworten, wenn er noch lebte, du reflectirst und ich speculire. Gewiß. Die Frage ist nur, auf welchem Wege der Wahrheit näher zu kommen ist." In einem etwas später geschriebenen Briefe an Ed. Böhmer unterschied er so zwischen dem historischen und dem mystischen Glauben: „Daß jener Ideen und Ideale der mannigfachsten Art zu seinem Object haben kann, leugne ich nicht, das Objekt des rechtfertigenden oder, wie ich ihn seinem Wesen nach bezeichnen möchte, des mystischen Glaubens kann nur eine Person und nur eine Person sein, Christus. Dieser Glaube aber ruht nicht auf Gottesbewußtsein und Gewissen allein, welche beide nur die Grundlage aller Religion sind, der Glaube an Christus, die christliche Religion ist besondere Gottesgabe, die der Geist Gottes, der Geist Christi in uns wirkt. Der mystische Glaube an Christus ist keine Phrase, keine Einbildung oder Phantasterei, man wird der Gemeinschaft mit ihm im tiefsten Gefühl inne, und dies Gefühl kann in der menschlichen Seele klar und innig bleiben, während das Denken gleichzeitig sich in das Denkbare vertieft und seine Ergebnisse, so gut es geht, in der Sprache niederlegt, die nur Begriffe ausdrücken kann, Gefühle mangelhaft oder gar nicht. Rousseaus Behauptung, das Gefühl höre auf, wo das Denken anfange, ist ein Irrthum."

Nach dem harmonischen Einklang des gläubigen Gefühls und des gläubigen Verstandes hat er sein ganzes Leben lang mit innigem Ernst gerungen; „aber wer bleibt fortwährend auf dieser Höhe des Bewußtseins," ruft er in einem anderen Briefe aus dieser Zeit schmerzlich aus.

Neben eigener Production und wissenschaftlicher Lectüre wandte er sich noch in diesen letzten Lebensjahren zu didaktischer Thätigkeit. Er gab einem jungen Verwandten, der im Hause seiner Tochter die Landwirthschaft lernte, Unterricht in den Schul-

wissenschaften, lehrte zwei junge Mädchen die italienische Sprache, ja er übernahm eine Zeit lang regelmäßig Lehrstunden in der Dorfschule. Die Schüler derselben kamen zum Weihnachtsfest zu ihm und sangen ihm Weihnachtslieder vor. Er entließ sie dann reich beschenkt.

Im Juni 1870 unternahm er noch eine größere Reise mit seiner Tochter Anna nach der Schweiz. Sein Hauptzweck war dabei, diese durch die vielen neuen Eindrücke von dem dunklen Gram über das ihr entrissene Kind abzuziehen. Sonst machte er nur noch kleine Reisen zu seinen Verwandten, besonders nach Stettin, stand aber, auch wenn er seine Kinder, oder diese ihn nicht besuchten, in stetem schriftlichen Verkehr, zumal durch die mit seiner ältesten Tochter Ernestine regelmäßig geführte Correspondenz, in der sich seine Geistesfrische, sein schalkhafter Humor noch immer deutlich offenbarte.

Als er mit seiner Tochter Anna zurückgekehrt war, erregten ihn die gewaltigen Kriegsereignisse auf das tiefste. Dazu kam, daß er um drei seiner Enkel, die mit nach Frankreich gezogen waren, in lebhaftester Spannung und Sorge war, daß gleichzeitig seine Enkelin Therese, die an den Gymnasiallehrer Klotz in Stettin verheirathet war, an sehr schwerer Krankheit litt, der sie schon im Februar 1871 erlag. So schweiften seine Gedanken und Sorgen in weiter Ferne umher.

Als die Kunde von den ersten gewaltigen Siegen zu ihm kam, schrieb er: „Was habe ich erlebt! Wenn ich zurücksehe, es ist mir fast wie ein Traum." An die Wiedergewinnung von Elsaß und Lothringen dachte er anfangs nicht. „Eroberungen begehre ich nicht," schrieb er an W. von Giesebrecht, „Elsaß und Lothringen sind verwelscht; wenn sie kein Herz für uns haben, so mögen sie Franzosen bleiben." Aber nach der Schlacht von Sedan änderte er seine Ansicht, wie aus folgendem Gedichte hervorgeht:

Wo sind nun die Millionen Stimmen,
Die dein Kaiserthum dir neu verliehn?
Einen Strahl der Sonne sahst du flimmen,
Sahst ihn schnell sich mit Gewölk umziehn.

Statt der leicht verhallten Lobgesänge
Höhnen, drohn sie dir ins Angesicht:
Spürst du nun den Sold der blöden Menge,
Spürst in ihm von oben das Gericht?

Die noch jüngst an deines Thrones Stufen
Alles Heil, den Born des Lebens sahn,
Hörst du nun nach Freiheit, Freiheit rufen,
Und der freie Staat ihr neuster Wahn.

Sieg und Siegespreis dem deutschen Heere
Winden sie wie leicht aus starker Hand,
Als ob Freiheit zu erlügen wäre
Und das stolze Wort des Sieges Pfand.

Was ihr wart vor achtundsiebzig Jahren,
Seid ihr jetzt nicht, wir auch andern Sinns,
Einig, muthig alle deutschen Schaaren,
Voll der Hoffnung freudigsten Beginns.

Wohl Paris, das Babylon des Scheines,
Habt es, eure Wonne, euer Glück,
Doch das deutsche Land jenseit des Rheines
Fordern, nehmen wir von euch zurück.

Ihr versagt. So kreuzen wir die Klingen,
Und zum Gottesurtheil wird der Sieg;
Langen Frieden wird dein Sohn dir bringen,
Vaterland, aus dem gerechten Krieg.

An seine Enkel schickte er zu der Zeit, da sie vor Paris standen, folgenden Gruß aus der Heimat:

Im Angesicht von Notre Dame,
Auf wildem Jagdreviere,
Von meinem Blut, aus meinem Stamme
Lagern drei Grenadiere.

Sie lauschten so, auf dunkler Wacht,
Mit Herzen, Augen, Ohren,
Vor Metz, eh deutsche Heeresmacht
Vordrang zu seinen Thoren.

Nun stehn sie wieder vor Paris,
Die Waffe fest im Arme,
Schon fällt der Reif, der Nordwind blies,
Man träte gern ins Warme;

Doch, meine Enkel, unverzagt!
Bald naht die Siegesstunde,
Dann wird nach keiner Noth gefragt,
Dann heilt wohl manche Wunde.

Und wenn ihr heimwärts zu uns kehrt,
Ja dann habt ihr erfahren
Ein Leben, das des Lebens werth,
Zeiten, die niemals waren.

Und als nun der heißersehnte Friede geschlossen war, schrieb er an seinen Neffen Wilhelm: „Die politische Entwickelung Deutschlands hat mich Gott vom Anfange des Rheinbundes bis zum ersten deutschen Reichstag in Berlin sehen und erleben lassen; dafür bin ich ihm von Herzen dankbar. Könnte ich auch die religiöse Gestaltung (die kirchliche mag ich sie kaum nennen) noch werden sehen, weniger im Sturm als im sanften Säuseln, es wäre schön, aber erwarten kann ich es nicht."

Im Sommer 1871 reiste er nach Mirow und fand dort manches verändert, das Pfarrhaus, in dem er geboren, nur noch in seinen Ringmauern das alte, übrigens stattlich ausgebaut, Hof und Garten anders und sorgsamer eingerichtet, als er es gekannt. Seine Schwester Friederike erschien ihm jünger, je älter sie geworden, den Zwillingsbruder fand er unverändert. Trotz des ungünstigen Wetters machte er weite Spaziergänge, um die alten Erinnerungen der Kindheit wieder aufleben zu lassen. Von der Reise zurückgekehrt, fühlte er sich in Jasenitz überaus behaglich, die warmen Tage thaten ihm wohl, er sonnte und kühlte sich unter der Linde im Garten, wie ihm eben zu Muthe war, und saß er arbeitend in seinem Zimmer, so drangen die Düfte von Rosen,

Jasmin und Nelken zu seinen Fenstern empor; aber wenn er auch von Krankheit und Schmerzen frei war, eine Abnahme seiner Kräfte spürte er dennoch. Deshalb lehnte er für dieses Jahr auch die herzlichen Einladungen nach dem Süden ab, bat aber um so dringender und wiederholt seine Hallischen und Münchener Verwandten, zu ihm zu kommen. Geistig blieb er frisch und thätig; auch die Gabe dichterischer Gestaltung seiner Empfindungen blieb ihm treu bis in das höchste Alter. Von seinen letzten lyrischen Gedichten theile ich zwei mit, welche wahrlich nicht auf erlahmende poetische Kraft schließen lassen:

Sie reden unabläßig fort,
Bekenntniß hier, Bekenntniß dort,
Ich weiß nicht, was sie sagen:
Wenn Christus sich zu mir bekennt,
Sein Feuer mir im Herzen brennt,
Was soll der Sturm, das Jagen?

Ich wandre meines Weges hin,
Ich fühle, daß ich in ihm bin,
Braucht denn die Welt zu wissen,
Daß mir das Herz so still, so weit,
Daß ich entrückt dem düstern Leid,
Das einst mein Herz zerrissen.

Ach Worte, Worte, kalt und arm,
Und unaussprechlich, selig warm
Das glaubenvolle Schweigen,
Laß du mich ruhig mit dir gehn,
Mich vor Pilatus mit dir stehn,
Herr Christ, ich bin dein eigen.

— — — — — — — — — —

In mir Treiben und Bewegen
Gleich der Flur nach warmem Regen,
Ob der Geist nun in mir schafft?
Darf ich nun den Herrn erkennen?
Wie, wie soll ich ihn benennen,
Gott von Wesen, Gottes Kraft?

Hätt' ich Spielmanns Kunst empfangen,
Mein Erkennen, mein Verlangen
Strömte klar ertönend hin;
Könnt' ich mit den Mahlern gehen,
Sollte da sein Bildniß stehen,
Wie mein Geist es faßt, mein Sinn.

Aber an des Aufgangs Pforte
Hat der Dichter nichts, denn Worte,
Um ihn her aufquellend Licht,
Ob's ihm Sinn und Seele füllet,
Nun entschleiert, nun verhüllet,
Was er schaut, begreift er nicht.

Dieses? Jenes? Keins der beiden?
Kann die Lippe sich entscheiden,
Wenn die Seele sinnend fragt?
Ja es klingt in beiden Worten
Von ihm an, so hier, so dorten:
Mein Empfinden ungesagt.

Keine Zunge kann es wagen,
Unaussprechliches zu sagen,
Oder Preis wird ihm zum Spott.
Nein, ich sinke dir zu Füßen,
Will nur beten, stammelnd grüßen:
Du mein Heil, mein Herr und Gott.

Auch an den Zeitereignissen blieb seine Theilnahme rege; so war er mit Falks Vorgehen gegen den katholischen Clerus durchaus einverstanden. Im Sommer 1872 machte er noch einmal einen Besuch in Mirow; er sagte, er müsse sich schon selber aufmachen, wenn er seine Geschwister, die beiden unbeweglichen Alten, noch einmal sehen wolle. Nach dieser Reise machte er in Jasenitz keine weiten Spaziergänge mehr, wie er sonst gethan, hielt sich aber desto mehr im Garten unter den Bäumen und Blumen auf. In dieses stille ländliche Glück lud er auch seinen Freund Calo ein, welcher um diese Zeit ernstlich erkrankt war. Unter den Blumen des Gartens, in der schönen frischen Luft, hoffte er, solle sich der Freund erquicken und genesen. Aber Calo starb noch in demselben Sommer, zum tiefsten Schmerz Giesebrechts, dem er

so unendlich viel gewesen war. Als nun der Winter mit seinen Stürmen nahte, erwachte um so lebendiger in ihm die Lust, nach dem milderen Süden zu reisen. So hoffte er im nächsten Frühjahr, wenn er es erlebe, nach Straßburg zu gehen, wohin Ed. Böhmer inzwischen von Halle übergesiedelt war. Ja, er hatte noch weitere Pläne, er wollte mit seiner Enkelin Anna Pitsch, Emmas Tochter, nach Italien reisen. Den Winter über beschäftigte er sich mit einer Biographie Calos, die unvollendet geblieben und, so weit er sie niedergeschrieben hat, dieser Darstellung seines eigenen Lebens angefügt ist. Und wie er in Jasenitz an die Arbeit seines kräftigsten Mannesalters, an die „Wendischen Geschichten" wieder angeknüpft hatte, so ging er im letzten Winter seines Lebens noch daran, historische Stoffe, die ihn schon in früher Jugend zu dichterischem Schaffen gelockt hatten, dramatisch zu gestalten. Er schreibt darüber an W. von Giesebrecht am 11. Februar 1873: „Bei der Lectüre Deiner Kaisergeschichte kommt mir wieder eine Jugendlust, die Hohenstaufengeschichte, Lothar voran, dramatisch zu bearbeiten. Dein Vater schalt, daß ich bei meiner Erweckung alles, was in meinen Händen war, verbrannt hatte. Habe ich nun im Lauf meines Lebens mich zum Independentismus durchgearbeitet, so schien es mir an der Zeit, die Arbeit meiner Jugend wieder aufzunehmen und das Erste zum Letzten zu machen. Gott gab zu der Arbeit große Arbeitslust, und zwei Stücke sind in diesem Winter bereits fertig geworden. Was dabei herauskommen wird, weiß ich selbst nicht, kümmert mich auch nicht; ich thue, was mir von innen heraus befohlen wird, damit genug."

Während des Februars zeigten sich Krankheitssymptome, die ihn wohl quälten, doch nicht sonderlich ängstigten; aber seine Stimmung wurde trüber. Die Sehnsucht nach seiner Frau und zugleich nach seiner Mutter wachte mit unbezwinglicher Gewalt in seinem Herzen auf. In einem Briefe an seine Tochter Ernestine vom 12. Februar schrieb er: „Ach meine Amalie! Wo bist du? Mein Herz ist voll Sehnsucht nach Dir: es giebt solche Frauen nicht mehr auf Erden. Und meine süße Mutter, wie hold, wie gut war sie. Ich

kann nur nach Euch sehnen, nach Euch weinen. Wäre ich bei Euch!" Und zwei Tage drauf an seine Tochter Emma: „Deiner Anna sage nur, wenn ich die Reise nach dem Himmel vor mir hätte, so hielte ich mich entschuldigt wegen der Reise nach Bellagio. Glückliche Mutter, die von den Kindern gequält wird, daß Du Dich zu ihnen setzen sollst! Mich quält niemand, und ich wünsche mir die Qual! Ich bin nichts als ein einsamer Wittwer."

Mitte März wollte er nach Stettin, zum Geburtstage seiner Tochter Ernestine. Er mußte es aufgeben, weil tiefer Schnee gefallen war und der Sturm gewaltig tobte. Wenige Tage darauf starb er, am 18. März 1873 in der Morgenfrühe.

In der letzten Zeit vorher hatte er sich wieder körperlich frischer gefühlt und war am 17. Abends im Gespräch mit seiner Tochter Anna und deren Sohn besonders heiter und fröhlich bis gegen zehn Uhr. Sonst wenn er in diesem Winter Abends in seine Stube hinaufgegangen war, hatte seine Tochter für die Nacht wohl bange Besorgnisse seinetwegen gehabt; diesmal ging er von ihr, ohne daß sie sich im mindesten beunruhigt hätte. Er arbeitete noch an Calos Biographie bis gegen elf Uhr, ging dann zu Bett, ohne über irgend ein körperliches Unbehagen sich zu äußern. Gegen zwei Uhr wird seine Dienerin durch heftiges Klingeln geweckt; sie stürzt in sein Zimmer, sieht sein verändertes Aussehen und hört seinen bangen Ruf: ich sterbe, ich kann nicht Luft bekommen. Unmittelbar darauf kommt die Tochter, zu der die Dienerin eilig gelaufen war, sorgt und müht sich um den Vater, um ihm durch bequeme Lage Erleichterung zu schaffen, und schickt sofort zum Arzt. Er will es wehren, es gehe mit ihm zu Ende. Und als die Tochter ihn zu beruhigen sucht, er werde es überwinden, wie schon früher, antwortet er mit Entschiedenheit: „Nein, diesmal nicht. Ich bin ja auch bereit, mein Herr und Gott! Laß mich nur nicht so lange leiden; doch wie du willst, mein Herr und Erlöser! Wie du willst." So betete er inbrünstig und mit lauter kräftiger Stimme und sagte Worte der Liebe und des Dankes der Tochter, die ihn mit so treuer Sorgfalt

gepflegt hatte. Der Arzt kommt, er hat keine Hoffnung. Als er zum zweiten Male nach dem Puls faßt, findet er zu seiner Ueberraschung ihn wieder kräftiger. Doch fast in demselben Augenblick haucht der Sterbende den letzten Athem aus. Ein reiches, reines, glückliches Menschenleben war durch einen leichten Tod beschlossen.

Anmerkungen.

¹) Brief vom 22. Decbr. Das Sonett ist bisher ungedruckt.

²) Nur von dem längeren epischen Gedicht „der Indienfahrer" theilt G. mit, daß er diese Primanerarbeit später geglättet habe.

³) Sein Bruder Adolf schrieb (1827) an ihn über dieses Gedicht: „Ueber die Brautfahrt habe ich mir einmal einen wirklich scharfsinnigen Commentar gemacht, und es ist mir nachher ergötzlich gewesen, glaubwürdig zu vernehmen, daß Du Dir von allem, was ich darin gefunden habe, nichts dabei gedacht hast."

⁴) In dem Abgangszeugniß wird sein Betragen als sehr gut bezeichnet, seine Kenntnisse im Lateinischen: gut, im Griechischen: sehr gut, im Deutschen: vorzüglich, in der Mathematik und Physik: ziemlich gut, in der Geschichte: sehr gut, im Französischen: mittelmäßig. Er wurde entlassen „mit der zuversichtlichen Ueberzeugung, daß er auf der Universität mit eben so rühmlichem Eifer fortfahren werde, sich zu seiner künftigen Bestimmung vorzubereiten." Unterzeichnet ist das Zeugniß von dem Director Joh. Joach. Bellermann, den Professoren E. G. Fischer, G. Köpke, C. G. D. Stein, Th. Heinsius, G. B. Walch, K. Giesebrecht.

⁵) Bisher ungedruckt.

⁶) In dem Abschiedsliede, von dem S. 27 eine Strophe mitgetheilt ist — ursprünglich umfaßte es 22 Strophen — kommen in dieser ersten Fassung die Worte vor:

Gott blies den Lebensodem
Mir ein auf deutschem Boden
Aus heilger deutscher Luft.

⁷) Durch sein Prüfungszeugniß (Berlin am 18. Decbr. 1816) wurde ihm die Befugniß zu unterrichten in der Geschichte und im Deutschen durch alle Classen, im Lateinischen bis Secunda, im Griechischen bis Tertia ertheilt. Auch daß er mehrere neuere Sprachen, besonders die italienische und spanische, mit Erfolg betrieben, wurde ihm darin bezeugt.

⁸) Oeffentlich gepredigt hat er in der Jacobikirche; er würde es häufiger gethan haben, wenn ihm nicht das Consistorium Schwierigkeiten bereitet hätte, die es ihm verleideten.

[9]) Briefwechsel I., 295. An G. Reimer aus Gnadenfrei im J. 1802.

[10]) G. erzählt davon in den Anmerkungen zu seinen Gedichten Band II., 458 f.

[11]) Adolf Giesebrecht wurde 1815 in Neustrelitz Lehrer am Gymnasium und Schulmeisterseminar, machte eine Instructionsreise durch die Schweiz und Süddeutschland, leitete das 1820 in Mirow gegründete Seminar, wurde 1828 Conrector am Prenzlauer Gymnasium, dann Gymnasial-Director in Neustettin, später Provinzial-Schulrath erst in Stettin, dann in Königsberg, wo er im J. 1855 gestorben ist.

[12]) Gymnasialpädagogik S. 108.

[13]) Auch über alte Geschichte hat er Forschungen veröffentlicht. So über römische Verfassungsgeschichte (Populus und Plebs) in den Abhandlungen der deutschen Gesellschaft zu Königsberg.

[14]) Allgem. Geschichte des Mittelalters. Nach der 7. Aufl. des Originals bearb. von Brühl. Bd. I., 48. Schaffhausen 1852. Die Notiz verdanke ich dem Prof. Ed. Böhmer in Straßburg.

[15]) Vergl. die Citate Damaris 1861, S. 179.

[16]) Das Diplom bezeichnet ihn als iudicii nec non poeseos dotibus virtutis christianae constantia conspicuum eruditionis copia in historia et politica et ecclesiastica fontibus ex quibus religionis christianae in Pomerania propagatae cognitio haurienda est aperiendis et indagandis vel maxime probatum de adolescentibus instituendis ad doctrinam evangelicam informandis tempore iamiam semisaeculari optime meritum.

Ferdinand Calo's Leben

erzählt

von

Ludwig Giesebrecht.

Ferdinand Friedrich Georg Calo wurde am 2. Juni 1814 in Stettin geboren, der Vater Justizcommissarius, die Mutter eine geborne Lobach. Die Eltern lebten in einem gewissen Wohlstande, wenn auch eigentlich ohne Vermögen, der Vater ernst und pflichtgetreu in seinem Beruf und darum meistentheils in seinem Arbeitszimmer, die Mutter eine heitere lebensfrische Frau Sie lebten nicht in der großen Welt, wie überhaupt die gegenwärtige, geräuschvolle Geselligkeit damals noch nicht stat fand; Freunde und Verwandte gingen aus und ein und wurden gastlich aufgenommen; es wurde gut gegessen, die Mutter verstand es, die Hausmannskost schmackhaft zuzubereiten.

Die erste Erziehung erhielten die jüngern Kinder des Hauses, zu denen Ferdinand gehörte, durch eine Tante, eine Schwester der Mutter, Karoline Lobach, die einen bedeutenden Einfluß auf sie ausübte, welcher bei unserm Freunde noch bis zur letzten Stunde seines Lebens zu erkennen war. Die Tante war unverheirathet und wohnte im elterlichen Hause, ohne an dem häuslichen Verkehr eigentlich Theil zu nehmen. Sie erschien selten oder nie bei den Eltern, desto mehr fanden sich bei ihr die Kinder ein, nicht bloß zum Unterricht, sondern auch um ihre Mußestunden bei der Tante zuzubringen, welche die Kinder gar angenehm zu unterhalten wußte.

Sie war eine stattliche, vornehme Erscheinung und trug auffallende, aber geschmackvolle Kleidung von besten Stoffen, erhob sich auch wohl über ihre Schwestern und Angehörigen, am wenigsten über Ferdinands Mutter. Sie war früh aus dem elterlichen Hause in die weite Welt nach damaligen Begriffen gekommen, war

in Kopenhagen, Rügen, Petersburg gewesen und hatte später Dresden mit seinen Kunstschätzen kennen gelernt. Sie verstand das Französische und Englische vorzüglich, unterrichtete in den beiden Sprachen ihre Neffen und unterhielt sich mit ihnen viel in jenen; englische und französische Ausdrücke gingen über in die Unterhaltung, welche sonst deutsch geführt wurde. Während der Belagerung verließ die Tante Stettin nicht, sondern blieb in dem Hause ihres Schwagers, der mit den Seinigen nach Neuwarp gegangen war.

Im Unterricht machte sie die Kinder mit Schiller und Göthe, mit Shakespeare, mit dem Telemaque, mit der Odyssee bekannt. Zu anderer Zeit ging sie mit ihnen spazieren, mitunter auf den ganzen Tag nach Frauendorf, wo frisches Brod, Butter und Käse zum Frühstück, Reis mit Milch gekocht Mittags auf dem Weinberge genossen wurden. Sie machte ihre Zöglinge auf alle Naturschönheiten aufmerksam, auch auf den gestirnten Himmel mit Hülfe von Bodes Anleitung. Die Kinder, auch sonst im Hause zum Gebet und zum Kirchenbesuch von Jugend auf angehalten, waren für alle ihre Ermahnungen und für die Mittheilungen aus ihrem Reiseleben empfänglich. Sie waren auch außerdem fröhliche Geschöpfe und, weil die Tante den Scherz liebte, ihr nicht bloß sehr zugethan, sondern auch aufmerksam auf fremde Schwächen, worüber sie sich gern lustig machten. Die Tante selbst wurde geneckt. Auf den Spaziergängen grüßte sie z. B. vornehm und herablassend unbekannte Leute, und die Kinder verleiteten sie zu solchen Begrüßungen, indem sie ihr entgegen kommende fremde Personen als bekannte im Voraus bezeichneten: darüber wurde gelacht, und die Tante lachte mit.

Sie hatte nur ein geringes Einkommen, war aber zum Wohlthun geneigt, und wie sie ihre Zöglinge auf Gott und den Heiland verwies, so öffnete sie auch ihre Herzen zum Wohlthun und zur Theilnahme an fremdem Leid. Unter den deutschen Gedichten, die sie auswendig lernen ließ, wurde besonderer Nachdruck gelegt auf Irin von E. von Kleist und darin auf die Ermahnung des Alten an seinen Sohn:

O bleib' der Tugend immer treu,
Und weine mit den Weinenden,
Und gieb von deinem Vorrath gern
Dem Armen. Hilf, so viel du kannst.

Diese Ermahnung legte sie der Jugend ans Herz. Auch die Mutter that viel Gutes und leitete dazu an.

Zu Michaelis 1824 trat Ferdinand, zehn Jahre alt, sein Schulleben auf dem Stettiner Gymnasium an, aber in allen Freistunden war er doch an das Wohnzimmer der Tante wie gebannt. Das galt wohl von allen Kindern, aber vorzugsweise von ihm und seinem jüngern Bruder Johannes, beide blieben ihr mit Herz und Sinn zugethan. Als sie das Haus ihres Schwagers verließ und nach Berlin übersiedelte, correspondirte sie englisch mit Ferdinand, klagte ihm ihr Leid über die Entfernung von Stettin und kehrte endlich dahin zurück.

Indessen hatte auch das Schulleben Ferdinands seine Bewegung gehabt. Die Patronate des Gymnasiums hatten den Entschluß gefaßt, statt des alten, wenig zweckmäßigen Gebäudes in der Mönchenstraße ein neues, auf der Ruine der vom Blitz getroffenen, abgebrannten Marienkirche, zu erbauen. Im Jahre 1830 war der Grundstein des neuen Hauses gelegt, zwei Jahre später, da unser Calo eben seine Laufbahn im Gymnasium beendet und die Abiturientenprüfung bestanden hatte, wurde es eingeweiht. Die Schüler zogen in festlicher Prozession aus dem alten Hause in das neue, und bei der Feier hielt Ferdinand eine Rede über die Frage: Wie ging aus der Klosterschule des Mittelalters die Schule unsers Jahrhunderts hervor?

Er war nun, nachdem er auf Einladung von Freunden das Seebad und die Seeluft in Swinemünde genossen, ein entwickelter frischer und stattlicher Jüngling, von dem seine bisherigen Lehrer zu rühmen wußten, sein zarter, für alles Gute offener Sinn und die daraus hervorgehende feinere Sitte habe zwischen ihm und seinen Lehrern stets das wünschenswertheste, je länger, je mehr sich befestigende Verhältniß des Vertrauens, der Liebe und Achtung herbei geführt. Auch gegen seine Mitschüler freundlich

und gefällig, habe er ungestört friedlich mit allen gelebt, ohne gerade allen sich näher anzuschließen. Ungemeine geistige Empfänglichkeit und Regsamkeit, verbunden mit strenger Ordnungsliebe in allem zu Leistenden hatten Anstrengungen bei ihm zur Folge, die nie des äußeren Antriebes bedurften und über das Maß des Legalen nicht unbedeutend hinaus gingen. Seinem, von glücklichen Anlagen begünstigten Streben habe der Erfolg entsprochen. Er habe in allen Unterrichtsgegenständen gleichmäßig so tüchtig sich ausgebildet, daß er auch für die Zukunft zu recht guten Erwartungen berechtige, namentlich zeichne er sich aus durch eine hervorstechende Geläufigkeit im schriftlichen und mündlichen Gebrauch des Lateinischen und Deutschen.

Von Stettin begab sich Calo nach Berlin und lag dort auf der Universität vier Jahre den Studien ob, bis zum Tode Schleiermachers (12. Febr. 1834) vornämlich dessen theologischen und philosophischen Vorträgen, später besonders philologischen und geschichtlichen: Immanuel Bekker, Boeckh, Droysen, Wilken seine Lehrer, daneben als Philosophen Trendelenburg und v. Sommer.

Zugleich wurde er bei dem Archäologen, Professor Levezow, bei dem Staatsrath von Stägemann und der Doktorin Meyer geb. Gedike eingeführt. Hier lernte er viele Männer von Bedeutung kennen, die ihn lieb gewannen wegen seiner Freundlichkeit, seines Humors, der Kenntnisse, die er gewonnen hatte, wie seines Interesse an allen Erscheinungen in Politik, Religion, Kunst und Wissenschaft und wegen der Wärme seines Gemüthes.

Von Berlin heimgekehrt, wurde er in Stettin Mitglied des dortigen Seminars für gelehrte Schulen und, nach der Einrichtung dieser Anstalt, zugleich Hülfslehrer am Gymnasium. Beide standen damals unter der Leitung des Directors Hasselbach. Calo hatte nun seine Lehrjahre als Pädagog durchzumachen. Wie es ihm damit gelang, geht aus dem Zeugnisse hervor, welches ihm Hasselbach im vierten Jahre nach seinem Eintritt in das Seminar (17. Juli 1840) ausstellte.

In seinen wissenschaftlichen Leistungen, hieß es hier von unserm Freunde, bewährte er nicht bloß bedeutenden Umfang und

Gründlichkeit gelehrter Kenntnisse, sondern auch eine sehr rege Empfänglichkeit für allgemein geistige Richtungen und ein lebhaftes Eingehen auf Gebiete der Speculation. In seiner Lehrpraxis zeichnete ihn außer didactischer und methodischer Gewandtheit eine besondere Gabe aus, die Eigenthümlichkeiten seiner Schüler aufzufassen und ihre Gemüther sich auf das herzlichste zugethan zu machen. Dazu bewies er die gewissenhafteste Treue in Erfüllung seiner Berufspflichten und stets unverdrossene Bereitwilligkeit auszuhelfen überall, wo seine Aushülfe in Anspruch genommen werden konnte, aus welchem allen sich ergiebt, daß das Seminarium, wie die Lehranstalt, ihn nur ungern von sich scheiden sieht.

In Stettin lebten während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts zwei durch den Charakter ihrer Bildung hervorragende Frauen. Die eine war die Tochter des Generalsuperintendenten Ringeltaube, die Frau des Bürgermeisters Redepenning, eine äußerlich und innerlich saubere Herrnhuterin, die in manchen Verhältnissen in Schlesien und Polen, namentlich in Warschau, gelebt hatte, aber Gebet ihre Weisheit, Gebet und christliche Liebesworte all ihr Thun, darum ihres Gottes gewiß. Die andere, Frau Tilebein, eines Commerzienrathes Wittwe, von der französischen Colonie, erzogen in Paris, in der Nähe der Recamier, eine gewandte Frau, im Salon ausgezeichnet, die auch wohl auf Religion als Gegenstand der Unterhaltung, aber nicht tief einging. Der ersteren hatte den Verf. dieser Lebensbeschreibung, schon da er in Stettin eintrat (1816), sein guter Stern zugeführt; die letztere berührte um diese Zeit den Freund, der durch die ersten Eindrücke seiner Kindheit vielmehr in die Richtung der Herrnhuterin geleitet schien. Doch war die Berührung mit Frau Tilebein nicht umsonst; durch den sorgsamen Unterricht im Französischen, wie ihn die Tante betrieben hatte, war mit jener sogar eine äußerliche Handhabe vorbereitet.

Sofort ging unser Freund, nach dem Vorbilde jener ersten Erzieherin, in die weite Welt, nur war die Welt, die er während seines Lebens in verschiedenen Perioden durchwanderte, eine bedeutend weitere, als die von Tante Karoline gesehene.

Schon am 18. Juli 1840 ging er auf anderthalb Jahre aus Stettin fort, begab sich über Berlin nach Leipzig, verweilte hier bis zum 20. März 1841, reiste dann weiter nach Genf und im September desselben Jahres nach Paris, sahe dann Lille und Boulogne und kehrte im October nach Preußen zurück, hielt sich in Perleberg eine Weile auf und ging von da über Berlin nach Stettin. Was diese Reise in Ferdinand angeregt, wissen wir nicht, kein Blatt des Andenkens aus dieser Zeit hat sich erhalten; unlebendig aber, unwirksam in seinem Geiste blieb sie gewiß nicht.

Wenige Monate war er daheim, dann ging er nach Halle, um dort die gesetzliche Prüfung für das Lehramt zu bestehen. Das Zeugniß darüber (20. Aug. 1842) erkannte ein gebildetes Lehrtalent und eine lobenswerthe Fähigkeit, auf die Schüler einzuwirken und sie lebendig anzuregen, ertheilte ihm auch die unbedingte Lehrfreiheit an Gymnasien, welche näher dahin bestimmt wurde, daß er in der philosophischen Propädeutik, in der Geschichte und in der französischen Sprache in obern Klassen, in der griechischen und lateinischen Sprache in der Secunda und in der deutschen Sprache in mittleren, in der Mathematik und den Naturwissenschaften aber nicht unterrichten könne.

Bald nach seiner Heimkehr in Pommern sandte ihn das Schulcollegium der Provinz um Ostern 1843 nach dem neu gestifteten Pädagogium in Putbus, um das Amt eines zweiten Adjuncten interimistisch zu verwalten.

Unter den Schülern der Anstalt brachte seine Einführung eine ungewöhnliche Bewegung hervor. Sie beriethen eifrig die von ihm empfangenen Eindrücke, zugleich erwägend, ob sie auf ihn oder er auf sie einen größeren Einfluß ausüben würden. Die äußere Erscheinung des neuen Lehrers hatte etwas Imponirendes; eine hohe, kräftige Gestalt, ein großes graues Auge mit durchdringendem Blick machten einen angenehmen Eindruck, aber besonders auffallend war an dem äußern Erscheinen und dem ersten Auftreten ein Zug, der den meisten Lehrern abzugehen pflegt, weltmännischer Gewandtheit. Das kurz geschorene Haar, das

glatt rasirte Gesicht, eine äußerst große Sauberkeit in der äußern Erscheinung, der etwas phantastische Schnitt der feinen Kleidung, vor Allem das gewandte feine Wesen, das sichere Auftreten zeigten, daß Calo viel im Verkehr mit Menschen gewesen und nicht nur in der engen Studierstube gelebt und gelernt hatte.

Sein Vorgänger war von alle dem das Gegentheil gewesen und hatte unter den Schülern einen sehr schweren Stand gehabt, war zuletzt unmöglich geworden. Kein Wunder, daß die Schüler sich nicht gleich in die neue Persönlichkeit finden konnten und vermeinten, auch bei ihm mit ihren Tollheiten durchdringen zu können. In Tertia, der am schwersten zu regierenden Klasse, sollte der erste Versuch, die gegenseitigen Kräfte zu messen, gemacht werden. Calo setzte hier den Geschichtsunterricht seines Vorgängers fort; er fand, daß der siebenjährige Krieg, auf welchen bereits ein Vierteljahr verwandt, bei keinem einzigen fest saß und gab deshalb die Repetition desselben zur nächsten Stunde auf.

Vergebens. Niemand war gewohnt zu lernen; Niemand wußte etwas. Calo bedauerte das und gab wiederum dasselbe Pensum für die folgende Stunde. Dasselbe Resultat. Wenige Fragen wurden beantwortet. Calo dankte denen, die etwas wußten, bat diejenigen, die nichts wußten, und gab zum dritten Mal dasselbe Pensum. Aber auch das dritte Mal wußten die meisten nichts, nur wenige hatten sich durch das Lob anspornen lassen, fleißiger zu lernen. Calo dankte diesen noch wärmer, als in der vorigen Stunde. Dies Lob kränkte die übrigen mehr, als der wohlverdiente Tadel, sie wollten sich dies nicht länger gefallen lassen, und plötzlich fing die ganze Klasse, außer den drei ersten Bänken, und selbst von diesen einige, an zu trommeln. Calo war außer sich. Rasch ging er nach der Stelle, wo der heftigste Lärm war und rief mit flammenden Augen: Wer wagt hier so etwas! und setzte er gleich mit Ton und Miene der größten Verachtung hinzu: Pah! Sie kennen mich noch nicht.

Nicht die Worte, aber die ganze Art und Weise, wie sie gesprochen, hatten einen tiefen Eindruck gemacht, es war mäuschenstill bis zum Schluß der Stunde, und schon hoffte man, der

Vorfall möchte mit derselben abgelaufen sein. Dem war aber nicht so. Am andern Morgen fiel der Unterricht aus. Eine Conferenz sämmtlicher Lehrer wurde abgehalten, und Calo hatte in ihr entweder sofortige Entlassung oder Bestrafung der Tertia nach seiner Angabe verlangt. Letztere wurde ihm bewilligt. Tertia wurde in seinen Lehrstunden in drei Abtheilungen getheilt. In die erste kamen diejenigen, die ihr Pensum einigermaßen gewußt und von denen er annahm, daß sie nicht getrommelt, in die zweite kamen die, bei denen Wissen und Verhalten zweifelhaft gewesen; in die dritte endlich diejenigen, bei welchen Nichtwissen und Trommeln unzweifelhaft vorgekommen. Merkwürdig war die Richtigkeit der Eintheilung dieser drei Abtheilungen; sie zeugten von scharfer Sach- und Menschenkenntniß. Calo erklärte, daß er sich vorläufig nur mit der ersten Abtheilung beschäftigen werde, mit der zweiten nur hin und wieder, mit der dritten gar nicht, und gab das betreffende Thema zum vierten Male auf. Jetzt ging alles wie am Schnürchen, keine Frage wurde in der ersten Abtheilung verfehlt, auch keine von den wenigen an die zweite Abtheilung gerichteten Fragen, und auch in der dritten wäre jede Frage beantwortet, wäre sie nur gestellt. Nach wenigen Stunden war die zweite Abtheilung mit der ersten verschmolzen, nach Wochen auch die dritte. Die Entscheidung war da: Calo hatte gesiegt. Es war die erste und, so weit bekannt geworden, die einzige und letzte Strafe, welche er während seiner Amtsthätigkeit in Putbus verhängt hat.

Von jetzt ab machte sich sein Einfluß sehr rasch und in immer weitern Kreisen geltend; er war außerordentlich bestimmt in seinen Anordnungen, aber stets in liebenswürdiger, entgegenkommender Form, und namentlich wußte er die Schüler zum Fleiß anzuregen durch die lobende und anerkennende Weise, mit welcher er das Geleistete entgegen nahm. Er forderte niemals die aufgegebenen Arbeiten; Jedem stand es frei, ob er sie anfertigen wollte oder nicht, aber nur selten wagte es jemand, sie ausfallen zu lassen, und der Trieb, für Calo zu arbeiten, seine Zufriedenheit zu erwerben, war oft so groß, daß die andern

Lehrer darüber sich beklagten, daß die Schüler nur für jenes Stunden, nicht für die ihren arbeiteten. Diese Klage war nicht unbegründet: es arbeiteten z. B. Schüler heimlich die Nächte hindurch oder während der Freistunden; Schüler lieferten freiwillig als französische Uebersetzung des dreißigjährigen Krieges in einer Woche neun Bogen. In Sekunda ward statt alle drei Wochen in jeder Woche ein deutscher Aufsatz geliefert, und so ging es in allen Unterrichtsgegenständen. Diese rastlose Thätigkeit beförderte auf der einen Seite den Fleiß und den eigenen Trieb bei den Schülern ungemein; aber das Geleistete nachzusehen, auf die Fehler der Schüler aufmerksam zu machen, überstieg die Kräfte selbst eines Mannes von Calos Arbeitskraft, und die Fehler, die einmal gemacht waren, kamen immer wieder zum Vorschein; es fehlte an Zeit, theils nachzusehen, theils das Nachgesehene mit dem Schüler durchzugehn.

Diese hinreißende Beeinflussung der jugendlichen Gemüther verdankte Calo seiner glänzenden, oft in den glühendsten Farben sich ergehenden Beredtsamkeit, der großen Vielseitigkeit seines Wissens, seiner vollen und rücksichtslosen Hingabe für die Interessen der ihm anvertrauten Jugend.

Er hielt seine Vorträge sämmtlich frei, so daß er nicht nur während des Unterrichts die gespannteste Aufmerksamkeit unter seinen Schülern hervorrief, sondern auch einen tiefen Eindruck auf die Dauer hinterließ, und häufiger kamen andre Lehrer (was sonst nur höchst selten geschah) in seine Stunden, ihm zuzuhören. In den französischen Lehrstunden übersetzte er französische Schauspiele zunächst ins Deutsche, dann las er sie noch einmal französisch in so vollendeter Weise, daß diese Stunden zu den genußreichsten seines Unterrichts gehörten. In noch höherem Maße trat sein dramatisches Talent hervor, wenn er in den Literaturstunden dramatische Stücke vorlas, so daß er jede Scene, jede Person durch Ton und verschiedene Stimmen zur lebendigsten Anschauung brachte. So z. B. in den Vögeln des Aristophanes, wo er jeden Vogel mit der ihn charakterisirenden Stimme las, so im Faust, in den Schillerschen und Byronschen Dramen rc.

Auf das Auswendiglernen legte er in allen Disciplinen den größten Werth; es wurden daher lateinische und griechische Reden, dramatische Stücke der alten und neuen Literatur auswendig gelernt und declamirt, z. B. die Antigone, Medea, Wallensteins Tod, wobei Calo immer in der anregendsten, liebenswürdigsten Weise mitwirkte. Don Carlos ward in einem engern Kreise ihm besonders nahe stehender Schüler auf seinem Zimmer bei einer Erdbeerbowle, Wallensteins Lager auf einer Insel bei Putbus, im Walde, um das Feuer und einen mächtigen Kessel mit Chocolade gelagert, zur Ausführung gebracht.

Die Vielseitigkeit seines Wissens und die Zahl der Disciplinen, in welchen er unterrichtete, war ganz außerordentlich, er hat in Putbus unterrichtet im Lateinischen, Griechischen und Französischen, im Deutschen, in Geschichte, Geographie und Mathematik, als Privatunterricht im Englischen, Italienischen und Hebräischen. Jeder, welcher Neigung dazu hatte, konnte Privatstunden bei ihm nehmen, und Calo war so uneigennützig, daß er dafür nie eine Entschädigung genommen. Als einmal die Eltern eines Schülers, welcher ihm vorzugsweise verpflichtet war, ihre Dankbarkeit durch ein werthvolles Kupferwerk auszusprechen suchten, nahm er dies Geschenk nur unter der Bedingung, daß er es sogleich an die Schulbibliothek überweisen dürfe. Calo gab den Schülern, welche Privatstunden bei ihm nahmen, sogar noch etwas dazu, denn sobald sie kamen, machte er schönen Thee, klingelte dem Diener und gab diesem durch so und so viel hingehaltene Finger zu verstehen, daß er für so und so viel Silbergroschen Kuchen herbeischaffen möge.

Calo gab sich dem Beruf der Jugenderziehung voll und ausschließlich hin. Es bestand die Einrichtung im Pädagogium zu Putbus, daß an jedem Tage der Woche ein Lehrer die Aufsicht über dasselbe führte, von Morgens 5 Uhr, im Winter 6 Uhr bis Abends 10 Uhr, was für die außerhalb der Anstalt wohnenden Lehrer recht lästig sein mochte. Calo nahm zunächst diesen Collegen die Aufsicht des Morgens, dann die des Abends, schließlich die ganze Tagesinspection ab; dann auch den

jüngern Collegen und führte zuletzt die Aufsicht des Pädagogiums allein.

Hiedurch und durch die unendlich vielen Arbeiten, welche ihm von den Schülern geliefert wurden, war seine Zeit im ungewöhnlichsten Maße in Anspruch genommen, daß er keinen Verkehr außerhalb der Anstalt hatte, keine Besuche, es sei denn officielle, abstattete, noch an Gesellschaften Theil nahm; kam er aber in Verkehr mit Fremden, auch mit Damen, so war er der gewandteste und unterhaltendste Gesellschafter, wobei ihm seine Lebendigkeit, seine Vielseitigkeit und Fertigkeit in der Conversation fremder Sprachen sehr zu statten kam. Die Enkelsöhne des Fürsten Putbus wurden ihm zeitweise aufs Zimmer gegeben, um sich im Anstand und feiner Sitte zu üben. Spazieren ging er fast nie, es sei denn in Begleitung von Schülern, wobei er äußerst anstrengende Märsche machen konnte, die Inspektion der Anstalt machte ihm Bewegung genug. Im Essen und Trinken war er äußerst mäßig, trank nur Milch, keinen Kaffee oder Wein, aß kein Fleisch, sondern nur Gemüse, Brod und trank hierzu Wasser. Morgens stand er sehr früh auf, jede freie Minute nutzte er zur Durchsicht der Arbeiten, und regelmäßig arbeitete er bis tief in die Nacht hinein. Die deutschen Aufsätze, welche er in Secunda in jeder Woche anfertigen ließ, mußten spätestens bis Montag Abend, Schlag 8 Uhr auf dem Tische liegen; Dienstag Morgen um 8 Uhr mußten sie corrigirt zurückgegeben werden: da kam es denn oft, daß, wenn die Schüler aufstanden, Calo noch an seinem Tische saß, die letzten Arbeiten vor sich, er hatte die Nacht durch gearbeitet. Er ging so weit in seiner Selbstaufopferung, daß er einzelne Knaben, mit welchen gar nichts anzufangen, die durchaus auch ihm nicht gut thun wollten, und welche von der Schule entfernt werden sollten, für welche er sich aber interessirte, bei sich auf seinem Zimmer wohnen und schlafen ließ, um so den letzten Versuch mit ihnen zu machen.

Wie er unermüdlich und originell in seinem Verkehr mit der Jugend, so originell war er auch in seiner äußeren Lebensweise. Er schlief auf einer einfachen Seetangmatraze, nur mit

einer leichten Decke zugedeckt. Reinlichkeit trieb er bis aufs Aeußerste, namentlich pflegte er seine weißen Hände mit langen blendenden Nägeln; gleiche Sorgfalt verwendete er auf seine Füße; je nach seiner Beschäftigung kleidete er sich um, aber jedes mal im Nu.

In den Stunden trug er gewöhnlich einen eleganten Tuchrock oder eine Art Paletot mit Schnüren besetzt. Kaum war die Stunde beendet, so flog er mit leichten Sprüngen die drei Treppen bis zu seiner Stube hinauf, so löste er schon das Halstuch und kleidete sich in sein Arbeitskostüm, Morgenstiefel von feinem Leder, schwarz seidene Beinkleider und einen Schlafrock von Violetsammt; der große Hemdkragen war übergeklappt, an der Brust weit offen, die großen Manschetten ebenfalls zurückgeschlagen: so saß er auf einem hölzernen Lehnstuhl mit hölzernem Sitz, den linken Arm auf ein kleines, seidenes Kissen gelegt, die Feder vorsichtig in der Rechten, und corrigirte die vor ihm und um ihn liegenden Stapel von Schulheften.

Für manchen Schüler hatte Calo ein besonderes Interesse, war unermüdlich sie zu fördern und sich ihnen zu widmen. Unter diesen waren es besonders drei, welche, unter sich eng befreundet, ihm nahe getreten sind, Alfred von Boganowsky, Ernst von Wangenheim und Franz Pogge, von denen wiederum Boganowsky der Liebling Calos war. Vom ersten Moment des Zusammentreffens datirte die gegenseitige Zuneigung, und je länger das Verhältniß dauerte, um so inniger ward es durch die Festigkeit in dem Charakter Boganowsky's, durch die Reinheit seines Wesens, durch seinen außerordentlichen Fleiß und durch die seltene Begabung nach allen Richtungen hin. Solche Anlagen bedurften einer solchen Anregung, wie sie Calo bot, um sich auf das herrlichste zu entfalten, und Boganowsky leistete ganz Außerordentliches; sein Fleiß war so groß, daß er manchmal des Morgens vor seinem Stehpult eingeschlafen am Boden lag, wenn der Schlaf endlich die jugendliche Natur überwältigt hatte. Als er in Folge übergroßer Anstrengung an nervösem Kopfschmerz erkrankte, und Calo indirekt Vorwürfe gemacht waren, daß er ihn überreize,

äußerte er sich gelegentlich vor der ganzen Klasse: Einer der tüchtigsten Schüler sei erkrankt und ihm gewissermaßen die Schuld daran beigemessen, als wenn er zu übergroßem Eifer angespornt; Andere würden sich vielleicht durch solche Vorkommnisse im Fleiß zurück halten lassen; er theile diese Ansicht nicht, der Geist müsse den Körper und seine Schwächen überwinden und vorwärts streben, sollte darüber auch das schwache Gefäß zu Grunde gehen; nur in diesem Sinn und dieser Kraft könnte das höchste Ziel des menschlichen Strebens erreicht werden. Boganowsky genas und ward aus einem Schüler Calos Freund; später als Student in Berlin betheiligte er sich an der Erhebung vom 18. März 1848, wurde bei seinem lebhaften Vorgehen schwer verwundet und starb, als die nervösen Kopfschmerzen aus früherer Zeit zu der Verwundung hinzutraten. Calo trauerte um ihn, wie um einen Sohn, und obgleich er keineswegs die politische Bewegung theilte, hing seitdem Alfreds Bild über seinem Arbeitstisch; mit wahrer Verehrung pflegte er das Andenken an den Verstorbenen; er sah in ihm das erfüllte Ideal des Sinnes und der Kraft, die nach dem als wahr erkannten Ziele strebt, wenn auch das schwache irdische Gefäß zu Grunde geht.

Inzwischen schrieb Calo noch während er nur interimistisch sein Amt verwaltete, im Auftrage des Direktors die Abhandlung für das Programm, das von der Anstalt ausgehen sollte: Ueber die Entwickelung des Absoluten bei Plato. „Es ist, sagte er darin, allerdings nicht mehr beliebt, Platonische Wissenschaft zu rühmen; die unvergleichliche Form, in welcher er sein Denken darstellte, je mehr sie anerkannt wird, um so weniger Tiefe will man den schönen Phantasien zugestehen; der schärfste wissenschaftliche Denker ist den Dichtern zugezählt, und dem formloseren Aristoteles gerade um solcher Kälte willen wird der Preis gegeben*).

*) So ist die Ansicht Hegels keineswegs, vielmehr Aristoteles habe in seiner Philosophie weiter geführt, was das Platonische Prinzip begonnen, sowohl in der Tiefe der Ideen, als nach deren Ausdehnung. Hegels Werke XIV. 290.

„Aber launenhaftes Ergreifen und willkührliches Fahrenlassen sind in der Entwickelung der Wissenschaft am wenigsten anzunehmen; das wissenschaftliche Denken bringt nur zum Bewußtsein die Form, die Gesetze aller Denkbewegung und stellt sie vor dem unbewußten, theils verkehrten, theils in Begeisterung richtigen Wissen und Handeln; es wiederholt aber ein ganzes wahres Volk in seiner Wissenschaft die Denkform des Einzelnen, in den Ansichten weniger Meister bezeichnend die Stufen, über welche das augenblicklich Scheinende hineilt: sollte da die Geschichte der Menschheit, welche jetzt zurück blickend und vorahnend zu überschauen wäre, nicht auch die Weise des menschlichen Denkens aufweisen, daß es eben Denken, d. h. Denken des Denkens wäre? Wäre dann in der orientalisch-griechisch-römischen Welt vorgebildet, was in der romanisch-deutsch-amerikanischen mit dem Bewußtsein des Gewesenen belebt wurde; dann hätte die deutsche Wissenschaft dieselben Entwickelungsknoten aufzuzeigen, welche wir in der griechischen finden; daran mahnt die mattere Theilnahme am Platonischen Denken, welche einer Begeisterung gefolgt ist, die an die goldene Zeit der Medici und Este erinnerte; diese Sattheit bedeutet, daß, wenn der Meister auch noch fehlt, unsere Zeit für diese tiefste Wissenschaft reif geworden. Um die schwellende Frucht ist der farbige Kelch erblaßt, da ist es Zeit für die, welche sich die Sendung nicht gegeben wissen, in dem reichen Wissen und allseitigeren Leben der neueren Zeit jene ewige Form zu finden, bei dem alten Meister das Licht anzuzünden, das den neuen, wie Recht ist, empfangen sollte*)."

Wir entnehmen den einleitenden Worten der Abhandlung**) diese Gedanken, weil sie später als Grund legende in der Denkweise unsres Freundes sich zeigen werden.

---

*) Der Verf. ist, wie man sieht, einem einseitigen, seltsam verquickten Platonismus zugethan.

**) Schuljahr 1843. Königl. Pädagogium zu Putbus. Oeffentliche Prüfung aller Klassen und Redeactus am 6. und 7. Octob., zu welchen Feierlichkeiten im Namen des ganzen Lehrercollegiums gehorsamst einladet Dr. F. Hasenbalg. Putbus 1843. S. 1. 2.

Bald hatte er auch das wohlbegründete Vertrauen der Behörde gewonnen, daß er mit der, in dem bisherigen interimistischen Verhältniß bewiesenen rühmlichen Amtstreue auch ferner allen Obliegenheiten eifrigst zu genügen bemüht sein werde. Er wurde also fest angestellt und im Uebrigen von der Behörde angewiesen, dem Direktor der Anstalt Dr. Hasenbalg Folge zu leisten. (6. Octob. 1843.)

Einige Monate später, da vielleicht in der vorher erzählten Weise die gesammte Inspektion des Pädagogiums oder deren größter Theil in Calo vereinigt war, erfolgte durch den Provinzialschulrath Giesebrecht, einen Bruder des Biographen, genaueres Eingehen auf ein von dem Schulcollegium beabsichtigtes Unternehmen.

Die Treue — hieß es nun (24. Jan. 1844) — mit welcher Ferdinand eine glückliche Begabung für das Erziehungsgeschäft bisher zum Besten des Pädagogiums in Thätigkeit gesetzt habe, habe den Gedanken erweckt, diesem Streben, welches den Beifall der vorgesetzten Behörde verdient und erworben habe, einen freieren Wirkungskreis zu verschaffen und dadurch dem Pädagogium einen Vortheil zuzuwenden, dessen es bisher noch nicht im erwünschten Maße genieße. Es sei ohne Zweifel auch Calo häufig fühlbar geworden, was die Behörde nicht umhin gekonnt zu bemerken, daß das eigentliche positive pädagogische Bedürfniß der Alumnen der Anstalt nicht in dem Maße befriedigt werde, wie das didactische, wovon der Grund als in manchen zusammen wirkenden Umständen liegend angesehen werden müsse. Da diese nun einmal da seien, so scheine es nothwendig, durch bestimmte Einrichtungen zu erwirken, was sich allerdings erwünschter frei und als natürliches Ergebniß vereinigter Kräfte würde entwickelt haben.

Calo wurde daher ersucht, sich darüber zu erklären, ob er geneigt sein werde, auf einen Plan einzugehen, welcher ihn, bei verbesserter ökonomischer Lage der Anstalt, des größern Theiles seiner Lehrthätigkeit enthöbe, dagegen ihm eine stete Beaufsichtigung oder vielmehr freundliche Leitung der Alumnen außerhalb der Schul- und Arbeitsstunden zur Pflicht machte, und ihm da-

durch eine vorherrschend moralische Einwirkung auf dieselben verschaffte. Unser Freund wurde ersucht, diesen Gedanken reiflich zu erwägen, und sich dann theils darüber zu äußern, ob er die Ausführung desselben im Interesse der Anstalt liegend halte, theils ob er selbst dieselbe übernehmen und auf längere Zeit durchführen möchte. Auch etwanige Vorschläge, durch welche er den Plan individualisiren und dadurch zu seiner nähern Einleitung mitwirken könnte, würden erwünscht sein. Mit dem Director Hasenbalg, dem eine ähnliche Mittheilung zugehe, werde er sich ohne Bedenken über den Gegenstand benehmen können, hinsichtlich jeder dritten Person müsse aus nahe liegenden Gründen gebeten werden, denselben für jetzt noch als nicht zur Besprechung geeignet zu betrachten.

Es war also ein Versuch, Unterricht und Erziehung zu scheiden, wenn auch die Vereinigung beider als der höhere, natürliche Zustand angesehen wurde. Was ich dagegen einzuwenden habe, ist in der Damaris gesagt*); ich brauche also hier nicht darauf zurück zu kommen.

Calo entzog sich der von ihm geforderten Erörterung, indem er um einen Urlaub auf sechs Monate bat, der ihm auch vom 1. April 1844 gewährt wurde, mit dem Wunsch, daß er nach Ablauf der gedachten Frist mit erneuter Freudigkeit zu dem Berufe zurückkehren möge, den er gewählt habe und in welchem von seinem Eifer und seiner Gesinnung noch fernere gute Erfolge dürften erwartet werden. Die sechs Monate wurden abermals, nach dem Beispiel der Tante, zum Ausflug in die weite Welt verwandt. Das Nähere darüber berichtet einer von den drei Erkorenen unseres Ferdinand.

Auf Calos Veranlassung hatte Franz Pogge als Secundaner sich entschlossen, aus der Real- in die Gymnasialabtheilung der Anstalt überzutreten. Calo bemühte sich eifrig, ihn durch tägliche Nachhülfe im Lateinischen und Griechischen zu unterstützen. Um diese Zeit, im Frühjahr 1844, hatte Calo den Entschluß ge-

*) Damaris 1862. S. 373—392.

faßt, ein halbes Jahr Urlaub zu nehmen, um in Heidelberg, Lausanne oder Rom seiner Alterthumsforschung und seinen Studien obliegen zu können. Er sah ein, daß während dieser Zeit die mit Pogge mühsam erreichten Fortschritte wieder verloren gehen würden, und da er wußte, daß derselbe mit großer Liebe an ihm hing, so machte er ihm eines Abends spät den Vorschlag, ob er ihn auf der Reise nach Rom, binnen acht Tagen anzutreten, begleiten wolle. Am andern Morgen war der Entschluß gefaßt, an Pogge's Eltern geschrieben, und nachdem diese die Zustimmung gegeben, Mitte April die Reise angetreten.

Während Calo in Stettin seine Vorbereitung zur Reise traf, hatte der damalige Oberpräsident von Pommern v. Bonin ihn dringend gebeten, auch seinen Sohn Otto mitzunehmen, und, obgleich er lebhafte Bedenken trug, zwei an Alter und Charakter wenig mit einander stimmende Knaben in ein so nahes und gebundenes Verhältniß zu sich treten zu lassen, so glaubte er doch, in Rücksicht auf mancherlei Verpflichtungen gegen den Oberpräsidenten, sich dem Wunsche desselben fügen zu müssen.

Die Reise ward über Dresden, Prag, Wien, Gratz, Triest, Venedig, Florenz zurück gelegt. Von dem Aufenthalt in letztgenannter Stadt hat sich unter andern Papieren ein flüchtiges poetisches Blatt erhalten. Es giebt, wie selten bei unserm Freunde, genau Zeit und Ort.

Florenz d. 11. April 1844.

O Florenz, o Florenz!
Du allerschönste Stadt!
Ueber deine Mauern drängen sich Rosen,
Grüner Lorbeer und Geißblatt.

Dich grüß' ich nach langem Sehnen
Mit allerseligster Lust;
Da fliegt durchs Wagenfenster
Dieser Strauß mir an die Brust.

Mit dem breiten Rand ihres Hutes,
Mit ihren Locken spielte der Wind:
„Halt an deine schwebenden Schritte!
Blicke zurück, holdseligstes Kind!

Alle diese spanischen Scudi,
Diese Börse mit rothem Gold
Für einen Blick!" — Um die Ecke schwand sie
Und sang: Ti piange, piange il cor!

Uebrigens galt als Regel, an jedem Orte wird ein Tag als Aufenthalt genommen, um die Sehenswürdigkeiten, namentlich Kirchen, Kunstsammlungen und Natur in Augenschein zu nehmen. Am 18. Mai langten sie in Rom an.

Calo hatte bis dahin kein Italienisch getrieben, er benutzte die Reise dazu. Kaum war die Gesellschaft 10 Minuten von Berlin mit der Eisenbahn dritter Klasse gefahren (es waren damals offene Wagen mit unbequemen hölzernen Bänken), so holte er Philippis italienische Grammatik heraus und fing an, dieselbe von vorne an durchzuarbeiten; er lernte die Aussprache, übersetzte die Uebungsstücke im Kopfe aus dem Deutschen ins Italienische und umgekehrt und setzte diese Arbeiten unermüdet auf der Bahn, auf dem Dampfschiffe, im Postwagen, im Wirthshause, Abends spät und Morgens früh mit solcher Energie fort, daß er, auf italienischem Boden angelangt, sich bereits vollständig verständigen, nach kurzem Aufenthalt in Rom fließend Conversation führen konnte. Dabei war er auf der Reise nicht unempfänglich für die Umgebung; er gab sich ihr zeitweise vollständig hin, wie er sich später auch vollständig seiner neuen Sprache zuwandte. Merkwürdig leicht wurde ihm der Verkehr mit fremden Menschen; wo er nur irgend wollte, war er bald durch seine Vielseitigkeit, durch liebenswürdiges Wesen, Witz und gute Laune der Mittelpunkt der Gesellschaft, aber er konnte auch eben so zurückhaltend und spöttisch sein.

Schlimm war für seine jugendlichen Begleiter, daß er gleiche Lust und Energie zum Lernen von ihnen verlangte, wie von sich; sie sollten, wie er die italienische, so die griechische und lateinische Grammatik zu ihrer beständigen Reiselectüre und ihrem Studium machen. Es war dies eine fast unmögliche Aufgabe für Knaben, welche zum ersten mal über die engen Grenzen ihrer Verhältnisse hinaus kamen, welche unter den stets wechselnden Eindrücken einer

vollständig neuen Welt, gleichsam wie in einem Taumel lebten und, von der Reise und dem Gesehenen ermüdet, Gott dankten, wenn sie Abends früh und Morgens spät ausschlafen konnten. Calo war hierüber verstimmt.

In Rom ward gleich ein Privatquartier genommen und an die Arbeit, d. h. für die Schüler ausschließlich die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache gegangen. Morgens sechs Uhr ward aufgestanden, das aus Milch und Semmel bestehende Frühstück verzehrt, dann bis zwölf Uhr gearbeitet, in einer halben Stunde das wieder nur aus Milch und Semmel bestehende Mittagbrod verzehrt, wieder gearbeitet bis vier Uhr, und dann Spaziergänge in der Stadt und um sie her gemacht bis zehn Uhr Abends. In einem Bäckerladen kaufte dann jeder für einen Silbergroschen Semmel, für zwei Silbergroschen, je nach der Jahreszeit, von dem wundervollen Obst, und mit innerem und äußerem Behagen ward dies Abendbrod verzehrt unter dem Portal einer Kirche, auf der umgestürzten Säule eines alten Tempels, einer Wasserkunst oder den sonstigen Ruinen einer großen, vergangenen Zeit.

Es war bei diesen Excursionen Princip, nie eine Droschke zu nehmen, noch jemand zu fragen, wie der Weg da und dahin gehe; man mußte sich nach dem mitgenommenen Plan orientiren, und während der ganzen Zeit sind alle Touren zu Fuß gemacht worden.

An jedem Montag und Donnerstag wurde der Nachmittag den Kunstsammlungen des Vatican, des Capitols 2c. gewidmet, der Sonntag regelmäßig dem Besuche der Kirchen, welche auch noch außerdem fast täglich in Augenschein genommen wurden.

Diese Lebensweise sagte Calo, aber weniger seinen Schülern zu; nach vier Wochen mußten sie einen Tag um den andern Fleischspeisen genießen, auf ärztliche Anordnung; nach weitern vier Wochen täglich; Calo blieb der gewohnten Lebensweise treu. Auch die ununterbrochene geistige Beschäftigung, namentlich bei dem warmen Klima, wirkte auf die Schüler mehr abspannend, als fördernd und hatte nicht den gehofften Erfolg, während er beständig seine

Studien fortsetzte, die Schüler beaufsichtigte und nur zeitweise auf den Bibliotheken selbst arbeitete. Dem Studium der Kunst gab er sich mit großem Interesse hin, und stundenlang konnte er vor einer Statue, einem Bilde sitzen, um sich ganz in die Aufgabe und Ausführung desselben zu vertiefen. Er mochte dabei nicht gestört, nicht in Begleitung seiner Schüler, sondern ganz allein sein; er sprach auch nicht über die empfangenen Eindrücke und den Werth der Gegenstände. „Es würde Ihnen das nichts nützen", sagte er einmal, „Sie würden nur das sehen, auffassen und nachsprechen, was ich Ihnen sagte, ohne sich ein eigenes Urtheil zu bilden, und nur dieses hat Werth für Sie."

Auch in den Kirchen trennte er sich sofort von seinen Begleitern, theils um die Bilder und Kunstwerke betrachten, theils um seiner Andacht ungestört folgen zu können, denn es war in ihm eine tiefe Verehrung der Religion, und vorzugsweise der katholischen, die er lebhaft vertheidigte gegenüber der nüchternen protestantischen Kirche. So schalt er stets auf die Protestanten, welche als Fremde dem katholischen Gottesdienst zuschauten, sich aus Neugierde in den Vordergrund gedrängt hatten und doch die Ceremonien nicht mitmachten; denn wenn auch die Römer bei dem großen Zufluß von Fremden an derlei Nichtbetheiligung ihrer Gebräuche gewöhnt, sich keinesweges dadurch in ihrer Andacht stören ließen, so glaubte Calo doch, diese Rücksicht dem fremden Cultus schuldig zu sein. Er verbeugte sich, fiel aufs Knie und zeigte die größte Andacht; eben so bezeigte er für die Jungfrau Maria, und sprach es aus, eine besondere Verehrung.

So waren drei Monate in gleichmäßiger, anziehender und anregender Weise verstrichen, es war der August herangekommen mit seiner für Fremde so ungesunden Witterung; fast alle Fremden hatten die Stadt verlassen, bis auf Calo und seine Begleiter.

Der Vorsicht wegen dachte auch er an eine Uebersiedelung nach Neapel, als er plötzlich selbst von dem Fieber befallen war. Seine Hauptsorge war dabei um die beiden, ihm anvertrauten Knaben, die er nicht sich selbst überlassen und kaum allein zurück

reisen lassen mochte: Es blieb jedoch nichts anderes übrig, und so faßte er den Plan, selbst in ein Krankenhaus zu gehen, die Knaben nach Hause zu schicken. Dazu gehörten Pässe, so wie mancherlei Visa, und ungesäumt ging er ans Werk, dieselben zu besorgen. In glühender Sonnenhitze ging er zu den, nur um diese Zeit geöffneten Büreaux, vom Vatican zum Capitol, zur Polizei und den Gesandtschaften, um alle, damals nöthigen Formalitäten zu erfüllen. Von jedem Gange kam er aufs Tiefste erschöpft nach Hause und legte sich, was sonst niemals vorkam, aufs Sopha; dabei war er im starken Fieber, die Füße bis zu den Knieen wie abgestorben; aber kaum hatte er wieder einige Kräfte gesammelt, so ging er aufs Neue seinen Besorgungen nach. Es war ein Kampf in ihm zwischen Geist und Körper, auf Leben und Tod, und es reizte ihn förmlich diesen Kampf durchzuführen. Für diesmal siegte der Geist; nach drei Tagen, als alle Vorbereitungen zur Reise getroffen waren, war das Fieber überwunden, ohne irgend eine Medicin. Calo mochte aber selbst zweifelhaft sein über die Richtigkeit seines Princips, denn er sagte: „Ich habe Ihnen in diesen Tagen ein Beispiel gegeben, wie man es nicht machen muß, aber es giebt Lagen, in welchen man nicht anders kann, und glaubte ich, so handeln zu müssen.“ Die Reise nach Neapel ward aufgegeben, aber, um Wiederholung des Fiebers zu vermeiden, sofort nach Florenz aufgebrochen. Ein dreiwöchentlicher Aufenthalt daselbst ward ganz in gleicher Weise, wie in Rom, benutzt, dann die Rückreise angetreten über Mailand, den Comer See, München, Nürnberg ꝛc.

In Dresden nahmen die drei Reisegefährten Abschied von einander; die Schüler mit dem innigsten Dankgefühl, unter Thränen, für ihren Lehrer.

Ueberblickt man das Resultat dieser Reise für Calo, so kann man dasselbe kein besonders befriedigendes nennen; die Mitnahme der beiden Schüler hatte das enge Ineinanderleben vereitelt; die Aufsicht über die ihm Anvertrauten hatte ihn wesentlich gehindert, seine für sich mit der Reise verknüpften Absichten zu erfüllen, und die mit den Schülern erreichten Resultate konnten ihn ebenfalls

nicht befriedigen; das Bewußtsein der treuesten Pflichterfüllung seinerseits, das Gefühl, in seinen Schülern den Sinn für alles Wahre, Gute und Schöne geweckt und gestärkt und ihre Liebe und Verehrung für alle Zeit gewonnen zu haben, mußte für ihn der Lohn dieser Reise sein.

Mitte October ging Calo nach Putbus zurück, wohin auch Pogge ihm folgte.

Der unglückliche Gedanke des Provinzialschulrathes mußte wieder aufgenommen werden. Calo glaubte eine Erklärung abgeben zu müssen, welche in der Persönlichkeit des Directors Hasenbalg für die Zukunft ein Hinderniß des Gedeihens der Anstalt und des beabsichtigten Unternehmens bezeichnete. Er glaubte sich verpflichtet, die Erklärung dem Director mitzutheilen. Sogleich reiste dieser mit großem Aufsehn nach Stettin und führte Klage bei der Behörde. Der die Sache in die Verwirrung gebracht hatte, war also der Schulrath; indessen nach bureaukratischer Weise mußte er sich weiß zu waschen, und Calo mußte die Quälerei am Pädagogium dulden, bis ihm auf sein Gesuch der Austritt aus seiner Stellung bewilligt wurde (12. November 1845). Daß ihm dabei gelegentlich für die bewiesene Hingebung und Diensttreue, wie auch für die geleisteten nützlichen Dienste, welche die Behörde jederzeit gern anerkannt habe, gedankt wurde, war jedenfalls ein dürftiges Schmerzensgeld.

Damit schied unser Freund von Putbus, nicht ganz ohne Leid. Er hatte hier an seinem Collegen Baumgardt einen treuen Freund gefunden, mit dem und dessen Frau er seitdem in stetem Briefwechsel blieb. Die tiefsten, herzlichsten Angelegenheiten wurden darin besprochen. Er besuchte das befreundete Haus mehrmals, besonders da Baumgardt nach Potsdam versetzt wurde, und hatte seine Freude an den heranwachsenden Kindern.

Schon vor seiner Entlassung in Putbus hatte Calo sich eine andere Thätigkeit zu gründen gesucht: er hatte nach Hofwyl in der Schweiz geschrieben und Fellenberg seine Dienste angeboten. Er erhielt von da eine eigenthümliche Antwort:

Hofwyl, 24. September 1845.

Verehrter Herr!

Der Zufall hat es gewollt, daß Ihr Verehrtes vom 8. September gerade in einer Zeit hier ankam, wo ich auf einer längeren Reise begriffen war, so daß ich es erst vor wenig Tagen erhalten.

Das Zusammentreffen des Hinschieds meines Vaters mit den Wehen der eigenthümlichen Entwickelung unseres Schweizervolkes, welche Entwickelung ich überall in Deutschland mit so großer Unkenntniß des schweizerischen Volksgeistes und je nach dem Standpunkt des Beurtheilers so entgegengesetzt aufgefaßt gefunden habe, — dieses Zusammentreffen war auch ein harter Stoß für das Bestehen des Werkes, welches mein Vater mit einem so starken Glauben an die Wahrheit und Heilsamkeit seiner Ideen begonnen und durch so viele Gefahren hindurch zu einer merkwürdigen Anerkennung und Autorität erhoben hat.

Zwölf Jahre abwesend von der Heimath bin ich allen denjenigen, welche mit meinem Vater in Beziehung standen, nur dem Namen nach bekannt und habe das Vertrauen zu gewinnen gehabt oder noch zu gewinnen der Lehrer, meiner Mitarbeiter, und der Eltern der Zöglinge und des übrigen Publikums.

Ob mich nun dieses auch nicht beunruhigt, so lange ich den Grundgedanken treu und entschieden fest halte: so ist doch heut zu Tage dieses Vertrauen von Rechts wegen so selten, daß es gar nicht zu verwundern, wenn eine Anstalt, die allein auf dem Credit ihres Lenkers beruht, in übrigens so schwierigen Zeiten, auf die Zahl derjenigen Eltern und Lehrer sich reduciren muß, die ein unerschütterliches Vertrauen auf die Wahrheit der Sache besitzen, der wir dienen.

Diese Zahl von Tapfern ist auch sehr zusammen geschmolzen: die Frequenz der Anstalt ist gering und ihr Glanz ist mit der Persönlichkeit des Führers erloschen, und es liegt nicht in meiner Persönlichkeit ihr denselben wieder zu geben; die Sache selbst muß nun sprechen, das Bewußtsein der Lehrer, ja der Zöglinge selbst, daß sie ein hohes und göttliches Ziel verfolgen,

muß sie aufrecht halten wie mich: und aus diesem Bewußtsein muß sich die Sache von innen heraus als neuer Stamm aus der Wurzel entwickeln. Die Befriedigung, eine Saat für die Ewigkeit auszustreuen, muß an die Stelle treten des Stolzes, einem großen Ganzen anzugehören und die Augen der Mitwelt auf sich zu ziehen. Dieser Tausch ist nicht jedermanns Sache. Manche, denen Hofwyl zur Staffel dienen sollte, sich höher zu heben, als mein Vater noch lebte, haben die Arbeit verlassen, als sie sahen, daß sie dem Ruhm entsagen würden.

Nur dem, der in der hiesigen Arbeit die Saat der Zukunft erkennen mag und sich ihr hingeben mag als ein einzelnes Glied der großen Kette von Ursachen und Wirkungen menschlicher Entwickelung, zufrieden mit dem Bewußtsein, dem Schöpfer ähnlich unscheinbar mitzuwirken und es in Ausprägung seiner Eigenthümlichkeit thun zu können, im Stillen und Kleinen seiner Welt sich bildend, geräuschlos aber auch ungestört — nur dem blüht hier ein stilles Glück und erwächst aus der Gesammtwirkung ein freudiger Muth.

Meine Aufgabe in dem Allen ist einem jeden die freieste, eigenthümliche Ausprägung in dieser Richtung zuzusichern, damit von ihm auf die Zöglinge ja das edelste und beste übergehen könne, keiner dem andern seine Ausdrucksweise aufdringen oder zum Gesetz machen könne. So wird diese eigenthümliche Selbstentwickelung auch jedem Zögling möglich und die Aufgabe der Gesellschaft schon bei der Erziehung gelöst, daß ein jeder aus dem ganzen Verein mit seiner ganzen Liebe und seiner ganzen Kraft, das seinige so vollkommen als möglich zum Ganzen beitragen könne, wie die Blätter an einem Baum. So dient jeder dem ganzen Verein und hört doch nie auf, nicht nur sich selbst Zweck, sondern auch der Zweck des von Liebe durchdrungenen Ganzen zu sein.

Die Mittel, diese Selbstthätigkeit anzuregen und zu beschäftigen, müssen, wie die Form des Ganzen seinem Wesen entwächst und entspringt, eben so die natürliche Ausströmung jener Macht

sein, die das Weltall bewegt und die in jedem Einzelnen Wunder schafft, wenn sie zur Herrschaft gelangt.

Aber eben wegen diesem Gesetz der freien und doch gegenseitigen Entwicklung lade ich einen jeden ein, der sich unserm Kreise anschließen will, sich in demselben seine Stelle frei zu suchen und zu wählen nicht nur, sondern auch zu schaffen; uns erst kennen zu lernen und sich kennen lernen zu lassen ohne Sorge verkannt zu werden, noch etwas zu gelten, was er nicht ist.

Theologie, Philosophie, Philologie und solche Wissenschaften, die nicht zum selbstständigen Gebrauch des Menschen, sondern nur von einem andern überkommen werden, um sie wieder auf einen andern zu übertragen, ohne verarbeitet zu werden und Bildung bei der Jugend zurückzulassen, ziehen wir möglichst wenig in den Kreis der Jugend. Wohl dagegen Naturwissenschaften und mathematische Wissenschaften, als mit der Form auch Stoff für's Leben gewährend. Die Sprache dient uns wie den Griechen als Flügel des Gedankens, die müssen wachsen, wie sie dem jungen Vogel wachsen, an ihm selbst und aus den Dingen, deren Benennungen sie entnommen sind. Die Kunst ist eine bis zur Nachbildung entwickelte Sprache. Deutlicher und vollkommener für die sinnliche Auffassung ist das gelungene Bild der Sache als ihre Beschreibung; eindringlicher ist das gesungene Lied, als der noch so scharf ausgesprochene Gedanke. Das Gift ist ein durch Scheidekunst aus unschädlichen Stoffen isolirtes Abstractum. Eben so wirkt die den Gedanken von der That beharrlich isolirende Begriffswelt wie Gift auf die menschliche Seele. Sie scheidet dieselbe vor dem Tode von ihrem Begleiter und bringt das Wissen, den Zwiespalt zwischen den Menschen und der Natur, und der von der Mutter emancipirte Sohn verdorrt. Es kann ihm doch dazu nicht gewährt sein, sondern zu seinem Wohl. Daher liegt uns daran, mit der Erziehung und allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln den ganzen Menschen zu ergreifen, ihn dabei ganz zu lassen und den ganzen Menschen auf seinen Zweck hinzuleiten, dann bleibt er froh, kräftig, gesund; dann allein wirkt

die ihm gegebene Erziehung in ihm fort, auch wenn er der Schule entwachsen ist; dann tritt er aus der Schule der Menschen in Gottes Schule ein, ohne Zwiespalt: ganz gehört er seinem Schöpfer an.

Auch dieses sind Abstractionen, wenn Sie wollen; ich mußte Ihnen in wenigen Formeln den innern Charakter unserer in jeder Beziehung Fleisch werdenden Erziehung herauskehren; Beispiele würden mich zu weit geführt haben; ich habe nur noch hinzuzufügen, daß so viel möglich dem Begreifen sich das Angreifen, die körperliche Arbeit beigesellt — in einigen Zweigen der in Berufsbildung übergehenden Elementarbildung sogar vorherrschend wird und nicht wenig dazu beiträgt, auch den Unterricht eindringlich zu machen — oder um mich eigentlicher auszudrücken, daß in der Arbeit z. B. bei der Landwirthschaft die Thätigkeit des ganzen Menschen in einen einzigen Fluß bringt, der dann er selbst ist.

Sie wissen somit nun, was Sie hier finden werden, wenn Sie auf dem Wunsche beharren, zu uns zu kommen. Ich widerstreite diesem Wunsche nicht aus einer Ursache: ein solcher Wunsch kann eine Berührung und eine Weisung vom Finger Gottes sein: indem ich Ihnen nun den Schlüssel zum inneren Leben Hofwyls zusende, glaube ich einer solchen Weisung von Oben, sollte sie es sein, welche Sie berührt hat, nichts entgegengestellt zu haben. Hülfe haben wir in diesem Augenblick nicht nöthig: es ist damit aber nicht gesagt, daß Sie uns bei der Erreichung Ihres Zweckes nicht doch eine von uns ungesuchte und unerwartete Hülfe leisten könnten.

Bei der jetzigen Lage der Anstalt und unserer Angelegenheiten halten nur Gottvertrauen und das Bewußtsein einer heiligen Sache unser Häuflein aufrecht: wir dürfen aber die Kosten der Anstalt nicht vermehren. Dies alles fühle ich mich noch gedrungen Ihnen zu sagen. Mit Hochachtung Ihr ergebener W. Fellenberg."

So stand vor unserm Freunde eine neue pädagogische Verworrenheit, da er der in Putbus kaum entflohen war. Eine

Schule, die aller idealen Bildung, die des Begreifens wollte enthoben sein und durch Naturwissenschaften und Mathematik, wie durch das täppische Angreifen, die Handarbeit allein, zum Ziel zu gelangen suchte. Seltsame Fratzen hier und dort. Calo konnte seiner ganzen Art nach in Hofwyl nichts erwarten, was ihm zusagte, doch ging er dorthin und blieb vielleicht kurze Zeit dort; ein Urtheil über die Anstalt habe ich nie aus seinem Munde gehört. Dagegen das Jesuitencollegium in Freiburg, von dem er auf dieser pädagogischen Fahrt gleichfalls Kenntniß genommen hatte, lobte er, im Sinne der katholischen Hierarchie, an der er in Rom einen Gefallen gefunden hatte. Ob er in der Nähe des Genfer Sees diesmal auch Lausanne und Genf besucht, steht dahin, bestimmte Angabe darüber liegt nicht vor, doch ist mir aus Gesprächen mit ihm gewiß, daß er in beiden Städten gewesen.

Zu Anfang des nächsten Jahres war er wieder in Stettin und wurde hier am 10. Mai 1846 zum ordentlichen Lehrer insbesondere der französischen Sprache am vereinigten Königl. und am Stadtgymnasium berufen. Das war die Anstalt, der er als Schüler angehört; der Director, die Lehrer kannten und liebten ihn. Hier hatte er Geschwister, Verwandte, Freunde, es war die Stadt, da er geboren und erzogen wurde. Hier fand er auch in seinem Lehramt die Befriedigung, die er überhaupt finden konnte. Hier hatte er keine besondere, irgend wie bevorzugte und darum beneidete Stellung, er war allen seinen Amtsgenossen gleich, unterrichtete und erzog wie sie, aber er hatte innerhalb der allgemeinen Schranken die friedliche Freiheit, sich selbst unter seinen Schülern eine Wirksamkeit zu schaffen, wie sie seinem Herzen und seiner Einsicht zusagte.

Die beiden ersten Jahre vergingen mit dem Einleben in die neuen Verhältnisse, still, ohne besondere Ereignisse nach Außen. Dann brach in Berlin die Revolution aus, man wählte mich als Abgeordneten von Stettin für die National-Versammlung in Frankfurt a. M. Ich war ein Jahr von Stettin entfernt.

Calo schrieb in dieser Zeit das Schulprogramm, das zu

Michaelis 1848 gedruckt wurde. Es enthielt: Mittheilungen aus dem Leben des Lord Brougham und seiner Lehre vom Staate.

Einleitend sagt der Verf.: „So ehrenvoll die Pflicht ist, diese Einladungsschriften zu verfassen, so schwer wird sie denen — ich gestehe es — welche seit langer Zeit mit Schleiermacher glauben, daß es besser wäre sie nicht zu schreiben. Niemand liest sie, niemand kann sie lesen.

Es wäre schon ungereimt, sie für wenige Gelehrte zu schreiben, jetzt aber finden sich auch diese wenigen nicht mehr; auf das öffentliche Leben sind jetzt die Gedanken aller gerichtet. — Aber wenn ich nun die Gedanken eines großen Staatsmannes über den Staat und seine Formen mittheile, muß ich da nicht einen Vorwurf von Seiten derer erwarten, welche meinen, daß die stillen, der Erziehung geweihten Räume nicht durch Fragen beunruhigt werden sollten, welche uns überall hin verfolgen, dort hin aber am wenigsten gehören.

Es ist wahr, das öffentliche Leben ist ohne Gegensätze, ohne Parteien nicht möglich; so lange diese neu sind, werden die Gegner Verschiedenheit der Ansicht für Verschiedenheit der Gesinnung halten, sie werden hassen und verdächtigen; und wenn wir diesen Parteien uns anschließen, so kann das Werk der Erziehung nicht gedeihen, es verlangt unbedingtes Vertrauen aller: es setzt ein Streben nach der Wahrheit voraus wie es Parteien nicht kennen.

Aber eben so wenig dürfen wir, die die Erziehung leiten, der innerlichen lebendigsten Theilnahme am öffentlichen Leben entsagen, keine Erkenntniß ist uns so unerläßlich als die des Staats nach seinem Wesen und seinen Erscheinungen; in der Erziehung wirkt jede Form des Staats am kräftigsten, offenbart sich am augenscheinlichsten; in der Geschichte lehren wir nur die Entfaltung des Staats in seinen verschiedenen Gestalten, ja Staatskunst und Erziehung können sie getrennt werden? Ich lehne daher jenen Vorwurf ab, er ist nicht begründet."

Weiterhin, da das Leben Broughams besprochen wird, geht der Verf. auch auf dessen Unternehmen ein, den Unterricht in England umzuschaffen.

„Frühe schon," wird dabei bemerkt, „war Lord Brougham das nördliche Europa durchreist; als er zum zweiten mal aufs Festland kam, ging er nach Hofwyl und beobachtete hier lange die wundervolle Schöpfung Fellenbergs."

So urtheilte unser Freund jetzt; als er selbst drei Jahre früher in Hofwyl war, muß er nicht ganz so geurtheilt haben, sonst wäre er schwerlich so eilig nach Stettin zurückgekehrt.

„Sich ergänzend, obwohl scheinbar entgegengesetzt, waren die Gesetzgebungen Napoleons und Fellenbergs Gedanken.

Als die Nationalversammlung sich trennte, hatte sie Einheit des Unterrichts und Freiheit desselben verlangt. Diesem Verlangen entsprach erst Bonaparte als Consul und als Kaiser, als die Republik nicht nur dem Namen nach noch bestand, sondern die Gesetzgebung dieses Mannes in ihrem Sinne wirkte. Er wollte nicht für den Unterricht die Stufenleiter von Beamten, welche vom Maire hinauf bis zum Staatsrath und Minister reichte, seinen Willen zu vollziehen; er verlangte nicht Kenntnisse allein, sondern einen besondern Geist, wie für die Magistratur, welche denselben Geist seit Jahrhunderten bewahrt hatte, wie für die Geistlichkeit; kurz er wollte eine Körperschaft, welche sich selbst richtete, regierte, mit ihrem unabhängigen Beamtenstande, frei von der Kirche, frei von der Einwirkung der Verwaltung, unter dem Schutze des Staates.

Der Kaiser beschränkte in der spätern Gesetzgebung zum Theil diese Freiheit. Die Einheit Frankreichs war der eine Wille seines Fürsten geworden. Nur die großartige Geschichte, in deren Anschauung die Jugend aufwuchs, das Leben in der Bildung der Alten, welche den Schulen zurückgegeben war und die Unabhängigkeit des Unterrichts von der Kirche ließen die großen Schriftsteller voraussehen, welche nach dem Sturze des Kaisers sich erhoben.

Je gewaltsamer Napoleons Streben der letzten Jahre den Unterricht in der freien Form beschränkt hatte, um so anregender mußten Fellenbergs Schulen in Hofwyl sein. Pestalozzis Volksschulen hatten den Anlaß gegeben; seine Hingebung beseelte noch

die Lehrer; aber die Armenschule wie die höheren Schulen erhielten von Fellenbergs staatsmännischem Sinn eine Form, an welche Pestalozzi nicht hatte denken können. Die Schweiz sollte der Ort werden, in welchem die Jugend ohne Rücksicht auf die verschiedenen Kirchen und Schulen das menschliche Herz entfalten sollte, ehe sie in ihre Kirche, in ihren Staat zurück trat. Hier wuchs sie auf im Anschauen der großartigsten Natur, unter dem Volke, das die Fesseln Fremder nicht ertragen konnte, neben den ärmsten die reichsten, die vornehmsten neben denen, welche einen Unterschied nicht kannten. Alle aber sahen sich mit gleicher Liebe, jeder zu seinem Lebenskreise, zu ernster Thätigkeit erzogen, und wenn es möglich war, erzogen sie einander selbst.

Wer erreicht seine Entwürfe? Wie schwere Kämpfe haben seitdem auch das Leben der Familien in der Schweiz erschüttert und zerrissen! Es ist möglich, daß die Entwürfe jenes außerordentlichen Mannes, der nun schon geschieden ist, sich nicht ausführen lassen, wie er sie dachte, aber der Sinn, in welchem er wirkte, ist seinen Schülern überall hin gefolgt; und nicht nachzuahmen, sondern nur in diesem Geist neu zu schaffen, konnten sie an seiner Begeisterung lernen."

Sind das Broughams oder unsers Calo Gedanken? Von jenem wird ausdrücklich gesagt, er habe verlangt, in Frömmigkeit sollte das Volk erzogen werden, eine fromme Erziehung sei für den Reichen so gut wie alles, aber für den Armen wirklich und vollkommen alles; das Christenthum sei recht eigentlich des Armen Erbtheil, und die Gesetzgeber haben daher für fromme Erziehung wohl zu sorgen. Darum soll aber der Staat nicht fordern, daß zu seinem Vortheil die Jugend im Glauben erzogen werde, noch habe sich die Schule um die Verschiedenheit und den Zwist der Bekenntnisse zu kümmern.

Wie Napoleon und Fellenberg verlangt er völlige Trennung des Unterrichts von Staat und Kirche; nur wo die Gemeinde die Kosten der Einrichtung einer Schule nicht aufbringen kann, soll der Staat zu Hülfe kommen, dann aber den Gemeinden selbst überlassen, das höchste Gut, die Bildung, selbst zu erwerben. Auch

die Mildthätigkeit, welche damals alle Sonntagsschulen und die Hälfte der neuen Werktagsschulen unterhielt, soll aufhören, sobald die Schule gestiftet ist. Das heißt, so viel ich einsehe, die Gesinnung ist das Wesentliche des Lehrers. Wohl wahr, aber wer kennt die Gesinnung als Gott allein.

Aus der Bedrängniß, in die ich nach meiner Rückkehr aus Frankfurt gerieth,*) erwuchs mir als liebliche Frucht die genauere Freundschaft Calos, die mir bis zu meinem Ausscheiden aus dem Collegium der Lehrer und bis zu seinem Tode geblieben ist.

Es leuchtete uns ein, daß zwischen den beiden oft verwechselten Reichen, dem Reiche Gottes und dem der Ideale ein wesentlicher Unterschied ist. Jenes, nicht von dieser Welt, nicht mit den Sinnen wahrzunehmen, inwendig in uns, ist eine Realität durch und durch, ein ewiges, unerschüttertes Reich der Wahrheit, dessen König der Sohn Gottes selbst, dessen Angehörige Gnade haben, das Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geist mit sich bringt, das, wer es gefunden hat, einer köstlichen Perle gleich achtet, für die er ohne Bedenken alles hingiebt, was er hat. Das Reich der Ideale dagegen ruft der Mensch in sich hervor, es ermangelt der Realität des Gottesreiches, doch geht es über die Wirklichkeit hinaus, die uns umgiebt; der Mensch kann sich selbst eine schöne, vollkommene Welt schaffen, kann ihr in der Kunst, in der Wissenschaft den würdigen Ausdruck geben, kann sie sogar mit mehr oder minder Erfolg im Leben veranschaulichen. Und eine solche Bewegung des Geistes von dem rohen Materialismus hinweg hat gewiß ihren Werth, aber was sie hervorbringt, ist doch allein Menschengebilde.

Das Verhältniß dieser beiden Reiche zu einander richtig aufzufassen, ist für den Pädagogen von großer Bedeutung. Die Behauptung Burkhardts (Zinzendorf und die Brüdergemeine Gotha 1866. 163): Die Brüdergemeine habe seit alter Zeit die Wissenschaft in ihrer Mitte gepflegt, nicht zwar um an dem Gesammtaufbau derselben helfend und fördernd mit Hand anzu-

*) [Vergl. oben S. 298.]

legen, sondern in dem Bewußtsein, für ihr eigenes Wachsen und Gedeihen, für das richtige Verständniß ihrer Aufgabe im Reiche Gottes, der Wissenschaft, insonderheit der theologischen, dringend zu bedürfen — diese Behauptung läßt sich nicht durchaus zugeben. Wie höchst ungenügend Zinzendorf und Spangenberg sich der Wissenschaft gegenüber gestellt haben und vollends der Kunst, ist anderwärts nachgewiesen (Gedichte I. 453). Und daß noch jetzt es nicht viel anders ist, zeigt die Bemerkung Burkhardts (a. a. O. 166), das Pädagogium der Brüdergemeine sei ganz in der Weise der Gymnasien, oder noch mehr der sogenannten niedern Seminare in Würtemberg, d. h. derjenigen Schulen, wo nach der Ansicht des Prälaten Roth durch die Pflege des Schönen gar nicht erzogen werden kann (Roth, Gymnasialpädagogik, Stuttgart 1865, 61), in denen also die Kunst, so wenig Poesie als Musik darf geübt werden. Zur Entschuldigung der Brüdergemeine läßt sich sagen, daß, nach den angegebenen Worten, sie es nur auf Ausbildung ihrer Pfarrer abgesehen hat, die in ihrer engen Sphäre sich ohne sonderliches Bedenken der Kunst entschlagen können. Aber besiegt erachten sich die ästhetischen Gymnasialstudien noch keineswegs: die Frage nach dem Reiche Gottes und dem Reich der Ideale, wie nach deren Verhältniß zu einander, suchen sie nur in eine neue Bahn zu leiten.

Der Sohn Gottes hat allerdings gesagt: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes! Er fügt aber auch die Verheißung hinzu, dann werde uns alles andre, was wir bedürfen an zeitlichen Gütern, zufallen, ja daß derselbe Mund auch die Zusage gegeben: Wahrlich ich sage euch: es ist niemand, der ein Haus verlässet oder Eltern, oder Brüder, oder Weib, oder Kinder um des Reiches Gottes willen, der es nicht vielfältig wieder empfange in dieser Zeit und in der zukünftigen Welt das ewige Leben (Luc. 18, 29. 30). Trachten nach der Seligkeit des Reiches Gottes heißt also keineswegs allem, sondern allein dem unwürdigen und unreinen Glück des zeitlichen Erdenlebens entsagen.

Zur Sonderung aber des Reinen vom Unreinen, des Würdigen vom Gemeinen bedarf die christliche Erziehung in den Gymnasien der Kunst. Durch die Kunst hütet sie die Jugend vor der gemeinen Sinnlichkeit und leitet ein in das Reich des Ideales, die Vorhalle des Reiches Gottes. Mit der Mahlerei und der Plastik läßt sich bis jetzt wenig wirken: es fehlt an Kunstwerken, die den Lehrern und den Schülern zugänglich. Wir müssen uns auf Musik und Poesie beschränken; auch dadurch läßt sich etwas erreichen (Damaris 1862. 386.).

In dem Sinne erneuerten Calo und ich einen Gesangverein, der, früher durch Scheibert gestiftet, unter unserer Jugend fröhlich bestanden hatte, allmählig aber schwach geworden, endlich ganz erstorben war. Wir fanden Anklang, der ideale Funke ward zur Flamme; unsre Jünger selbst drängten nun weiter von der Musik zur Poesie und wir ließen sie gern gewähren und schritten nur ein, wo Uebereilungen und Fehlgriffen zu begegnen war. Eingeladene Zuhörer aus der Stadt fanden sich freundlich und theilnehmend bei den musikalischen und poetischen Vorträgen der Schüler ein, ungeachtet nichts von Scenerie, nichts von Kostüm bei ihnen in Anwendung kam, selbst die Gesticulation war jedem Auftretenden frei gelassen und sie ward eher zu wenig, als zu stark bemerkbar; nur die Stimme sollte wirken, aber sie auch, wo möglich, mit allem Wohllaut, mit aller Beweglichkeit und Kraft, welche der Schöpfer in sie gelegt hat. Es waren für die Anstalt vier oder fünf schöne poetische Jahre, die freilich auch ihren stillen Schmerz in sich trugen.

Den Anfang machte ein Todesfall, der vornämlich unsern Calo traf: am 4. December 1849 starb seine erste Erzieherin, die Tante Karoline; ihre Zöglinge standen um ihr Sterbebette. Dann ertranken zwei treffliche Jünglinge aus der Zahl unserer Strebenden in der Oder, ein dritter starb in Meran, wo er Heilung von einem Brustleiden suchte. (Damaris 1862, 386. 387.)

Im Sommer 1850 machte Calo eine abermalige Reise, nach England und Schottland.

Aus England ging er nach Frankreich zurück und nahm hier in Boulogne am 29. August einen Paß nach Paris, von da nach Marseille und weiter nach Algier.

— — — — — — — —

— — — — — — — —

Nachwort.

So weit hatte Giesebrecht geschrieben, die letzten Worte wenige Stunden vor seinem Tode. Es ist zu bedauern, daß er das Denkmal, welches er dem Freunde setzen wollte, nicht hat vollenden können, daß er nicht mehr dazu gekommen ist, eine eigentliche Charakteristik des höchst bedeutenden, eigen gearteten, ihm persönlich so nahe stehenden Mannes mit seiner Meisterhand zu zeichnen. Die wenigen Worte, die ich hinzuzufügen habe, machen keinen Anspruch darauf, jene äußerst schwierige Charakteristik zu bringen; sie wollen dem Fragment, das sonst hätte unveröffentlicht bleiben müssen, nur einen Abschluß geben. Doch auch das würde ich nicht unternehmen, wenn ich nicht als Calos Schüler und in den funfziger Jahren als sein College auch einige Kenntniß von seiner Persönlichkeit hätte.

Ostern 1854 unternahm Calo eine Reise nach Italien, Griechenland und dem Orient, die ihn ein Jahr lang von Stettin fern hielt. Aus Athen schrieb er an seinen Bruder August (Justizrath in Stettin):

„Es ist schön entsagen, aber genießen ist auch schön; und daß ich meine Heimat endlich habe sehen dürfen, ist namenloses Glück. Das strenge ernste Italien ist mit Griechenlands feinen Formen nicht zu vergleichen; ich kann dir nur sagen: Komm her, sieh! Plato und Aristophanes rufen: komm! Wie die Wolken leise leicht über den zarten Himmel gleiten!“ Und als die Nachricht von dem Tode einer Verwandten ihm zugekommen war: „Ich genieße trotz allem Gram, trotz bitterster Empfindung, wie Einer, dem das Leben die letzte Schale reicht; die Schale ist dunkles Gold, der Trunk ist Flamme und Licht.

Die blinden Tage, in denen man zurück denkt, mögen kommen. — Der Genfer See läßt ahnen, daß es Schönheit giebt, aber hier ist sie rein, vollendet, keusch, voll Laune, voll Ernst, heilig und frech. Rom ist Tod gegen Athen, Leben allein hier, ewige Freiheit, ewige Einheit des Göttlichen und Menschlichen, daher auch unveränderlich, jung, neu geboren, voll großer Zukunft. Ich entdecke alle Tage, ich finde wieder die Sitze, wo Sophokles und Aristophanes gesessen und die Natur belauscht haben, noch schlägt dort die Nachtigall wie damals, noch hüpft der Wiedehopf in der engen Schlucht vor dem Wandrer, oben aber kreisen die Adler um dich, senken sich in die Pinien, schweben zum Meer. Dazu aber denke, daß ich morgens 3 Uhr zum Meere wandre zu baden; die Sonne sieht mich, wenn der Strand noch in Dämmerung liegt, auf der hohen See; welch ein Bad! Keine Woge, aber welch Wasser, welch Strand, welche Muscheln, die das große Kind dann sammelt! Und überall Gott sichtbarlich vor Dir."

Ueber den Eindruck, welchen die ganze Reise auf ihn gemacht, schrieb er an einen jüngern, von ihm zärtlich geliebten Freund und früheren Schüler, in welchem er den ihm entrissenen Alfred wieder gefunden hatte, an Bernhard Schallehn (jetzt vortragender Rath im Cultusministerium):

In griechischer Schönheit aufzuwachsen, ist mir als einzig würdiges Studium erschienen. Wenden Sie sich von der Juno Ludovisi an den Rhein, und Strom und Busch, Sonnenlicht wie des Mondes Glanz sprechen zu Ihnen eine andre, die einzig wahre Sprache. All unser Träumen und Sinnen klärt sich, weitet sich und wird durch diese Anschauung, gehn Sie der nach, Bernhard; da ist Griechenland, Göthe, da ist der Eingang zu dem stillen Feuer in unsrer Zelle, in die wir hinein gehen, nachdem jeder sein Theil entsagt hat."

Aus Aegypten schrieb er an Georg Pitsch, einen ihm befreundeten Collegen, Giesebrechts Schwiegersohn:

„Ich glaubte die Bibel auswendig zu wissen, aber hier habe ich sie zuerst gelesen; es ist entzückend, die Gestalten von vor Jahrtausenden lebend zu finden, die ich Mumien gedacht. Abraham ist hier, Joseph fährt in seinem Wagen, die Läufer vor ihm, Abends mit Fackeln, daß der weite Platz leuchtet; seine Kornböden fassen noch Weizen für alle Lande, und die Barken decken wie damals den Nil, gefüllt mit der goldenen Last unabsehbar. Jeder Zug, jede Zeile ist dem Leben abgeschrieben. Hier ist andre Wirklichkeit als im Homer; seine Fabeln, so wenig ich hier zum Verachten gestimmt bin, sind gegen die alten Familiengeschichten, gegen den einigen Gott klein, daß ich sie

nicht lesen kann. Koran links, Bibel rechts! Und mein Märchenerzähler! Hörten Sie ihn, wenn er zur einsaitigen Zither erzählt, lachend über den weißen Zähnen in den spitzen Bart, wenn ich erscheine! denn er liebt mich zärtlich, und die alten Beduinen umher in ihren lausigen Decken lassen sich's gefallen, daß ich nahe komme, denn er lügt dann doppelt."

Ostern 1855 kehrte er zurück. Auf der Heimreise schrieb er: „Mein Sonnenleben im Osten ist zu Ende, und nun in meine Einsamkeit, in die allereinsamste denke ich." Calo, der im Gespräch unerschöpflich war in neuen Anregungen, hinreißend in der Darstellung von Erlebtem und Gesehenem, der durch liebenswürdiges Eingehen auf den Gedankenkreis des Einzelnen, durch blendende Paradoxieen, die er stets geistvoll begründete, auch dem Schweigsamsten den Mund zu öffnen verstand, der so jeden ihn Besuchenden in den Zauberkreis seiner Unterhaltung bannte, war trotz dieser ungewöhnlichen Gaben gegen allen geselligen Verkehr außerhalb seiner Wohnung abgeschlossen, er war ein Einsiedler in seiner stillen Zelle. Die Wege zur Schule abgerechnet, sah man ihn fast nie auf der Straße, er ging nie spazieren und Besuche machte er nur bei seinen nächsten Verwandten. In seinem Hause empfing er jeden mit der größten Liebenswürdigkeit und fesselte seine Gäste oft bis in die spätesten Nachtstunden. Wie er bei dieser Zugänglichkeit es ermöglicht hat, für die Bewältigung der ungeheuren Arbeitslast, die er sich aufgebürdet, Zeit zu gewinnen, ist mir stets räthselhaft gewesen. Denn außer seinen öffentlichen Stunden gab er jedem, der ihn darum bat, Privatunterricht, oft mehrere Stunden hintereinander und corrigierte unendlich viel mehr, als seine Pflicht gefordert hätte. Mit Recht konnte daher Giesebrecht einmal schreiben: „Ich denke, es ist unter meinen Collegen keiner, der mehr für die Schule arbeitet, als ich, es sei denn Calo. Wer ist aber auch, wie der?" Zu dieser übermäßigen Anstrengung schien aber auch nur sein eiserner Körper geschaffen. Ermüdung schienen seine Nerven nicht zu kennen, der Einfluß der Witterung schien für ihn nicht vorhanden. Unbedeckten Hauptes pflegte er auch in der allerstrengsten Kälte nach der Schule zu gehen, und wenn er in eisiger Winternacht den von

ihm gehenden Freunden die Hausthür öffnete, verschlug es ihm nichts, in seinem Hauskleide mit halbentblößter Brust dastehend noch eine Zeit lang zu plaudern.

Nur den Sonntag hielt er sich von Arbeit frei. In einem Briefe an Bernhard Schallehn giebt er von seinem Leben an diesem Tage eine kurze drastische Schilderung:

„Heute am Sonntag großer Festtag! Um 11 Uhr Empfang in der ruelle des Bettes, um 12 Uhr lever, dann die eingegangenen Liebesbriefe erbrochen; Gähnen — — café und cotelette à la Soubise mit Zeitungen aus Paris und London vor dem Feuer am Ofen; so wirds $5^1/_2$ Uhr: Concert vor, von mir und für mich, Hemde von holländischer Leinewand, sammtner Rock, seidener Pantalon. Keine Kinder, kein Weib. Nun blinkt schon Kessel und Kanne zum Thee; einige Audienzen sind verweigert.

Le bel instituteur de filles
Que ce monsieur de Fénélon!
— — — —
Maman, c'est un sot tout du long
— — —
Tra la la les demoiselles — —

Lassen Sie mich das singen! Delightful! Sie sehen, ich schreibe von mir, Beweis wie behaglich; Sie müssen zuhören, wie erquicklich; Sie können nicht unterbrechen, vortrefflich, und ich kann aufhören und sagen: Bon soir!"

Ueber seine meisten Schüler übte er magische Gewalt aus. Er erzog sie mehr durch Anerkennung als durch Tadel und Strafen; er forderte von ihnen ein sehr geringes Maß häuslicher Arbeit, sie arbeiteten weit, sehr weit über das Geforderte hinaus mit der größten Anstrengung. Sein Unterricht war überaus anregend, wenn auch mehr blitzartig und funkensprühend, als stet und ruhig beleuchtend. Sein Wissen war von wunderbarer Ausdehnung. Er beherrschte alte und neue Sprachen, des Occidents wie des Orients; in der Literatur war er überall heimisch, Theologie und Philosophie waren ihm wohlbekannte Gebiete, sehr genaue Kenntniß hatte er in der Geschichte, in der politischen wie in der Kunst- und Culturgeschichte. Und bei seiner aufopfernden Thätigkeit für die Schule gewann er stets Zeit von den neuen

wissenschaftlichen Leistungen auf all diesen Gebieten Kenntniß zu nehmen.

Die Ansprüche, die er an das Leben machte, waren so äußerst gering, daß er dadurch wie ein Sonderling erschien. Er begnügte sich lange Zeiten hindurch mit der aller einfachsten, meist nur vegetabilischen Nahrung. Er war nicht etwa nur mäßig, sondern geradezu Asket. Seine Einnahmen verwandte er zum weitaus größten Theile auf Anschaffung von Büchern, Kupferstichen, Musikalien, von denen er sich allmählich sehr werthvolle Sammlungen erworben hatte. Er übte eine ausgedehnte, verschwiegene Wohlthätigkeit, nahm nie Honorar für die vielen Privatstunden, die er ertheilte, ja er schenkte seinen Schülern oft die dazu nöthigen Bücher.

Als er im Jahre 1862 die Leitung des Jageteufelschen Collegiums, eines mit dem Gymnasium verbundenen Alumnats, übernahm, zeigte sich seine selbstlose Hingabe an die Erziehung der Jugend, seine stete Bereitwilligkeit zu helfen mit geistiger Arbeit wie mit materiellen Mitteln wo möglich noch deutlicher als zuvor. Als das Jageteufelsche Collegium 1869 dem Stadt-Gymnasium zugewiesen wurde, mußte Calo die Leitung desselben niederlegen und zog in seine Amtswohnung in der Mönchenstraße, in die Nähe des Hauses, in welchem Giesebrecht so viele Jahre gewohnt hatte. Seine Thätigkeit blieb dieselbe rastlose aufopferungsvolle; aber er begann sich einsamer zu fühlen. In solcher Stimmung schrieb er an Frau Director Baumgardt: „Der Grabesstein ist beinahe über mir; seitdem ich ohne Löwe, ohne Giesebrecht, ohne Hasselbach bin, bin ich Heines Fichtenbaum im Norden auf kahler Höh." — „Die Zahl derer, mit denen ich mich verständigen kann, wird sehr klein." — „Sie greifen das Leben an, als wäre alles grüner Sammet; das Auge stärkt sich im Schauen, die Hand am Werk. Das ist nicht jedes Sache, nicht meine Kraft; verliere ich doch oft den duftigen Rasen über dem Blau, das oben schwimmt, die Leere mir nur verbirgt." Rührend ist der wehmüthige Humor, mit welchem er derselben gegenüber von dem Glück der Häuslichkeit spricht, über das er früher wohl

gespottet hatte und das er doch, je älter er wurde, um so schmerzlicher vermißte, ohne vielleicht es je sich einzugestehn:

„Mir schwebt Eines vor, das erfüllt sich auch einmal; in keinem Hause spielte ich lieber den Vetter Michel, als bei Ihnen, käme alle Abend, Bonbons, Pfeifen, Knarren in der Tasche für die Kleinen, die an Nase und Perrücke mir zupfen; besorge kleine Bestellungen für Frau Adelheid und bespreche mit Baumgardt das Unterbringen der Capitalien, die besten Tuchsorten für die Jacken der Kleinen, ermahne bei gewissen Vorfällen den ältesten, meinen Pathen, der von mir seine Fibel und Bibel, seinen ersten Löffel wie seinen blanken Friedrichsd'or erhält, wenn er die Abschiedsrede gehalten hat, nicht zu rechnen die Viergroschenstücke an Geburtstagen und beim Zahnausziehen. Sie sagen dann nach einem stillen Abende, wo ich allein bei Ihnen war, spielend mit dem Töchterchen, während Baumgardt neben uns die Bahnen der Planeten berechnet: heute war er doch wieder da! Und kommt dann einmal mein alter Diener und sagt: unser Herr ist heute Nacht gestorben, da sparen Sie die Thränen nicht; und wenn der Abend kommt, die Stunde, wo ich sonst so still die Klinke drückte und eintrat, da sehen Sie oft nach der Thür; die Kleinen fragen und Ernst ist betrübt, daß sein Pathe nicht mehr kommt —! Theuerste, beste Frau, wird das nicht einmal geschehen?"

Im Jahre 1872 wurde seine Gesundheit, die bis dahin unerschütterlich zu sein schien, wankend. Vorboten der Wassersucht stellten sich ein; er ließ sich nicht dadurch abhalten, seine Pflicht wie immer zu erfüllen. Und auch als die Krankheit weitere Fortschritte gemacht hatte, schleppte er sich mühsam zur Schule hin. Ja, als der sonst so kräftige, so elastische Körper sich nicht mehr mit Sicherheit aufrecht erhalten konnte, als er vor der Thüre des Gymnasiums zusammengebrochen war, blieb dieser Mann von wunderbarer Energie, in seiner friedlichen Pflichterfüllung tapferer, als mancher Held des Schlachtfeldes, dennoch immer in amtlicher Thätigkeit, so dringend ihn auch Director Heydemann bat, sich zu schonen.

Nach den Sommerferien erst hinderte ihn die physische Unmöglichkeit, sein Amt länger zu verwalten. Es waren qualvolle Wochen, die er noch durchmachen mußte. Um diese Zeit schrieb Giesebrecht in einem Briefe über ihn Folgendes, aus dem so recht deutlich hervorgeht, welche innige Hochachtung er vor ihm hatte:

„Mein Freund Calo befindet sich in trostlosem Zustande, er leidet an der Wassersucht, ist auf einem Auge völlig blind, so geschwollen, daß er sich nicht selbst bewegen kann; er stirbt ab und kann nicht sterben. Wie leicht und schnell geht mancher aus der Welt, und er, der nach Menschenurtheil ein so sanftes Ende verdient hätte, muß des qualvollsten Todes sterben. Er läßt Niemand zu sich, als den Arzt und seinen Krankenpfleger, selbst seine Geschwister dürfen ihn nicht pflegen. An meinem Geburtstage habe ich noch einen Abschiedsbrief von ihm gehabt, etwa acht Tage vorher habe ich ihn zuletzt gesprochen. Er kam eben aus der Schule und war bereits an den Knieen so geschwollen, daß er nicht sitzen konnte, doch ist er beharrlich treu im Amt geblieben, bis die Ferien eintraten. Da brach er zusammen, und seine Kraft war zu Ende. Was bin ich gegen ihn, und muß ihn überleben! Drüben werde ich ihm nicht so nahe stehen, wie hier. Ein so guter, so treuer, so hülfreicher Mensch, wie er, wird dem Throne des Ewigen viel näher sein, als ich sündige, von den Banden der Erde gebundene Creatur."

Calo starb am 24. September 1872. Wenn auf einen, so kann auf ihn das Dichterwort angewendet werden, daß hinter ihm alles Gemeine in wesenlosem Scheine gelegen hat. Erwerb, Ehre, Sinnenlust lag unter seinen Füßen. In seiner Abschiedsrede sagt Giesebrecht, wo er von den Amtsgenossen spricht, welche Pfleger des Idealismus in der Schule gewesen, keiner sei seinen Weg eigenthümlicher gegangen als „unser Calo, in den Zwischenzeiten, die er uns gönnte, wenn er nicht Schottland, England, Frankreich und Italien durchwandernd, in Paris und Rom sich in die Herrlichkeiten der Kunst vertiefte, wenn er nicht Griechenlands Küsten beschiffte, in Athen unter den Ruinen der Akropolis wandelte, oder am Piräus, in der Bucht von Salamis badete, wenn er nicht Aegypten durchzog oder die phönicische Küste und von Beirut aus die Karavanenstraße über den Libanon, Cölesyrien und den Antilibanon nach Damaskus pilgerte, dem Paradies der Erde, wie die Morgenländer sagen: ein Mann, wie er, ob er den Fuß auch fest dem wirklichen Erdboden aufgestemmt hatte, war und ist selbst schon eine ideale Persönlichkeit." F. K.

Druck von Herrcke & Lebeling in Stettin.